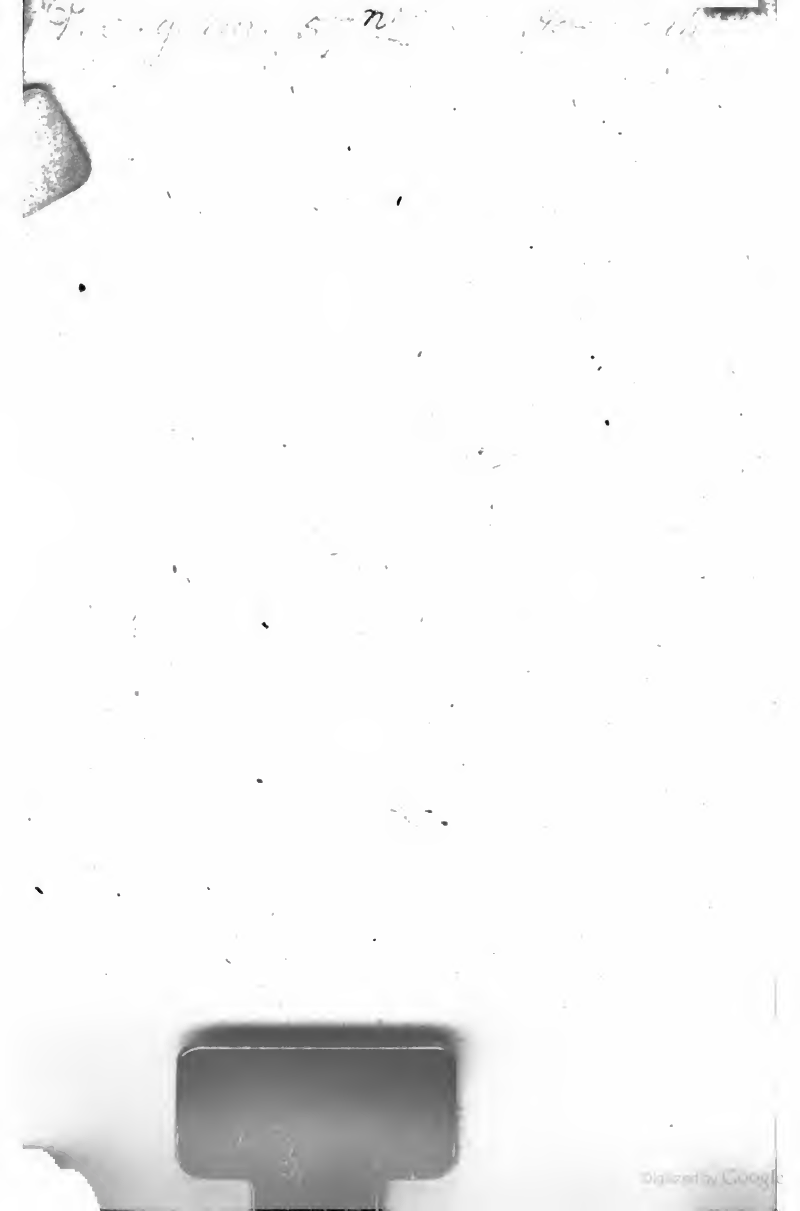




Spinoza.

Ein Denkerleben.

Von

Berthold Auerbach.

Neu durchgearbeitete, stereotypirte Auflage.

Mannheim,
Verlag von Bassermann & Mathy.
1854.

Vorrede.

Achtzehn Jahre sind es, seit ich dieses mein erstes Buch der Oeffentlichkeit übergab.

Ich erkenne es als ein hohes Glück, daß Schicksal und Bildungsgang mich in erster Jugendzeit dahin drängten, mich in das Leben eines so erhabenen Geistes zu vertiefen, und daß mir hierzu jetzt von Neuem Veranlassung geboten wurde; daß ich ein andächtiges Jugendstreben mit dem Eifer des Mannes wieder zu erfassen Gelegenheit hatte, das zähle ich zu meinen freudigsten Erlebnissen.

In dieser Empfindung habe ich das Buch nach Maßgabe meiner Kraft mit Sorgfalt durchgearbeitet.

Der große Genius hat das Recht und die Pflicht, die ersten Arbeiten seines Geistes unberührt stehen zu lassen, da sie als Denkmale seiner Entwicklungsgeschichte eine Bedeutung haben. Wir anderen sind meiner Ueberzeugung nach verpflichtet, den Leistungen des ersten Schaffenstriebes dadurch Berechtigung der Dauer zu geben, daß wir Gehalt und Gestalt derselben mit reiferer Erkenntniß möglichst zu vollenden und abzuklären suchen.

Bei dem vorliegenden Werke kam noch in Betracht, daß eine solche gereifte Erkenntniß durch den Helden dieser Darstellung besonders erheischt wird.

Und endlich mag noch hinzugesetzt werden, daß ich wol hoffen darf, mit der erneuten Arbeit vor ein neues Publikum zu treten.

Ich habe mich bemüht, Einfachheit und Correctheit in Gedanken und Ausdruck zu bringen; der Bau des Ganzen ist in seinem ursprünglichen Bestande gelassen.

Da neben dem sittenschildernden und culturgeschichtlichen Interesse das Genetische und Pragmatische hier vorherrschend ist, wurde dieß noch mehr geklärt und vertieft.

Ich war mir stets bewußt, wie schwer solches Unternehmen ist, wenn es nicht dahin kommen soll, daß man alte Säcke mit neuen Lappen flickt.

Letzteres wird der unbefangene Leser in dieser Darstellung hoffentlich nicht finden, und wer sich die Mühe geben will, beide Bücher zu vergleichen, wird mindestens meine redliche Hingebung nicht verkennen.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches habe ich Spinoza's Werke mit der nach den Quellen bearbeiteten Biographie des Philosophen*) herausgegeben, und ich kann mich rücksichtlich seines Systems und seiner Lebensereignisse darauf berufen.

Ich lasse demnach die wissenschaftlichen und historischen Nachweise der ersten Auflage hier weg, denn ich glaube nicht ungerecht gegen mich zu sein, wenn ich bekenne, daß damals nicht nur das Verlangen, das Historische zu erhärten, mich solche Belege geben ließ, sondern auch ein Bestreben, den in Amt und Würde stehenden Genossen gegenüber beim ersten literarischen Versuche etwas Gelehrsamkeit zu dokumentiren**).

*) Spinoza's sämmtliche Werke rc. (Stuttg. bei Scheible 1841, 5 Bde.) leider durch viele Druckfehler entstellt.

**) Ich muß es natürlich dahin gestellt sein lassen, inwieweit es mir gelungen ist, aus dem Geiste des Spinoza'schen Systems Aussprüche in das Leben zurück zu versetzen.

Nur zwei Stellen mögen hier ausführlich Raum finden, um es zu rechtfertigen, daß ich einerseits in theologischen Dingen später veröffentlichte Ergebnisse ausführlich oder im Keime in die Jugend zurückversetzte, und andererseits den Philosophen inmitten großer Schwankungen des Lebens und der Weltbetrachtung zeigte.

Im 9. Capitel des theologisch-politischen Tractats sagt Spinoza nach Darlegung seiner exegetischen Grundsätze:

„Ich bekenne, daß obgleich ich lange suchte, ich doch nichts dergleichen finden konnte. Und ich setze hinzu, daß ich hier

---

Es hieße, den besten Theil des Buches nochmals und zusammenhangloser geben, wenn ich alles einzelne seinen Schriften Entnommene ausführlich darthun wollte. Zur Erleichterung der Forschung und um hierauf bezügliche Mißverständnisse vorweg abzuschneiden, hier also nur einige Hinweise:

S. 130 über Maimonides und die Aristotelische Richtung wörtlich im Tractatus theolog. politicus pag. 93 (ich zitire nach der Gfrörer'schen Ausgabe, Stuttgart 1830) und auch pag. 201.

S. 146 über Christus viele Stellen im Tr. hier besonders pag. 94 u. wörtlich Schluß des 23. Briefes an Oldenburg.

S. 176 u. 177 aus der Vorrede zum theol. pol. Tractat. Auch sonst spricht Sp. oft von Alexander. So Tr. pag. 216 u. s. w.

S. 193 Ethices p. 4. prop. 67

S. 194 Ep. 23.

S. 198 Ep. 2.

S. 201 Einleitung zu den princ. phil. cartes.

S. 202 wörtlich aus de intellectus emendatione, pag. 505.

S. 203 Worte Ludwig Meyers aus seiner Vorrede zu den pr. phil. cart.

S. 240 ff. Tr. pag. 101, 114, 207 u. s. w.

S. 248 wörtlich Ep. 2.

S. 249 wörtlich Ep. 60.

S. 250 Ep. 50.

S. 253 Eth. p. 2 pr. 4. schol. p. 1 pr. 22 schol. 1 u. 2, p. 1. pr. 15 u. 18 u. s. w.

S. 300 wörtlich Ep. 74. Ich möchte wiederholt Geschichtsforscher darauf hinweisen, den Namen des Mannes zu ermitteln, auf den sich Spinoza hier bezieht

S. 305 Tr. pag. 131 u. 132.

S. 307 Tr. pag. 117 wörtlich.

S. 365 Tr. c. 15 besonders pag. 202.

S. 381 Ende. Eth. p. 5 pr. 42 schol.

S. 382 Eth. p. 3 Schluß der Einleitung.

S. 384 u. 385 Eth. p. 5 pr. 10 schol. wörtlich.

nichts schreibe, was ich nicht schon längst und lange überdacht habe, und obgleich ich von Kindheit an mit den gewöhnlichen Meinungen über die Schrift erfüllt wurde, konnte ich sie doch schließlich nicht gelten lassen."

Und mit der Unbefangenheit, die nur einem freien Herzen zusteht, macht Spinoza in seiner Abhandlung „über die Ausbildung der Erkenntniß" — nachdem er als das Ziel der allgemeinen Bestrebungen: Reichthum, Ehre und sinnliche Lust dargestellt und ihre Nichtigkeit aufgezeigt — folgendes Selbstbekenntniß: „Obgleich ich in meinem Denken dieß so klar begriff (daß der Gedanke der Einheit mit der Natur das höchste Gut), konnte ich doch noch nicht alle Habsucht und Sinnengier und allen Ehrgeiz ablegen."

Möge nun der Einblick in die Lebensbedingungen und in das Walten einer solchen Menschennatur dem vorurtheilsfreien Leser den Segen der Erhebung bringen, und ihn zur freien Erkenntniß seines eigenen Wesens und Geschickes führen.

Ich weiß, wie viel mir dazu fehlt, um dem Meister in seinem Gange nachzugehen, aber ich nehme mir die Schlußworte seiner Ethik zum Troste:

„Alles Hohe ist so schwer als selten."

Dresden, 12. August 1854.

Berthold Auerbach.

Inhalt.

Seite

1. Akosta.

Es war am Freitag Abende zu Ende April 1647 als in einem abgelegenen Winkel des jüdischen Friedhofes zu Amsterdam emsig geschaufelt wurde, um eine eben eingesenkte Bahre mit Erde zu bedecken. Kein Klagender stand dabei. Die Anwesenden theilten sich in verschiedene Gruppen, wo man bald von Begebenheiten des Tages, bald von Leben und Sterben dessen, der hier der Erde übergeben worden, sich unterhielt, und die am Grabe selber beschäftigt waren, sputeten sich schweigend und mit gleichgiltigen Mienen, denn schon mahnte die Sonne, die sich gen Westen neigte, daß es bald Zeit sei „das Antlitz des Sabbaths zu begrüßen." Nur zu Häupten des Grabes stand ein blasser Jüngling, der nachdenklichen Blickes die braunen Schollen in die Grube hinabwälzen sah. Mit seiner Linken zerpflückte er, ohne es zu wissen, die Knospen, die an dem glattgeschornen Buchenzaune hervorkeimten, und die es noch kaum gewagt hatten ihr Auge den warmen Blicken der wetterwendischen Aprilsonne zu öffnen.

„Junger Freund," redete in spanischer Sprache ein Fremder den Jüngling an, „Ihr seid wol der einzige Anverwandte dessen, der da unten ruht? Ich seh's Euch an, Ihr kanntet ihn gut, und könnt mir wol am besten sagen, wer es denn ist, der hier

wie ein Verpesteter eingescharrt wird, ohne Trauerwort, ohne Klage, ohne Seufzer. Ich bin fremd —"

„Ich bin nicht mehr mit ihm verwandt als Ihr" — sprach der Jüngling nach einigem Zaudern — „wofern Ihr, wie ich vermuthe, von Israels Stamm seid. Wohl müßt Ihr fremd und von fernen Landen hergekommen sein, da Ihr das Schicksal dieses Unglücklichen, Gottverlassenen nicht kennt. O! er war groß und herrlich und wie ist er in die Grube gesunken —"

„Ich bitt' Euch," unterbrach der Fremde, „macht es nicht wie die anderen, die ich schon befragte, als ich von der Straße aus hierher einlenkte, erzählt. —"

„Kennt Ihr das Geschlecht der da Costa aus Oporto?" fragte der Jüngling.

„Wer hätte in Spanien gelebt, zu dem der Ruhm dieses Geschlechtes nicht gedrungen wäre? Die angesehensten Ritter trugen diesen Namen. Miguel da Costa, nach dessen Tode seine ganze Familie aus Oporto verschwand, war einer der stattlichsten Ritter, die ich auf dem Turniere zu Lisboa gesehen; er war einst ein eifriger Anhänger unserer heimlichen Gemeinde gewesen." —

„Der nun dort endlich seine Ruhe gefunden," begann der Jüngling, „das war sein Sohn, und wie mein Vater oft sagte, in Gestalt und Haltung das vollkommene Ebenbild seines Vaters. Gabriel, so hieß er, war in allen ritterlichen Künsten geübt, in den Wissenschaften erfahren, besonders in der Jurisprudenz. Obgleich schon frühe von Religionszweifeln gemartert, hatte er dennoch in seinem fünf und zwanzigsten Jahre das Amt eines Schatzmeisters bei der Stiftskirche übernommen; da erwachte endlich sein Eifer für die angestammte Religion, und er verließ mit Mutter und Brüdern das Land, wo die Gebeine so vieler

ob unseres Glaubens Erschlagenen ruhen, wo Juden ohne Zahl vor Bildern knien und sie küssen, die sie —“ Hier hielt der Jüngling plötzlich inne, und horchte auf das Gespräch zweier die am Grabe schaufelten.

„Gott verzeih mir meine Sünden,“ sprach der eine, „aber ich bleibe doch dabei, der Bösewicht hätt' es nicht verdient, daß er noch am Freitag Abend begraben wird; nun ist er, weil der Sabbath eintritt, von den Qualen der ersten Verwesung erlöst. Jetzt, wenn seine Seele hinüberkommt, kommt er zum gedeckten Tisch, er braucht auch nicht alsbald in das Gehinom (die Hölle) einzuspazieren, denn am Sabbath dürfen ja alle Bösewichter von ihren Qualen ruhen; ich hab's ja gesagt, man solle ihn liegen lassen bis Sonntag Morgen, wär' immer noch Zeit genug für die Bescheerung die auf ihn wartet, und am Ende verleitet er uns noch in seinem Tode ein Loch in den Sabbath hinein zu arbeiten. Drum mach' hurtig, daß wir fertig werden.“

„Ja, ja,“ entgegnete der andere, „der wird sich wundern, wenn er hinüberkommt, und ihn die Würgengel mit feurigen Ruthen peitschen; da wird er's doch wol glauben, daß es noch eine andere Welt gibt, was er sein Lebtag nicht einsehen wollte. Meinst du nicht auch?“

„Ich bitt' Euch, erzählt mir weiter,“ sprach der Fremde.

„Ihr habt's gehört, was die da sagten,“ erwiederte der Jüngling, „und der Kleine dort mit dem hohen Rücken, der jetzt so über ihn schimpft, hat viel Gutes von ihm genossen, denn seine Mildthätigkeit war ohne Grenzen. Doch, ich will Euch schnell noch weiter erzählen. Gabriel kam hieher nach Amsterdam, unterwarf sich allen Vorschriften und trat in unsern Glauben ein. Er führte von nun an den Namen Uriel Akosta. Er befolgte eifrig was geschrieben steht: „Du sollst darin forschen Tag und Nacht.“ Man hat

mir oft erzählt, es war rührend anzusehen, wie der stattliche Mann es nicht verschmähte, selbst von einem kleinen Jungen sich im Hebräischen und in der heiligen Schrift unterweisen zu lassen. Aber bald ist ein unheiliger Geist in ihn gefahren, und er begann zu spotten über unsere frommen Rabbinen. Ihr habt's so eben hier gehört, daß er einer von denen war, welche die Grundlehren leugnen; er hat die Sünden seines Herzens in Schriften niedergelegt und sie noch durch das göttliche Wort begründen wollen. Rabbi Salomon de Silva, unser berühmter Arzt, hat seine Lügenlehren widerlegt. Acosta wurde in den Bann gethan, er befreite sich davon durch Widerruf. Aber der Widerspruchsgeist in ihm ruhte nicht; er widersetzte sich nicht nur unserer heiligen Religion, indem er, wie sein eigener Neffe von ihm aussagte, den Sabbath entweihte und verbotene Speisen genoß, zwei Christen, die zum Judenthum übertreten wollten, solches auf's höchste widerrieth, sondern er sprach sich auch noch öffentlich gegen alle Religion als ein wahrer Gottesleugner aus. Sieben Jahre lang weigerte er sich, den Vorschriften unserer Religion nachzuleben, und sich der Buße, die ihm auferlegt wurde, zu unterziehen. Er sollte in den großen Bann gethan und auf ewig aus unserer Gemeinde ausgestoßen werden. Auf Zureden seines ehemaligen Freundes, des frommen Rabbi Naphthali Pereira, unterwarf er sich dem Ausspruch des Beth-Din (kirchliches Rabbinengericht) und trug alle die harten Strafen, die man über ihn verhängte. Mein Vater hat oft gesagt: hätte Acosta für unsere Religion in die Schlacht ziehen dürfen, er wäre freudigen Muthes für sie in den Tod gegangen; aber für sie leben konnte er nicht. — Häusliche Zerwürfnisse, die Auflösung seiner Verlobung mit einer Tochter des Josua di Leon zerrütteten seinen Geist vollends. Er hat als Testament

eine Beschreibung seines Lebens hinterlassen, worin er sich zu vertheidigen sucht; wenn Ihr aber in Amsterdam verweilt, könnt Ihr noch manches Andere über ihn vernehmen. Schon seit langer Zeit sprach er ganz gegen seine frühere Weise fast mit Niemanden mehr ein Wort; man hielt es für Reue, aber er brütete auf neue Unthat. Den Rabbi Naphthali Pereira, mit dem er einst so vertrauten Umgang gepflogen, den mied er jetzt, denn er hielt ihn für den Urheber seiner Leiden und seines Mißgeschicks. Gestern früh, als der Rabbi aus der Synagoge heimkehrt und an Akosta's Haus vorübergeht, schießt der Abtrünnige mit einer Pistole nach dem frommen Manne. Er war sonst ein guter Schütze und soll in seiner Vaterstadt deshalb berühmt gewesen sein, aber ein Engel vom Himmel muß seinen Arm erfaßt haben, denn es ist wunderbar, daß er den frommen Mann nicht beschädigte! Er scheint Alles vorbedacht zu haben, denn gleich darauf ergriff er eine zweite geladene Pistole und schoß sich in den Mund, daß sein Gehirn bis an die Decke hinauf gespritzt sein soll. Darum wird er nun so ehrlos —"

„Baruch!" unterbrach hier den Jüngling eine lange Gestalt die sich ihm näherte, „Baruch, komm', es ist Alles fertig, wir wollen mit unserm Lehrer heimgehen."

„Ich komme, Chisdai," erwiederte Baruch, verbeugte sich vor dem Fremden und ging zu der Stelle, wo die versammelten Anwesenden das in aramäischer Sprache verfaßte Gebet für die Auferstehung der Todten und den Wiederaufbau Jerusalems sprachen. Beim Herausgehen aus dem Friedhofe raufte ein Jeder dreimal Gras aus dem Boden, warf es über dem Kopfe hinweg hinter sich und sprach hiebei in ebräischer Sprache die Worte: „Sie sprossen aus der Stadt wie das Gras des Feldes" (Ps. 72, 16.).

Vor dem Friedhofe wusch man sich mit bereit gehaltenem Wasser dreimal die Hände, um sich von der Berührung der Dämonen, die auf dem Todesacker hausen, zu reinigen. Dabei mußte man den Vers (Jes. 25, 8.): „den Tod verschlingt er auf ewig rc.“ sprechen. Jetzt erst machte man sich auf den Weg nach Hause; aber auch beim Gehen mußten noch dreimal die Verse von Ps. 90, 15. und Ps. 91 gesprochen werden. Dem Ritus gemäß mußte man sich jedesmal beim Beginn der Verse auf einen Stein oder Rasen setzen, bis der erste Vers gesprochen war, dann förderte man wieder betend seine Schritte. So gingen Baruch und Chisdai, ihren Lehrer Rabbi Saul Morteira in der Mitte.

„So mögen alle deine Feinde zu Grunde gehen, Herr!“ (B. d. Richt. 5, 31.), sprach Chisdai endlich. „An diesem Stolzen hat sich das Strafgericht Gottes wieder in aller seiner Macht geoffenbart. Du hast seine Büßung nicht gesehen, Baruch, auch ich wünsche, daß mein Auge nie mehr solches erschaue. Ein sündiges Mitleid regte sich Anfangs in mir, bis ich reuevoll einsah, daß die Menschen verpflichtet sind, die Geißel Gottes zu schwingen. Unvergeßlich ist mir Alles. Ich sehe den Abtrünnigen vor mir, wie er im weißen Sterbehemde öffentlich in der Synagoge sein Sündenbekenntniß ablas, das war nicht seine gebieterische Stimme von sonst, er trug seine Stirne nicht mehr so übermüthig hoch; aber was nützte es, daß er, wie der Prophet Jesaias sagt, sein Haupt wie Schilf beugte? Und wie er dann in die Ecke geführt wurde, wie man seine Simsonsarme an die Säule festband, wie man seinen breiten Rücken entblößte, das Alles seh' ich noch so deutlich vor mir, als ob es jetzt vor meinen Augen geschähe. Der Chacham stand neben dem Küster und sprach den Vers (Ps. 78, 38): „Der Allbarmherzige vergiebt Sünden, schonend wendet

den Zorn er, dämpft seinen Grimm er." Dreimal sprach er die dreizehn Worte und bei jedem Worte gab der Küster dem Abtrünnigen einen Schlag auf den entblößten Nacken. Nicht den geringsten Schmerzenslaut ließ er vernehmen, und als er die gebotene Zahl längst erhalten hatte, lag er noch immer regungslos da, sein Mund küßte den Boden, den sein Fuß zu betreten sich geweigert hatte. Endlich wurde er wieder angekleidet und an den Ausgang der Synagoge geführt; dort unter der Thüre mußte er hinknieen, der Küster hielt ihm den Kopf, und ein Jeder, der aus der Synagoge ging, setzte den Fuß auf seinen mit Schwielen besäten Rücken und schritt über ihn weg; ich machte mich schwerer als ich auf ihm stand, daß er meinen Tritt auch fühlte. Ich sage dir, es ist schade, daß dein Vater gerade jenen Tag mit dir verreiste; ich sah ihn dann, wie er, da Alles fort war, sich aufraffte, nochmals in die Synagoge zurückging, die heilige Lade stürmisch aufriß und lange hinstarrte auf die Gesetzesrollen, bis ihn der Küster ans Weggehen mahnte. „Sind mir die Himmelsthore jetzt wieder offen?" fragte er, und mir war's, als ob er ein gellendes Gelächter dabei ausstieße. Er hüllte sich in seinen Mantel und schlich nach Hause. Gottes Wege sind gerecht! Er ist in die Grube gefallen, die er andern gegraben. So müssen sie Alle zu Grunde gehen. Er ist verloren hier und dort." Chisdai schielte nach seinem Lehrer, um aus seinen Mienen den beifälligen Lohn seines heiligen Eifers zu lesen; dieser aber schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach noch leise das Gebet vor sich hin.

Baruch hatte schon zweimal den Mund geöffnet um seinem Mitschüler zu antworten; doch in der Furcht, er könnte den Sünder aus Mitleid mit seinem Schicksale zu warm vertheidigen, hatte er geschwiegen. Als er aber jetzt das Mißfallen seines Lehrers

sah, sprach er ermuthigt: „Du scheinst das Beispiel der Frau des Rabbi Mejir nicht nachahmen zu wollen.“ — Er deutete hiemit auf jene Erzählung im Thalmud, wo die Frau in dem Verse (Ps. 104, 35): „O daß die Sünder von der Erde vergingen, auf daß die Gottlosen vernichtet wären“ das Wort „Sünder“ in „Sünden“ verwandelte — und fuhr dann fort: „Wo giebt es einen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thue und nicht sündige? (Pred. 7, 20.) Auch ich verabscheue jene Lehren, die den wirren Uriel verleiteten —“

„Du darfst seinen Namen nicht mehr nennen, er ist ausgelöscht,“ unterbrach Chisdai und Baruch fuhr fort:

„Er hat seine Lehre selbst damit verworfen, da sie ihn zum Selbstmorde führte. Da er noch lebte, haben ihn die Menschen gerichtet; nun er todt ist, darf nur Gott ihn richten.“

Der Rabbi nickte Baruch zu, ohne ein Wort zu sagen, da er noch immer mit dem Sprechen des Psalmes beschäftigt war.

„Es steht ja aber auch geschrieben,“ sprach Chisdai trotzig, (Spr. 10, 7.): „Der Name der Gottlosen soll verfaulen.“

Lautlos gingen die drei noch einige Minuten neben einander, ein Jeder von eigenthümlichen Gedanken bewegt. Endlich brach der Lehrer sein Schweigen und erklärte, daß das geoffenbarte Gesetz keine Abtrünnigkeit dulde, denn darum habe es Gott mit seinem Finger geschrieben und uns überliefert, daß wir Alle darnach leben. Wer nach den Eingebungen seiner Vernunft leben zu können vermeint, leugnet damit die Nothwendigkeit der Offenbarung, leugnet ihre Wahrheit und verhöhnt somit das Gesetz, das ihn treffen muß. „Es giebt wol Menschen,“ schloß der Rabbi, „die da sagen: laßt Jeden denken und glauben, wie er's vor sich verantworten kann — diese sind selbst ohne daß sie es wissen, ab=

gefallen. Wir dürfen Niemand, der in unserm Glauben geboren ist, seinem Verderb überlassen, der auch unser Verderb sein würde. Können wir ihn mit Worten zu Reue und Buße zurückführen, singen wir Halleluja; bleibt er verstockt und widerspenstig, so zerreißen wir unser Kleid, er ist todt, er muß sterben oder den Satan in seinem Herzen tödten. Wir zwingen ihn mit aller Macht, die uns Gott gegeben."

„Man zwingt ihn, bis er sagt: Ich will," schaltete hier Chisdai aus dem Thalmud ein und der Rabbi fuhr fort:

„Können wir den Lügengeist nicht von ihm trennen, so vertilgen wir ihn selbst mitsammt seinem Satan. Wo kein Wort mehr ausreicht, hat uns der Herr den Stein gegeben um zu steinigen. Laßt euch nicht verleiten von denen, die jetzt weichen Herzens sind über das Ende des Abtrünnigen dort und mitleidig sagen, man hätte ihn schonen, ihn nicht so weit treiben sollen. — Es ist ihm wohl geschehen, daß er nicht länger sündigen durfte."

Es mußte sich eine eigenthümliche Gedankenfolge in Baruch gebildet haben, denn er fragte nach einer Pause:

„Wo ist in der heiligen Schrift der Selbstmord verboten?"

„Was das wieder für eine Frage ist!" antwortete der Rabbi mürrisch, und Chisdai setzte hinzu:

„Es heißt ja im sechsten Gebote: Du sollst nicht morden. Ohne Beisatz, und das heißt weder einen andern noch dich selbst."

„Du kommst heute wieder auf seltsame Querfragen," sagte der Rabbi meisternd zu Baruch. Dieser konnte nicht erklären, was ihn bewegte. Der Fremde hatte ihn aus schweren Gedanken herausgerissen, als er am Grabe des Ketzers stand und in die Grube hineinstarrte, darein man den Leib versenkte, es war ihm, als ob man seinen eigenen Körper versenkte und sein Geist irrte

fragend und klagend durch die Welt: Ist das das Loos des Abirrenden, daß man ihn in den Abgrund stößt? Wer kann einer fremden Seele gebieten, wer seiner eigenen, daß sie den Weg innehalte, der vorgeschrieben ist? Wie unzerstörbar muß in dem Eingescharrten sein Denken gewesen sein, daß er um seinetwillen Anderen den Tod zu geben trachtete und sich selber den Tod gab? Wer darf hier richten und verdammen?

Die Ansprache des Fremden hatte solch schweres Sinnen unterbrochen, die Worte des Rabbi auf dem Heimwege hatten aufs Neue den scharfen Gegensatz erweckt und jetzt tauchte eine Erinnerung in der Seele des Jünglings auf: Vor Jahren, als er hier zum erstenmale unter den Grabhügeln gestanden, hatte eine tiefe Wehmuth das Herz des Knaben beschlichen. Man begrub damals den Oheim Immanuel, der immer krank und an das Haus gebannt, sich viel mit den Kindern abgab und sie zu Boten seiner Wünsche an die Außenwelt machte. Als nun alle Leute den Friedhof verlassen hatten, der eine in die Schule, der andere nach dem Hafen oder auf die Börse und wieder andere nach ihren Werkstätten und Kaufläden gingen, drinnen in der Stadt sich das laute Getümmel fortbewegte, als wäre nichts geschehen, da erzitterte das Herz des Knaben, denn die Frage regte sich in ihm: wie kann Alles so ununterbrochen fortbestehen, da ja der Oheim nicht mehr zu Hause ist? Stundenlang weinte der Knabe im öden Zimmer des Verstorbenen, dessen Fenster alle weit offen standen wie noch nie, und er schalt über die Leute, die den kranken Mann da draußen liegen ließen und thaten als ob man von gar keinem Oheim wüßte. Die Mutter — denn dem Vater durfte er solches nicht klagen — suchte ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, daß der Oheim nicht mehr allein

und nicht mehr krank sei, vielmehr gesund und wohlauf droben bei Gott und allen seinen Vorfahren und allen guten Menschen. Der Knabe konnte das nicht fassen und schrie immer: ja, du hast's nicht gesehen, sie haben ihn in eine tiefe Grube hineingelegt und viel große Erdschollen auf den Schrein geworfen, worin er geschlafen hat; er ist gewiß aufgewacht und jetzt kann er nicht mehr heraus. Die Mutter suchte dem Knaben zu erklären, daß nur der Körper begraben, die Seele aber bei Gott sei. Der Knabe ward beruhigt, Wochen lang mußte er aber noch oft bei Sturm und Wetter plötzlich daran denken: wie geht es jetzt wol dem Oheim draußen in der Erde? ......

Seitdem war er am Grabe der Mutter gestanden und hatte sich ihrer trostreichen Lehre erinnert. Heute aber am Grabe Akosta's waren jene Erinnerungen von der Beerdigung des Oheims aufs Neue erwacht. Der Abgefallene, den man hier einscharrte, war sein Leben lang von jenem Schmerzgefühle nicht verlassen, das das Herz erzittern macht.

Wie kommt es, daß Kindern und Abgefallenen sich dieselben Fragen aufdringen? Ist es, weil die einen noch nichts wissen von den geoffenbarten Lehren und die anderen sie freiwillig abwerfen und aus sich selbst die Fragen zu lösen vermeinen? Wer darf strafen wegen solchen Ringens? ......

„Sei nicht allzu gerecht und klügle nicht allzu sehr, warum willst du verderben?" Diesen Vers aus dem Prediger Salomo's (7, 17) sprach sich Baruch im Innern vor und war stille.

Man war am Hause des Rabbi angelangt und dieser erinnerte seine Schüler mit bedeutungsvoller Miene, daß morgen der sechste Ijar sei. Man trennte sich, ein jeder begab sich nach Hause, um noch rasch die Kleider zu wechseln und in die Synagoge zu eilen.

In die offene Erde fällt ein Samenkorn, eine Scholle zerbröckelt und deckt es zu, und Niemand gedenkt wie es keimt und Wurzel schlägt, dem forschenden Auge verborgen. Wol mag auch das Menschenleben solchem verhüllten Wachsthume gleichen, und seine Gesetze sind noch minder offenbar; nur das Gewordene will sich fassen lassen, nicht das Werden selbst, die Forschung vermag nur, immer mehr Absatzpunkte in diesem zu erkennen.

Und wiederum erwächst keine Frucht als solche aus einer andern, das Samenkorn muß die Wandlungen des Lebens erneuen, muß keimen und sprossen, Halm, Strauch und Baum werden, um siebenfältig und hundertfältig die Frucht zu erzeugen, die allzeit das Leben neu nährt.

---

2. Ein Freitagabend.

In dem Eckzimmer des hohen Hauses mit den großen Bogenfenstern und der reichen Stukkaturarbeit, das auf dem Burgwall ohnweit der Synagoge stand, herrschte an jenem Abend eine ungewöhnliche Pracht und Lichtfülle. Die silberne in der Mitte des Zimmers hängende Lampe, deren seltsame Arabesken sonst von einem Flore eingehüllt waren, glitzerte hell im Widerschein der sieben Lichter, die kreisförmig an ihr brannten. Sie hatten der Herrlichkeiten noch gar viele zu beleuchten: die Polster der kunstreich geschnitzten Sessel hatten ihre werkeltägigen grauen Ueberzüge abgestreift und boten die Farbenpracht ihrer gold- und seidengestickten Blumen und Vögel dem Auge des Beschauers, so daß man dem bunten Teppiche, der auf dem Boden ausgebreitet lag, kaum einen Blick widmen mochte. Die glänzenden Trinkschalen und Gläser, die in gleichmäßiger Ordnung auf den Schränken standen, spiegelten das Licht in mannigfachen Strahlenbrechungen zurück. Vom Ofen her durchwürzte ein leiser Duft von Sandelholz die Atmosphäre des ziemlich geräumigen Zimmers, in dessen Mitte, gerade unter der Lampe, ein runder Tisch stand. Er war mit röthlich geblümten Linnen bedeckt, die silbernen Becher und Krüge schienen einer kleinen, aber heitern Gesellschaft zu harren. An der Wand gegen Osten hing ein auf vergilbtem

Pergament gezeichnetes Bild, und drüber standen mit goldenen Buchstaben die ebräischen Worte: Von dieser Seite weht der Hauch des Lebens. Ein vom Alter gebräunter Rahmen umschloß die halbverwischten Umrisse, aus denen jedoch das Bild einer alten Stadt noch erkennlich war; drunter stand in ebräischer Sprache: „Und die übrigen Völker um euch her sollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet was zerstöret, und pflanzet was verheeret war. Ich der Herr sage es und thue es auch.“ (Hes. 36, 36). Es war die alte Gottesstadt Jerusalem, und wol manches Auge, das schon längst vermodert im dunkeln Schoos der Erde, hatte durch Thränen der Trauer oder mit dem Freudenblitze der Sehnsucht auf diesem vergilbten Pergamente geruht. — Sonst war kein Bild zu schauen innerhalb der vier Wände, die mit reichen Tapeten geschmückt waren; aber einem Bilde glich eine ruhende Mädchengestalt auf der Ottomane. Das runde Köpfchen nachlässig auf die Rechte gestützt, deren Finger sich in den kunstlos herabwallenden schwarzen Locken verloren, lag sie unbeweglich da; vor ihr lag das Gebetbuch aufgeschlagen, ihr Auge schweifte über dasselbe hinweg und starrte hinein in die Umgebung. War's Andacht, war's der Gedanke an Gott, in dem ihre Seele ruhte? war's eine holdschimmernde Erinnerung, die vor ihr auftauchte, oder sind's traumhafte Bilder der Zukunft, die sie umgaukeln und jenes engelhafte Verlangen um die Rosenlippen legen und den Pulsschlag des Herzens verdoppeln? Oder ist es jenes unbewußt selige Traumwachen, welches das Mädchen, das zur Jungfrau reift, so oft überrascht und namen- und gegenstandloses Verlangen in ihm erregt? — Eine sabbathliche Stille ruhte auf der ganzen märchenhaft gestalteten Umgebung. —

„Ich glaub's, daß du müd bist, Miriam, ist gar kein Wun-

der," ließ sich eine näselnde Stimme vernehmen, indem sich die Thüre öffnete. Miriam sprang hastig auf, strich sich die Haare aus der Stirne, küßte inbrünstig das Gebetbuch, legte es auf das Fenstersims, und lockerte schnell die Ottomane wieder auf.

„Nun? was ist das für ein Schreck? Meint einer es käm' eine Hex. Es ist wahr, man kann an mir erschrecken wie ich ausseh; hab' noch nicht Zeit gehabt meine Schmutzkleider auszuziehen. Das heißt aber auch einmal geschafft." So sprach die alte Chaje, und in der That, ihr ganzer Aufzug konnte zu der Bezeichnung, die sie sich selber beilegte, auffordern. Eine in Rauch gebräunte Haube bedeckte ihre grauen Haare genugsam; nur einzelne lockere spannen sich vorwitzig wie Herbstfäden über das runzliche Gesicht herab; ein Kohlenstreif auf der linken Wange bis über die Hälfte der Nase war von Miriam bemerkt worden, und die Chaje war eben vor dem Spiegel beschäftigt, um denselben abzuwischen. „Du hast ganz recht gethan," fuhr sie fort, während sie sich mit ihrer Küchenschürze abtrocknete, „du hast ganz recht, daß du dich ein bischen niedergelegt hast. Für was steht das Ding das ganze Jahr da und wird nicht gebraucht? Ich wollt', ich könnt' mich jetzt gerad in's Bett legen, ich wollt' gar nichts zu Nacht essen, so müd bin ich; ja, wenn man bald achtzehn Jahr in Einem Dienst ist, spürt man die Strapatzen, sie setzen sich nicht in die Kleider. Du wirst auch müd sein, zehn mal 'rauf und 'runter, alles selbst ausräumen, dem Fremden sein Bett zurecht gemacht, es ist keine Kleinigkeit; es ist aber jetzt auch Alles proper, er wird sich verwundern. Wie gut ist es, daß du den Fisch noch gekauft hast. Wein, Fisch und Fleisch, das hat der Arme unter den Armen jeden Sabbath; ohne Fisch ist kein rechter Sabbath, es steht ja auch in der Thorah. Du bist so eine gute Hauswirthin, daß du bald heirathen darfst;

du ladst mich doch auch zur Hochzeit? Mach nur, daß du keinen solchen kleinen Schlemiehl bekommst wie deine Rebekka. — Hast du gesehen, wie der Baruch heut' wieder aussieht? Als ob er schon zehn Jahr' unter dem Boden gelegen hätt'. Ich fürcht', ich fürcht', das viele Lernen kann ihm, Gott bewahre! an seiner Gesundheit schaden. Tag und Nacht nichts als Lernen und Lernen, wo soll das hinaus? Mein Bruder Abraham hat einen Sohn gehabt, der war so gescheit wie Ristotles, der hat auch zu viel gelernt, bis er sich am Ende ganz hintersinnt hat. Doch still, ich glaub' die Synagog ist schon aus, ich muß gehen, ich darf mich vor keinem ehrenhaften Judenkind sehen lassen wie ich daherkomme, sie kommen schon die Stieg herauf" — und hiemit huschte sie zur Thüre hinaus.

Miriam war froh, die leidige Schwätzerin los zu sein. Ihr Vater, der Fremde, den wir auf dem Friedhofe mit Baruch im Gespräche gesehen haben, und Baruch selbst traten ein. Miriam ging ihrem Vater entgegen, neigte sich vor ihm, und dieser legte beide Hände auf das Haupt seiner Tochter und segnete sie leise mit den Worten: „Der Herr mache dich gleich den Erzmüttern Sarah, Rebekka, Rahel und Lea!" Auch seinen Sohn Baruch segnete er und sprach dabei leise: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menasse." (Gen. 18, 20.) Der Vater und Baruch sangen einen kurzen Gesang, worin sie die Schaar der Engel begrüßten, die jedesmal am Sabbath in's Haus des Juden einziehen. Der Ton des Vaters klang wehmüthig, als er hierauf in üblicher Weise mit dem Sohne das Frauenlob (Spr. Sal. Cap. 31, V. 10.) „Wer ein tugendhaftes Weib gefunden" sang. Die Schönheit und der wohlgeordnete Friede des Hauses war noch wie ehedem, die Hausfrau hatte ihm Bestand gegeben, sie selber

aber war durch den Tod entrissen. Doppelt schmerzlich war ihr Gedenken in der Freude des Sabbaths.

Der Fremde betrachtete das an der Wand hängende Bild.

„Kennst du es noch, Rodrigo?" sagte der Vater, nachdem er die leisen Gebete beendigt, „es ist ein altes Erbstück und hing einst in unserer Kellersynagoge zu Guadalajara; ich habe es mit vieler Gefahr gerettet."

Während die Beiden nun von ihren ehemaligen Zusammenkünften sprachen, standen Baruch und Miriam am andern Ende des Zimmers.

„Du machst ja heute wieder ein furchtbar finsteres Gesicht," sagte Miriam und strich dem Bruder mit ihrer zarten Hand die Haare aus der Stirne; „da komm an den Spiegel." Baruch faßte die Hand der Schwester und hielt sie fest, er sprach kein Wort und lauschte mit Miriam auf das Gespräch der Männer.

„Das ist eine Fügung Gottes, wofür ich ihm ewig danke, daß ich dich sogleich beim Vorübergehen erkannte," sagte der Vater zu dem Fremden; „also du kennst meinen Baruch schon? Siehst du, das ist meine jüngste Tochter. Wie alt bist du jetzt, Miriam?"

„Nur ein Jahr jünger als Baruch," sagte das Mädchen hocherröthend.

„Närrische Antwort," sagte der Vater. „Sie ist, glaub' ich, vierzehn Jahr alt. Ich habe noch eine ältere Tochter, Rebekka, die hier verheirathet ist."

„Nun meine Lieben, auch ich habe zwei Kinder," sprach der Fremde, „meine Isabella ist ungefähr so alt als du, Miriam, mein Sohn wird jetzt zwanzig Jahre alt. Ich hoffe, wenn meine Kinder hierher kommen, ihr nehmet euch ihrer an, besonders was

unsere heilige Religion betrifft, denn darin sind sie noch unerfahren. Aber hör' einmal," fuhr der Fremde fort, indem er sich mit verschränkten Armen vor Baruch hinstellte, „Wenn ich mir deinen Baruch jetzt betrachte, ist es mir unbegreiflich, daß ich ihn nicht gleich auf dem Friedhof erkannte; diese eigenthümliche Bräunlichkeit der Gesichtsfarbe, diese langen, etwas finster hereingezogenen, schwarzen Brauen, ganz wie du in deinen jungen Jahren, wenn du auf einen abenteuerlichen Staatsstreich sannest, auch diese Falte auf der unebnen Stirne, das bist ganz du, dagegen die gekrausten schwarzen Haare, die feingeschnittenen Lippen mit den sanften Anlagerungen um die Mundwinkel, o! wie himmlisch süß Manuela mit diesen Lippen lächelte. Ein gewisser kühner Trotz, der aus dem Angesichte spricht, alles das giebt ihm ein theilweise moriskisches Ansehen, das hat er von seiner Mutter; ach! wenn die noch lebte, was hätte sie für eine Freude, mich jetzt hier zu sehen."

Baruch hörte die Schilderung seiner selbst unwillig und fast zitternd mit an. Als er nun gar von seiner halb moriskischen Abstammung hörte, erinnerte er sich wieder, daß Chisdai ihn in der Schule damit geneckt; er zürnte seinem Vater, der ihm noch nie etwas davon mitgetheilt hatte. Dieser merkte die Verlegenheit seines Sohnes und sagte zu dem Fremden: „Du kannst es nicht verbergen, Rodrigo, daß du ein Schüler von Silva Velasquez bist und am Hofe Philipps den Damen die Schönheiten und Häßlichkeiten anderer ausdeuten halfst. Baruch, du mußt morgen deine Zeichnungen dem Herrn zeigen. Sei nur nicht so bange, es ist dir ja nichts geschehen."

„Nein, nein," sagte der Fremde, indem er dem Jüngling die Wange streichelte, „ich hoffe, wir werden gute Freunde. Hast du meinen Vetter, den gelehrten Jakob Carceres, nicht gekannt?"

„Ihn selbst nicht," sagte Baruch, „aber sein Buch: „die sieben Tage der Woche bei der Weltschöpfung" kenne ich."

Man hatte sich endlich zu Tische gesetzt, den Segen über Wein und Brod gesprochen und den Sabbath eingeweiht.

„Es ist doch sonderbar," sagte der Hausvater nach dem Schlußgebete, „sonst, kaum hab' ich den letzten Bissen hinunter, kann ich nicht erwarten, bis ich die brennende Cigarre im Mund habe, aber am Sabbath, es ist gerade, als ob alle unsere Neigungen andere geworden wären, da fällt mir's gar nicht ein zu rauchen und es kostet mir gar keine Mühe, das Verbot nicht zu übertreten." Der Fremde erwiederte nichts darauf. „Lieber Gott, jetzt bemerk' ich's erst," fuhr der Vater fort, „du hast noch die vaterländische Sitte, den Wein mit Wasser zu vermischen. Bleib nur bei uns im neblichen Norden, hier auf dem Grunde, den man gewaltsam dem Meere abgerungen und stündlich dagegen wahren muß, wo während der Hälfte des Jahres die Erde erstarrt und des Himmels blau Gezelt stets von Wolken umlagert ist, wo du statt einer von Wohlgerüchen durchwürzten Luft mit Feuchtigkeit und Dünsten erfüllte einathmest, hier in unserer Stadt, wo kein Brunnen quillt und man das Wasser zum Trinken aus der Ferne holen muß, wo man sich allzeit gleich dem Boden vom Meere gefangen vorkommt; wo das Klima selber den Menschen so ruhig und gelassen macht, und Vorsicht und Geduld, die den Boden des Landes geschaffen haben und erhalten, auch die Haupttugenden der Menschen sind; bleibe nur hier, glaub' mir, du gewöhnst dich auch an die Sitte, unter dein träges und alterndes Blut lauteres Traubenblut zu gießen und es rascher rollen zu lassen. O! es ist ein liebliches und prächtiges Land, unser Spanien, ein Eden und von Teufeln bewohnt. Jetzt, da ich

bald mein müdes Haupt in den Schooß der Erde legen muß, jetzt erst fühle ich, daß es nicht der heimische Boden ist, der mich aufnimmt."

„Du wirst ungerecht," entgegnete der Fremde, „nun du hier sorglos an deinem Tische sitzest und nicht fürchten darfst, dein Freund oder gar dein eigenes Kind könnte morgen mit reuigem Gemüthe beichten, daß du insgeheim den Gott Israels verehrest, und dann die Gluth des Scheiterhaufens statt wie jetzt des köstlich perlenden Weines deine alten Glieder erwärmen könnte, jetzt denkst du nur noch der Freuden des Vaterlandes und vergissest des jammervollen Greueltodes, der uns überall anstarrte; uns sollten die prächtigen Kastanienwälder mit ihren dunkeln Schatten nicht zur Ruhe und die reichen Forste nicht zur fröhlichen Jagd einladen, morgen konnten jene Bäume unsere Scheiterhaufen, morgen konnten wir das gejagte Wild sein. Wahrlich, wenn ich dich so reden höre, könnte ich jenen Eiferern fast beistimmen, wenn sie die Schuld all der Qualen, die uns erreicht, dem allein beimessen, weil wir unser Vaterland zu sehr geliebt, zu vergnüglich und stolz in dem dort erlangten Ansehen uns gefielen."

„Ja, ja, du hast recht," entgegnete der Vater, „aber laß uns die Freude des Wiedersehens nicht durch trübe Betrachtungen stören, komm trink; doch nein, Miriam hol die venetianischen Gläser dort her, laß dir von der Elsje in den Keller leuchten, und bring die zwei Flaschen, die mir de Castro unlängst geschickt hat."

„Herrlich," sagte der Fremde, als er das Glas des neuen Weines an den Mund gebracht hatte, „das ist ja echter Val de Pennas, wo hast du den her?"

„Wie ich dir sagte, Ramiro de Castro hat mir ihn von Hamburg aus geschickt; der Wein hat mit uns geblüht, er ist aber mit der Zeit feuriger geworden, und wir —?“

„Nun, wir haben auch gelebt; sei zufrieden. Siehst du, der Wein weckt die alten längst verrauchten Geister wieder in mir; weißt du noch? Solchen Wein tranken wir an jenem Abend in der Posada neben dem Hause der Donna Ines, die dich schon seit zwei Abenden vergebens harren ließ; du schlugst auf den Tisch und schworst sie nie wieder zu sehen, und den andern Abend hieß es in der verschwiegenen Laube: lieber Alfonso und liebe Ines, ha! ha! ha!“

Der Vater ermahnte seinen Gastfreund leise, doch Rücksicht auf die Kinder zu nehmen; der Fremde aber achtete nicht darauf und ergötzte sich an dem vaterländischen Weine.

„Denkst du noch jener himmlischen Sommerabende,“ fuhr er dann fort, „als wir auf der Almeda in Guadalajara umherschlenderten? Ich seh' dich noch, wenn um neun Uhr das Glöckchen läutete und Alles wie verzaubert still stand, um ein Pater noster zu beten; ich seh' dich noch vor mir stehen, wie du deinen Hut in der Hand zusammenknitterst, deine Augen sprühen Feuer, als wolltest du die ganze Welt in Flammen setzen, und nicht nur Donna Ines allein, du warst stets ein gefährlicher Caballero. Gott im Himmel!“ fuhr der Fremde fort, nachdem er noch einen guten Zug Weines genommen, „mir steht noch der Angstschweiß auf der Stirne, wenn ich daran denke, wie wir einst in Toledo vor der Kirche Unserer Frau del Transito standen: siehst du, sagtest du zähneknirschend, das prachtvolle Gebäude, das war einst eine Synagoge unserer Vorfahren. Samuel Levi, der sie erbaut hat, ist am Galgen verfault, und jetzt — es ist ein wahres

Wunder, daß wir bei deinem übermüthigen Geiste immer mit heiler Haut davon gekommen sind."

So ergingen sich die beiden Freunde in Jugenderinnerungen; in einer Stunde lebten sie noch einmal ein Leben voll Liebeslust und Jugendmuth.

„Ich kann nicht begreifen," sagte Baruch einmal, „wie man nur eine Minute glücklich sein kann in einem Lande, wo man stets nur Verrath und Schmach und Tod um sich her sieht."

„Darum bist du eben noch zu jung," sagte der Fremde. „Glaub' mir, und belauscht man jeden deiner Athemzüge, es giebt Stunden, ja Tage, wo du fröhlich sein und Alles vergessen kannst; und stößt man dich in Schmach, und wirft man dich und die Deinigen in den Koth — ein Allerheiligstes giebt's, wohin keine Erdenmacht reicht, es ist das eigene Bewußtsein und der trauliche Kreis der Unsrigen; der Himmel, der sich uns dort erschließt, den kann uns Niemand rauben, selbst das ewige Schreckbild des Todes nicht. Alle diese Schrecken sind über uns gekommen, und doch waren wir glücklich."

„Aber der unaufhörliche Zwiespalt in der Seele? Christ im Angesicht und Jude im Herzen?"

„Das war unser Unglück, das sah ich an deinem Oheim Geronimo."

„Warum verläßt der nicht seine finstere Klause und kommt zu uns herüber?" fragte Baruch.

„Er hat seine Klause verlassen und wir kommen zu ihm. Er ist todt. Junge, diese Leidensgeschichte hättest du mit erleben sollen, es käme dir zu gut für's ganze Leben."

Baruch hatte sich von seinem Sitze erhoben und leise den bei

einer Todesstunde vorgeschriebenen Spruch gesagt: Gelobt seist du Herr unser Gott, König der Welt, wahrhaftiger Richter.

„O erzählt, ich bitt' euch," sprach er dann, auch Miriam rückte näher an den Tisch und vereinigte sich mit der Bitte ihres Bruders.

„Es ist heute Sabbath und ich sollte nicht," sagte der Fremde; „doch weil ihr so sehr bittet, so sei es; und ist es ja sein Tod, der mir die Entschlossenheit gegeben, mich und die Meinigen mit Gottes Hülfe aus der Lüge zu retten."

3. Der jüdische Domkalfakter.

Rodrigo Carceres nahm noch einen vollen Zug aus seinem langen Glase und erzählte:

„Es werden jetzt ungefähr acht Monate sein, als ich durch Philipp Cappsolt einen Brief aus Sevilla erhielt; ich erschrack schon als ich die Aufschrift las: „An Daniel Carceres in Guadalajara.“ Das konnte wieder nur ein unvorsichtiger Jude sein, der mich bei meinem jüdischen Namen nannte; wie erzitterte ich aber erst über den Inhalt des Briefes: „Daniel, Mann des Gefallens,“ hieß es darin, „der Tag der Rache und des Todes ist da; ich will sterben mit den Philistern. Hei! sie sollen spüren wie's thut, wenn man bratet; komm zu mir; ich bin von heiligen Schergen bewacht. Bei dem Namen des allerheiligsten Gottes, bei der Asche unserer gemordeten Brüder und Schwestern beschwöre ich dich, komm zu deinem sterbenden Geronimo de Espinosa.“ — Es war kein Zweifel, Geronimo selbst hatte den Brief geschrieben; der feine wagrechte Strich, das Zeichen der Verehrung des einzigen Gottes unter seiner Namensunterschrift, zeigte mir das vollkommen, wenn ich gleich die zitternde Handschrift nicht als die seinige erkannte. Ich eröffnete meinen Kindern den Entschluß, nach Sevilla zu reisen; ich war so schwach, mich durch ihre Bitten und Thränen von der Ausführung abhalten zu

lassen. Ich hatte den armen Geronimo fast ganz vergessen als mich einst ein schaudervoller Traum an ihn erinnerte, und des andern Tages war ich auf der Reise. Ich trennte mich mit beklommenem Herzen von meinen Kindern, denen ich gesagt hatte, ich reiste nach Cordova zu meiner Schwester. Ich zog durch Cordova und schlich mich unbemerkt an dem Hause meiner Schwester vorüber; nirgends konnte ich weilen noch rasten, es war als ob eine unsichtbare Hand mich unaufhaltsam fortdrängte. Ich kam nach Sevilla. Eben läutete das Glöcklein zur Hora als ich den Trianenberg hinanstieg. Dort weilst du, glühender Geronimo, sprach es in mir, und förderst deine Schritte zur Kapelle; hast Gebet auf den Lippen und Fluch im Herzen. Hieß es nicht Gott versuchen, da du im Innern ein Jude, dich hineinwagtest mitten in den Rath der Inquisition, um so deinen Brüdern zu helfen? Ich trat in die Kapelle und kniete nieder bis die Messe beendigt war. Ich richtete mich auf und betrachtete die fetten und die abgehärmten Klosterbrüder genau; in keinem erkannte ich Geronimo. Ich fragte einen Familiaren nach ihm, er sagte, schon seit Wochen läge Geronimo zwischen Leben und Tod und spräche stets mit Daniel in der Löwengrube. Er führte mich in seine Zelle. Mit abgewandtem Gesichte schlummerte der Kranke, nichts als ein kahler Schädel war zu schauen; ein Cruzifix hing über seinem Bette und neben ihm saß ein betender Klosterbruder, der mir zuwinkte, ich möge leise auftreten. Nur das mühsame Athemholen des Kranken und ein leises Geflüster des Betenden zeigte von Leben in dieser Grabesstille. Endlich richtete sich der Kranke auf, ich erkannte ihn nicht: diese tiefliegenden Augen und hohlen Wangen, diese blassen Lippen vom lang herabwallenden weißen Bart umflossen, so konnte sich das Ansehen Geronimo's nicht

verändert haben; er erkannte mich aber alsbald, und leise, kaum die Lippen bewegend, sprach er: „Bist du noch da, Daniel? Das ist schön, daß du mich nicht verlässest; brauchst dich nicht zu fürchten, bist auch in der Löwengrube, aber Gott hilft dir heraus wie unserm Propheten zu Babel; nur mir haben sie Blut und Mark ausgesogen, ich kann nicht hinaus. Nicht wahr, du gehst nicht von mir?"

Ich hatte gefürchtet, der Augenblick des Wiedersehens würde vielleicht seinen Tod beschleunigen; ich konnte kaum begreifen, wie er that, als ob wir längst beisammen, ja als ob wir nie getrennt gewesen. Er winkte dem betenden Bruder neben ihm und dieser nahm sein Buch unter den Arm und ging. Beim Hinausgehen sagte er mir aber noch leise ins Ohr, daß ich, wenn es zu arg würde, dort an der Klingel läuten könnte.

„Ist er fort?" sagte nun Geronimo, „komm, gib mir schnell die Pechkränze, die du unter deinem Mantel hast, ich will sie hier verbergen in meinem Bett. Heute Nacht, wenn sie alle schlafen, zünden wir ihnen das Nest über dem Kopfe an; das wird eine lustige Opferflamme sein, die Engel im Himmel sollen drob lachen; ich bin gebunden, ich kann nicht hinaus, an allen vier Enden muß man's zugleich anzünden; wir müssen eilen, sonst steigt der Guadalquivir von selbst aus seinem Bette und löscht die Flamme auf der Burg, sie haben ihn im Solde. Hilf mir, das Wasser reicht an's Leben. Herr Gott! ich habe gesündigt, ich habe deinen heiligen Namen verleugnet; du hast ja sonst dich gezeigt in Wundern, sende deinen Blitz, daß er sie vertilge, mich auch, mich zuerst, ich habe gesündigt, vertilge mich."

So sprach er schnell, und dabei schlug er sich mit seinen knöchernen Fäusten auf die Brust, daß es dröhnte; ich konnte

ihm nicht wehren, er sank fast athemlos zurück; ich fürchtete, daß er jetzt verscheide, und wollte eben an der Klingel läuten, da richtete er sich plötzlich wieder auf und weinend sprach er: „Komm, gieb mir deine Hand, sie ist rein, rein vom Blute deiner Brüder; es war des Satans Eingebung, daß ich Wurm den Riesenbaum zu zernagen trachtete. Ich büße für meinen Stolz, ich habe meinen Gott verleugnet, ich sterbe nutzlos, wie ich nutzlos lebte. Siehst du nicht meinen Vater dort? er kommt auch uns zu helfen; so, du hast Pechkränze genug, Vater. Hörst du die Gefangenen drunten Halleluja singen? Ah, das ist ein schöner Gesang, Halleluja Hallelu El. Wir befreien euch, ihr dürft sterben. Seht mich nicht so grinsend an, ich bin nicht schuld!“ — Er sank wieder zurück und stierte mich mit unheimlich gläsernem Blicke an. Ich bat ihn um Gottes und unserer selbst willen, ruhig zu sein; ich erzählte ihm, wie ich hergekommen sei, seinem Briefe Folge leistend; er solle ruhig sein, er habe viel Menschenleben gerettet, und Gott sei auch gnädig und verlange nur das Herz.

Mit vollem Bewußtsein redete er sodann mit mir von seinem nahen Tode, und wie er sich dessen freue; ein gewaltiger Thränenstrom entlud seine Seele der schweren Pein, die auf ihr lastete; doch plötzlich riß wieder Alles in furchtbarer Zerrüttung durcheinander; er verlangte nach dem geweihten Wasser, das lindere seine Schmerzen; hier in der Herzgrube, da brenne es wie glühendes Eisen; „trink auch,“ sagte er zu mir, „der heilige Vater hat es geweiht; segne mich, mein Vater, es ist Sabbath. Wo ist die Mutter? noch drunten im Keller in der Synagoge? Mutter, mach auf, ich bin's, dein Moses.“ — So sprach er, und mir schwindelte vor dem entsetzlichen Abgrunde, an dem ich stand. Es wurde Abend und Geronimo glaubte, man schleppe ihn in

einen finstern Kerker, man spanne ihn auf die Folter; schmerzvoll ächzend und mit fast ersterbender Stimme rief er stets: „Ich bin kein Jude, ich weiß nicht, wo verborgene Juden sind. Daniel verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, Daniel!“ Endlich schlummerte er wieder ein. Es war Nacht geworden, das volle Antlitz des Mondes blickte durch das Fenster und goß sein silbernes Licht über den Kranken. Ich war zum Tode bereit, denn jedes Wort, das aus unserem Gespräche vernommen worden wäre, hätte mir den Martertod gewißlich gebracht; zu gutem Glücke war aber fast der ganze Orden heute bei der Untersuchung gegen die Lutheraner in der Stadt beschäftigt. Ich betete zu Gott, daß er sich Geronimos erbarmen und ihm den Tod senden möge. Kinder! Es ist gräßlich, um den Tod eines Menschen zu beten, und noch dazu um den eines Jugendfreundes. Warum aber sollte diese Seele noch länger gemartert werden? Es war aber anders beschlossen, ich sollte noch Erschütternderes erfahren. Ich saß in trüben Gedanken versunken da, als ein Familiare eintrat und mir befahl, zu dem Inquisitor zu kommen. Mein Herz pochte laut, als ich zu ihm eintrat; ich warf mich vor ihm auf die Knie und bat um seinen Segen. Er ertheilte ihn mir und sprach alsdann: „Du bist ein Freund Geronimos. Wofern du ein guter Christ bist — und hiebei richtete er einen durchbohrenden Blick auf mich — sorge dafür, daß Geronimo von seiner Hartnäckigkeit läßt und noch vor seinem Tode das heilige Abendmahl nimmt; versuch's und berichte mir sogleich, so darf er nicht sterben.“ Ich ging wieder in die Zelle des Kranken, er schlummerte noch; ich neigte mich leise über ihn, er wachte auf. „Komm“, sprach er hastig sich aufrichtend, „jetzt ist's Zeit. Siehst du? Gideon mit seinen dreihundert Mann kommt auch, sie tragen die feuergefüllten Krüge

in's Lager der Midianiten, still — leise — blast noch nicht in die Posaunen, laßt uns das Hochamt halten!" Er faltete seine Hände und bekreuzte sich darauf dreimal.

Ich bat, ich beschwor ihn, ich weinte vor innerer Angst, und redete ihm zu, ruhig zu sein, ich erzählte ihm von den Tagen unserer Kindheit und wie er nun mich selber morde, wenn er nicht das heilige Abendmahl nehme.

„Warum giebt man mir's nicht?" sprach er ruhig, „ich bin ja Priester, komm, wasch meine Hände, ich bin unrein, dann will ich's nehmen."

Ich ging zum Inquisitor und sagte ihm, daß Geronimo zwar noch immer wirr sei, daß er aber selbst nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Inquisitor versammelte den ganzen Orden, und als sie den langen Gang heranzogen mit den Weihegefäßen und dem schauerlichen Todtengesang, der in der hohen Halle lange nachtönte, sang Geronimo laut mit, und noch als der Gesang verklungen war, sang er de profundis clamavi mit lang anhaltendem Tone, wobei er die Hände stets gefaltet hielt; dann riß er seine Hände schnell auseinander, bedeckte damit seinen Kopf und sang die ebräischen Worte: Heilig! Heilig! Heilig! Adonaj Zebaoth! (Jehovah, Gott der Heerschaaren) Ave Maria gratia plena, sprach er in derselben Lage fast mechanisch vor sich hin. Der Inquisitor benutzte diesen Augenblick und reichte ihm die Hostie; er verschlang sie wie mit Heißhunger.

„Den Kelch! den Kelch!" rief er, „ich bin Priester." Der Inquisitor reichte ihm den Kelch, er schlang seine beiden Hände krampfhaft um denselben und begann den jüdischen Sabbathsegen darüber zu sprechen, dann richtete er sich mit Macht im Bette auf, er stand da in seiner ganzen schauererregenden Gestalt und

schrie: „Auf Gideon! Zerschmettert die Krüge! Feuer! Feuer!“ Er setzte den Kelch an die Lippen, warf ihn an die Wand daß die Scheiben klirrten, sank um und — war todt.“ —

Der Fremde bedeckte seine Augen mit der Hand und stand auf, als er diese Worte gesprochen hatte. Niemand wagte ein Wort laut werden zu lassen, denn welches konnte die namenlosen Erschütterungen der Seele in sich fassen? Jeder fürchtete nur durch einen Laut, durch einen Seufzer, die tiefe Bewegung des Andern zu stören. Es war eine Todtenstille. Nur draußen klopfte es wie mit gespenstischen Fingern an die Scheiben; Alle zuckten zusammen, der Fremde öffnete das Fenster, es war nichts zu sehen. Er setzte sich wieder an den Tisch und fuhr fort:

„Ich war halb besinnungslos an dem Bette Geronimo's niedergesunken, der Kelch mit dem verschütteten Weine lag neben mir am Boden. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, daß mein Blick zuerst meinem Henker begegnen müsse. „Steh auf,“ sprach eine rauhe Stimme zu mir. Ich richtete mich auf, der Inquisitor stand vor mir, keiner der Mönche war mehr zugegen. „Wie heißt du?“ fragte er mich barsch. Ich war in peinigendem Zweifel, sollte ich meinen wahren Namen angeben, sollte ich nicht? Aber vielleicht hatte er ihn schon erspäht und eine Lüge brachte mir den zwiefach gewissen Tod. Ich sagte die Wahrheit; er frug nach einem Zeugen. „Hier kennt mich Niemand“, antwortete ich, „aber mein Schwager, Don Juan Malveda in Cordova kann mir bezeugen, daß jener Carceres, in dessen Hause zu Segovia die erste Sitzung der Inquisition gehalten wurde, mein Ahnherr ist.“ Ich muß mich noch jetzt über den Muth wundern, mit dem ich in diesem entscheidenden Augenblicke zu dem Inquisitor redete. „Schwöre mir,“ sagte er nach einer peinlich langen

Pause, „nein, schwöre mir nicht, aber wofern du nur eine Sylbe von dem, was du hier gesehen, über deine Lippen bringst, so stirbst du mitsammt deinen beiden Kindern des Feuertodes. Du bist in meiner Gewalt, ich halte dich mit unsichtbaren Banden, du kannst mir nicht entrinnen.“ Er befahl hierauf einem Familiaren mich aus dem Castell zu entlassen. —

Wenn wir die Geschichte des Propheten Jonah buchstäblich nehmen dürfen, gleich mir muß es ihm zu Muthe gewesen sein, als er vom Seeungeheuer ausgespieen wurde. Ich glaubte noch immer den schauerlichen Grabgesang zu hören, und doch war alles um mich her todtenstill. Alles war so heimlich, so warnungsvoll; jeder Busch, der im Mondlichte schwankte, schien mir Eile zuzuwinken. Ich war vor Ermattung und Angst kaum mehr eines Gedankens mächtig, und nirgends in der weiten Umgebung eine Seele, an der ich mich aufrichten konnte. Da blickte ich hinauf in das zahllose Heer der Sterne, ihr himmlisch Licht glänzte wohlthuend in mein Inneres, Gott, der Gott der Heerschaaren, wachte über mir; meine ganze Seele war ein Gebet, er vernahm's. — Mit festem Muthe gelangte ich in meine Herberge, sattelte mein Pferd, und ritt wie auf Sturmesflügeln davon. Der Mond war hinter Wolken verschwunden, und nur der Sterne matter Schein beleuchtete meinen einsamen Weg. Das Pferd selbst schien wie von unsichtbaren Geißeln getrieben, es stürmte unaufhaltsam fort über Berg und Thal, und schnaubte und schäumte fürchterlich. Vielleicht, dachte ich, ist die Seele eines grimmigen Judenfeindes, vielleicht gar die Seele des verstorbenen Großinquisitors, in dieses Thier gefahren, und ist nun verdammt, mich durch die Nacht dahinzutragen zur Rettung vor meinen Feinden. Oft, wenn es seinen Kopf nach mir zurückwendete und nach mir umschaute mit seinen

feurigen Augen, schien mir's als ob es zu mir spräche: leide ich nicht genug für mein früheres Leben? Ich fürchtete mich fast vor meinem eigenen Schatten, der rastlos über Felsen und Gestrüppe dahinhüpfte, und drückte die scharfen Sporen nur noch mächtiger in die Rippen des Pferdes. — Ihr, die ihr in Freiheit aufgewachsen seid und darin lebt, ihr könnt es nicht wissen, welch eine Verwirrung des Lebens in solchen Stunden eintritt; die Erde ist nicht mehr fest, der Himmel ist verschwunden und was je von Schrecken und Gespenstern die Erinnerung aufgenommen hat, wacht auf, und ein Wunder, wenn es sich erzeigte, würde ohne Staunen angesehen, denn Alles ist ein Wunder, Alles ist unfaßlich geworden und das eigene Leben am meisten. Ermattet kam ich in Cordova bei meiner Schwester an; erst an ihrem treuen Herzen verscheuchte ich die Angst, die mich kaum frei athmen ließ. Als ich des andern Morgens in den Stall kam, um mich nach meinem Pferde umzusehen, lag es todt da; seine großen Augen blickten noch so unheimlich wie am gestrigen Abend. Mit einem frischen andalusischen Renner meines Schwagers setzte ich meine Reise fort. Ich nahm von meiner Schwester Abschied; ich durfte ihr nicht sagen, daß ich sie zum letztenmale sah. — Als ich in der Heimath ankam, war mir die alte Ruhe und Sicherheit in meinem Hause verschwunden. In jedem Freunde, der mich herzlich willkommen hieß, in jedem Fremden, der mich auf der Straße ansah, glaubte ich einen Abgesandten jener Mörderbande, die sich ein Gericht nennt, zu erblicken, jeder, meinte ich, müßte den Mantel zurückschlagen, und mir das blutrothe I auf seiner Brust zeigen. Die alte Sorglosigkeit war weg, ich kannte nur noch Mißtrauen und Furcht. Dazu kam noch, daß wachend und schlafend mir das Bild Geronimos vorschwebte; auch du, auch du, sprach es in mir, kannst

eines solchen Todes sterben, verlassen von jedem bestimmten Glauben, der ein Spielzeug deiner Feigheit war, haltlos herumgezerrt zwischen Wahrheit und Heuchelei. Ich verkaufte all meine Güter, und machte mich nicht ohne viele Gefahr — denn ihr wißt, daß Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs Spanien verlassen darf — mit Gottes Hülfe davon. Ich schickte meine Kinder auf besonderen Umwegen voraus, sie sind aber in Leyden geblieben. Wenn Gott mir das Leben erhält, bringe ich sie nächste Woche hierher. Wollt' ich noch Alles erzählen, was ich ausgestanden, bis ich hierher gekommen, es währte bis zum nächsten Morgen, und ich hätte noch nicht den zehnten Theil berichtet; aber es ist schon spät und wir bleiben ja, will's Gott, länger bei einander."

„Ja die Lichter sind auch schon ganz herabgebrannt, und morgen ist der sechste Ijar, da müssen wir früh heraus, darum wollen wir in Gottes Namen zu Bette gehen." So sprach der Vater und Alles schied.

So behaglich anmuthend ein jüdisches Haus am Freitag-Abend in den Stunden festlichen Beisammenseins ist, ebenso mit seltsamen Schauern erfüllt ist die Zeit der Trennung. Die sieben Lichter brennen still aus in der leergewordenen Wohnstube, und es ist eine seltsame Empfindung, wenn man sich dorthin denkt, wo ein Licht nach dem andern erlischt, denn das Gesetz verbietet, am Sabbath ein Licht auszulöschen oder eines anzuzünden und in die Hand zu nehmen.

In dem Eckhause auf dem Burgwall ging ein Jedes im Dunkel nach seiner Ruhestätte und Jedem folgten die Schreckbilder aus der Erzählung des Gastfreundes.

Die alte Chaje schlief schon lange, und träumte eben von der Hochzeit Miriams und wie sie selbst eine so wichtige Rolle

dabei schlief, als ihre Stubengenossin Miriam eintrat, und sie durch Reden und Rütteln weckte. „Was ist? was ist?“ fuhr Chaje auf, sich die Augen reibend. „Du schnarchst so arg und schwatzest im Schlaf, daß ich schrecklich Angst bekommen habe,“ antwortete Miriam; im Grunde war es aber noch eine andere Furcht, die sie zur Ruhestörerin machte: im undurchdringlichen Dunkel glaubte sie jeden Augenblick das Gespenst ihres Oheims zu sich heranschleichen zu sehen, und sie wollte durch Reden ihre Angst verscheuchen. Die Chaje erzählte nun ihren Traum, und wie es schade sei, daß sie geweckt wurde, der Mund wässere ihr noch von den vielen guten Speisen, die sie bei der Hochzeit genossen, sie sei oben an gesessen neben dem Bräutigam, mit ihrer goldenen Kette und ihrem rothseidenen Kleid: „ja lach' nur,“ sagte sie, „was Einem in der Freitagnacht träumt, wird so gewiß bald wahr, so gewiß als jetzt Sabbath über der ganzen Welt ist.“

Miriam war froh, die Chaje so redselig zu finden, ihre Gespensterfurcht begann zu weichen: „Wie hat denn mein Bräutigam ausgesehen?“ fragte sie, als sie sich eben entkleidet hatte und sich in den Kissen zusammenhuschte. Das wußte Chaje leider nicht mehr, aber was für Kleider er anhatte, und was er mit ihr sprach, und was alle Gäste gesprochen hatten, das erzählte sie alles haarklein. Sie sprach noch, als Miriam schon längst schlief; sie mußte nicht von Gespenstern geträumt haben, denn als sie am andern Morgen erwachte, zog sie schnell die Bettdecke über ihren entblößten Busen, schloß die Augen nochmals und versuchte es, weiter zu träumen. —

Nicht so heiter war Baruch erwacht. Auch er war mit laut pochendem Herzen in sein finsteres Schlafzimmer gegangen, nicht

das Gespenst seines Oheims war ihm hier in der Dunkelheit erschienen, und doch stand er vor ihm in Gedanken: ein umwandelnder Geist erfüllte ihn mit tiefem Schrecken und beklemmte seine Brust. Mit lauter Stimme und aus der Tiefe seiner Seele sprach Baruch das Nachtgebet, einen besondern Nachdruck legte er auf die Beschwörungsformel, die er dreimal wiederholte: Im Namen Adonajs (Jehovah's), des Gottes Israels, mir zur Rechten Michael, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und mir zu Häupten Schechinath-El (der heilige Geist Gottes). — Er verbarg sein Angesicht in den Kissen, drückte die Augen fest zu, aber kein Schlaf wollte sie fesseln; zu mächtig wogte es noch in seinem Innern. Er war erst wenige Stunden entschlafen, als ihn sein Vater aus einem fieberhaften Traume weckte, denn es war Zeit, in die Synagoge zu gehen.

4. Die Synagoge.

Noch lag ein leichter Nebel über den Straßen Amsterdam's, die goldenen Buchstaben der Worte בית יעקב (Jakobshaus) über dem Portale der Synagoge auf dem Burgwall glänzten nur matt, aber schon drängte sich eine große Anzahl Männer und Frauen durch die sieben Säulen, welche die Vorhalle der Synagoge bildeten. Auch Baruch, sein Vater und der Fremde waren dort. Am innern Eingange trat Jeder vor eines der zwei großen Marmorbecken, die neben den beiden Thürpfosten waren, drehte den messingenen Hahn des Brunnens und wusch sich die Hände; Baruch beobachtete hiebei die Vorschrift des Thalmuds, daß er die rechte Hand zuerst wusch. Darauf stieg man drei Treppen hinab, denn jede Synagoge muß in der Tiefe sein, weil geschrieben steht: Aus der Tiefe ruf' ich zu dir, Jehovah (Ps. 130, 1.). Jeder der Anwesenden legte dann ein großes wollenes Tuch, dessen Enden drei blaue Streifen durchliefen, und an dessen vier Ecken Schaufäden herabhingen, über seine Schultern, die Frömmsten, und unter diesen auch Baruch, bedeckten noch den Hut damit. „Wie schön sind deine Gezelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel!" (3. B. M. 25, 5.) sang ein gut eingeübter Knabenchor, und hier wurden diese Worte nicht zur

Ironie, denn das einfach erhabene Innere des Gebäudes war prachtvoll geziert. Am obern Ende auf der Seite gegen Osten, wo einst die heilige Stadt Jerusalem gestanden, und wohin der Jude beim Gebete sein Angesicht kehrt, dort wurden von zwei steinernen Löwen die Tafeln gehalten, auf denen die Zehn-Gebote eingegraben waren. Sie standen über der heiligen Lade, die mit einer goldgestickten Purpurdecke überhangen war, und rings umher in einem Halbkreise waren blühende Mandel- und Citronenbäume in buntgemalten Kübeln aufgestellt; denn alljährlich, seitdem sie vertrieben waren aus ihrem spanischen Vaterlande, sendete man hinüber nach der katholischen Halbinsel und holte sich Bäume mit dem vaterländischen Erdreich, in dem sie aufgesproßt waren, und schmückte damit die Synagoge; man mochte sich dann auf einige Stunden zurückträumen in die heimischen Gefilde. Das lange Frühgebet, das der Vorsänger allein laut sprach, bot Muße genug zu allerlei Betrachtungen; doch als er endlich das Schema Israel (5. B. M. 6, 5.) begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmonisch gebundener Gesang, das ganze Gebäude erdröhnte wie von wildem Feldgeschrei, denn das war ja ihr Schlachtenruf, mit dem sie das Leben und den Tod tausendfach besiegten: Höre Israel, Adonaj (Jehovah) unser Gott ist ein einiger Gott! Der Geist Aller wollte sich mit Macht hineindrängen in den unerforschlichen Urgrund des Gottesdaseins. Auch Baruch drückte seine zitternden Augenlider fest zu, seine Hände ballten sich krampfhaft, alle Nerven durchzuckte ein heiliger Schreck, das ganze Bewußtsein mit seinen nach der Außenwelt strebenden und von ihr angezogenen Strahlen wurde zurückgedrängt in den Einen Lichtpunkt, wo es sich findet in Gott. Mit himmelwärts gekehrtem Antlitze sprach er den Vers,

indem er nach der Vorschrift der alten Weisen sich alle die Todesgefahren und Qualen vor das innere Seelenauge führte, die er für den Glauben an die Einheit Gottes freudig zu ertragen sich bereit wußte. Wie mit frischem Himmelsthau getränkt fühlte er seine ganze Seele durch diese Erhebung. — Das Frühgebet war zu Ende, die beiden Flügelthüren der heiligen Lade wurden geöffnet, eine schimmernde Reihe von Gesetzesrollen, die in Goldbrokat gehüllt und mit Goldblech und Edelsteinen geschmückt waren, zog die Blicke der Versammlung nach der heiligen Stätte, wo von den drei angesehensten Männern der Gemeinde wechselsweise die Namen der Städte und Länder genannt wurden, in denen glaubensstarke Juden dem Opfertode geweiht worden; die vorzüglichsten unter diesen Märtyrern wurden aufgezählt, und zum Schluß das Todtenregister des letzten Jahres verlesen. Rahel Spinoza war mit unter den ersten derselben, ihr Name wurde mit Segen genannt und der reichen Stiftung erwähnt, die sie für die Thalmudschule „Gesetzes-Krone" hinterlassen hatte. Mit wehmuthsvollem Blicke sah Baruch seinen Vater an, denn in das heilige Andenken an seine Mutter mischte sich die räthselhafte Erwähnung ihrer moristischen Abstammung. — Die heilige Lade wurde wiederum geschlossen und Rabbi Isaak Aboab trat an den in der Mitte der Synagoge stehenden Altar. Es war ein schmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein rother Bart umgab Wangen und Kinn: „Und wandl' ich auch im Todesschatten-Thale, ich fürchte kein Ungemach, dein Stab und deine Stütze, die halten mich aufrecht" (Ps. 23, 3.), sprach er mit schnarrender Stimme. Ein Doppeltext aus dem Thalmud wurde noch hinzugefügt und im Verlaufe der Rede fand der gewählte Ausdruck

„dein Stab und deine Stütze“ die sinnreiche Erklärung, daß unter „Stab“ das geschriebene und unter „Stütze“ das mündliche Gesetz verstanden werden müsse. Der Prediger stieg dann mit seinen Zuhörern hinab zu dem, „der lebendig eingesargt im Kerker sein Leben verwimmert; die verwilderten Haare seines Hauptes sind sein einziges Ruhekissen, ob es Tag ist oder Nacht, ob der Frühling erblüht oder der Herbstwind die gelben Blätter von den Bäumen pflückt, er weiß es nicht; Moder und Nacht umgiebt ihn, aber innen im Herzen ist lichter, wonniger Tag, denn Gott wohnet drin. In seiner Einsamkeit umschwebt ihn ein zahllos Heer von Engeln, die ihn hinwegtragen aus den starren Kerkermauern, weit weg über alle Welten bis zu dem Throne Gottes, wo er anbetend ruht.“ Alle Grade der Folter schilderte der Rabbi seinen Zuhörern bis zu jenem höchsten Grade, wo durch das Tropfen auf den Wirbel der Kern der Seele selber angegriffen wird. „Wehe!“ rief er, „unsere Augen haben noch all das unnennbare Leid gesehen, das der Herr über uns verhängt, nein, nicht Wehe laßt uns ausrufen, sondern Preis und Dank Ihm, der sie alle erhoben hat, sich zu weiden im Glanze seiner Majestät.“ Der Uebersetzer von Erira's „Himmelspforte“ schilderte hier die Wonnen der ewigen Glückseligkeit in all ihrer Ueberschwänglichkeit und pries jene Lehre, vor der die Engel sich beugen und das Weltall zittert; er schilderte jenes Versenken in die Lehre Gottes und seiner Schöpfung, welche den, der in ihren mystischen Kern gedrungen, hienieden schon mit himmlischer Glückseligkeit begabt und ihm Kraft zu schaffen und zu zerstören verleiht. Mit dem üblichen Schlusse, daß Gott bald seinen Messias senden und Israel wieder in sein Erbtheil einsetzen möge, schloß er seine Rede.

Rabbi Saul Morteira, dessen hohe, wohlbeleibte Gestalt uns

schon gestern begegnet ist, trat nach ihm an den Altar: „Er verschlingt den Tod auf ewig, und Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesichte und die Schmach jenes Volkes wird er abthun von der ganzen Erde" (Jes. 25, 8.), begann er mit leiser Stimme. „Ich sehe mich um in dieser Gemeinde und wieder hat ein Jahr ihre Reihen gelichtet, wieder wird ein Jahr kommen, und mit ihm dieser Tag der Trauer und der Freude, und Mancher von uns ist von seiner Stätte gewichen, vielleicht auch ich! auch ich! Herr, hier bin ich, antworte ich, so du mir rufest." Bei diesen Worten schlug sich der Rabbi mit beiden Händen auf die Brust, daß die Töne in seinem Munde erzitterten. Er sprach noch lange von der Urplötzlichkeit des Todes und dem Kummer der Ueberbleibenden, schwer verhaltenes Schluchzen ward von der vergitterten Gallerie der Frauen vernommen, und auch hier und dort aus der Versammlung der Männer; nur Wenige, die eine Trauerrede am Sabbath gesetzeswidrig fanden, blieben ungerührt; auch Baruch standen die hellen Thränen in den Augen, es waren Thränen der Sehnsucht, er fühlte sich seinem Gotte so nahe, so innewohnend, daß er zu sterben wünschte, um nie wieder von ihm losgerissen zu werden. „Dränget die Seufzer zurück, die eurer Brust entsteigen wollen, denn Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesicht," rief der Rabbi. Von der Anwendung seines Textes auf das Schicksal Einzelner ging er auf das von ganz Israel über; „denn der Herr wird abthun die Schmach jenes Volkes von der ganzen Erde, aber nur die, so das reine göttliche Wort im Herzen wahren, dürfen seiner Verheißungen harren." Er knüpfte eine feine, aber ziemlich unumwundene und scharfe Polemik gegen das Christenthum an diese Worte; mit bitterer Heftigkeit eiferte er aber gegen den Klageln-

den Menschenverstand, der sich vermesse, selbst das Unerforschliche zu ergründen. „Im Thalmud Tractat Chulin wird erzählt: Der Kaiser Hadrian verlangte einst von Rabbi Jehosuah, er solle ihm den Unerschaffnen zeigen, sonst müsse er seine Lehre und seinen Glauben für nichtig halten. Es war ein heißer Sommertag, da führte der Rabbi den Kaiser hinaus ins Freie: „sieh hinauf dort in die Sonne, sprach er zu dem Fürsten. Ich kann nicht, erwiderte dieser, es blendet mein Auge. Sohn des Staubes, sprach der Rabbi, den Strahl eines einzigen Geschöpfes kannst du nicht ertragen, und du willst den Schöpfer schauen?“ So erzählte der Redner und schloß noch Parabeln aus dem Thalmud an, wie die (auch aus dem Neuen Testamente bekannten und theilweise veränderten) von den Arbeitern im Weinberge und von den Klugen und Thörichten, die des Erlösers harren. Mitunter knüpfte er auch höchst ergötzliche Anekdoten daran, die den Zuhörern ein unwillkürliches Lächeln abnöthigten. Die Kirche und ihre Diener standen damals noch nicht in jenem frostigen, orakelösen Verhältnisse zu ihren Angehörigen, besonders aber die jüdische Kirche, die Alles bieten wollte und mußte, durfte sich auch dem göttlichen Spaß nicht entziehen. Eine heitere Behaglichkeit sprach aus den Mienen Aller, als der Rabbi geendet hatte; hier und dort wendete sich einer zu seinem Nachbar, und gab durch Geberden oder kurze Ausrufe seinen Beifall kund. Es sind Juden, die selten in lenksamer Empfänglichkeit sich ihres Selbst entäußern, vielmehr Alles, selbst das Wort ihrer Lehrer mit dem Maßstabe des geoffenbarten Gesetzes und ihrer eigenen Vernunft messen. Darum war es ihnen auch unlieb, nun noch eine Predigt hören zu müssen, denn schon hatte ein Mann mit gedrungener Figur und feiner weltmännischer Gesichtsbildung die von Rabbi Saul Morteira verlassene Stelle eingenommen.

Es war der Mann mit der beispiellosen Frühreife und Universalität seines Geistes, der schon in seinem achtzehnten Jahre als angesehener Rabbi auftrat, der, Arzt und Staatsmann, mit Hugo Grotius über die Schönheiten der Theocrit'schen Idyllenpoesie und mit Rabbi Isaak Aboab über die Mischung der Metalle bei der Bildsäule Nebukadnezars controversirte. Es war Rabbi Menasse ben Israel, dessen Frau eine Enkelin des hochberühmten Don Isaak Abrabanel's war, und ihre Abstammung in gerader Linie bis auf David, König in Israel zurückführte. —

Mit seiner linken Hand drückte Rabbi Menasse einige Sekunden lang die Augen zu, dann begann er mit klangvoller Stimme, die mächtig aus allen Ecken der Synagoge wiedertönte:

„Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. (Jes. 2, 5.) Es erneuert sich heute der Tag, an dem wir dieses Haus einweihten, das wir dem Herrn erbaut, da er uns hier eine Ruhestätte finden ließ vor der Hand unserer Dränger; aber nicht durch die Kraft unserer Hände haben wir Alles dieses erreicht. Wenn Gott das Haus nicht bauet, vergebens ist die Mühe der Bauführer. Wir haben dem Herrn hier ein Haus erbaut; aber, o daß sich diese Wände ausdehnten und hinausrückten, so weit das Himmelszelt über die Erde ausgespannt ist, und daß meine Stimme hindränge in alle Welten, daß ich mit Donnersgewalt den Wiederhall wecken und ihm diese Worte in den Mund legen könnte, daß ein Echo es dem andern zuriefe: Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. — Ich selbst, ihr wißt es Alle, ich hatte einen erlauchten Vater, er wurde endlos gemartert und rettete nichts als das nackte Leben aus den Händen derer, die sich Christen nennen;

aber schauet nicht mehr zurück in die finsteren Kerker, sondern blicket auf zum Lichte, das uns aller Orten entgegenstrahlt.

Der Verfasser des Buches „die Rettung Israels" fuhr in begeisterter Rede, wenn gleich oft in schwankenden und gewählten Ausdrücken fort, die Nothwendigkeit der Anschließung der Juden an die allgemeine Zeitbildung und deren Bestrebungen darzuthun. Unter dem „Lichte des Herrn" begriff er den Classicismus nicht minder als die Lehre Mosis. Er eiferte gegen die polnischen Juden und Aschkenasim *), deren verdüsterte Sitten und niedrige Stellung er hauptsächlich ihrem Mangel an wahrer Wissenschaftlichkeit zuschrieb, und endlich erfreute er die Gemeinde mit dem Amen.

Eine Gesetzesrolle wurde nun unter Freudengesängen aus der heiligen Lade genommen; als sie an Baruch vorübergetragen wurde, faßte er den Saum des Goldbrokats, in den sie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünstig an seine Lippen. Die Thorah wurde auf dem Altar auseinander gerollt, und zu jedem Abschnitte, den der Vorbeter las, war jedesmal einer der drei Prediger aufgerufen worden, um den Segen darüber zu sprechen. Beim vierten Abschnitte erhob der Vorbeter seine Stimme laut und rief: „Es erhebe sich unser Lehrer und Meister (Doctor und Magister) Rabbi Baruch ben Binjamin!" Baruch Spinoza, der mit diesem Ehrentitel zur Thorah gerufen wurde, ward feuerroth; er verließ seinen Synagogenstuhl und begab sich an den Altar, wo er mit zitternder Stimme den Segen sprach. Ein jeder in der Synagoge verwunderte sich über die Beispiellosigkeit, daß diese Ehre einem Jüngling von fünfzehn Jahren widerfuhr; nur wenige

*) Juden in Skandinavien und dem deutschen Reiche.

waren, die solches für unerhörten Mißbrauch hielten, denn Baruch war geliebt von Allen die ihn kannten. — Nachdem das lange sogenannte Mussaph (hinzugefügtes Gebet) und einige Schlußgebete gesprochen waren, wurde endlich der Gottesdienst geschlossen.

5. Vater und Sohn.

An der Thüre war großes Gedränge. Alles glückwünschte Baruch und seinem Vater zu der Ehre, die ihnen heute wiederfahren war.

„Es ist gewiß," sagte der Vater auf dem Heimwege zu seinem Sohne, „die Predigten haben heute zu lange gedauert; die Prediger sollten daran denken, daß sie vor lauter leeren Magen predigen (da man vor dem Frühgebete keine Speise genießen darf). Laß dir das zur Warnung sein, daß du einmal nicht zu lange predigst. Freust du dich darauf?"

„Mir schwindelt," entgegnete Baruch, „auf solche Höhe gehoben — ich bin zu schwach."

„Gott erhalte dir diesen frommen Sinn," sagte der Vater beifällig nickend. „Rechtschaffene Naturen werden leicht kleinmüthig bei einer Ehre, die ihnen geworden. Vertraue auf Gott, der dich auserwählt hat, er wird dir auch Kraft geben, deinen Ruf zu erfüllen; sage dir nur, ja, du bist auserwählt, weil du die Kraft hast."

Auf der Schwelle seines Hauses legte nun der Vater wie am vergangenen Abend wiederum seine Hände auf das Haupt des Sohnes und segnete ihn abermals: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Manasse."

Auf der Treppe harrte Mirjam und übergab Baruch ein Pergament, das Rabbi Saul Morteira geschickt hatte; es war das rabbinische Diplom. Der Vater schloß sogleich seinen Silberschrank auf und wählte den schwersten vergoldeten Becher, um ihn des andern Tages dem Lehrer zuzusenden.

Baruch durfte von nun an seinem Namen den Titel Rabbi vorsetzen. Er empfand einen seltsamen Schreck, so oft er von den Besuchenden mit diesem Titel angeredet wurde, es war ihm, als trüge er eine unsichtbare Krone auf dem Haupte. Bald aber wurde diese Majestät von einem innern Aufruhr angegriffen, der sich jetzt mit verstärkter Macht erhob.

Baruch war eingetreten in die Reihe der stimmbefähigten Wächter des Gesetzes, und es war nicht Bescheidenheit, wenn er den ihn darob doppelt Lobpreisenden betheuerte, daß er sich für die ihm auferlegte Würde zu schwach fühle. War's die fröstelnde Ermattung, die den überfällt, der am Ziele eines heißen Strebens angelangt ist?

Wie neidische Dämonen wurden Zweifel in seinem Innern laut, ehedem flüchtig gekannte und leicht bezwungene, aber auch neue nie geahnte; sie spotteten seiner Würde und blähten sich stolz auf.

Baruch schaute oft wie verloren drein. Das Gespenst Geronimo's, des Mannes mit dem zwiespältigen Herzen, das ihm in der Nacht nicht erschienen war, schien ihn jetzt am hellen Tage aus allen Winkeln anzugrinsen.

Bei Tische, wo man auf Baruchs Wohl trank und Alles sich ihm zuwendete, ward er wiederum heiter und theilte mit den Andern die festliche Stimmung.

Als er Nachmittags den heiligen Wochenabschnitt mit den Commentaren nochmals für sich las, ward er erst nach geraumer Zeit gewahr, wie nur Lippen und Augen lasen, seine Seele war nicht dabei. Er zürnte der widerspenstigen Kraft in ihm und in inbrünstigem Gebete flehte er zu Gott, er möge ihm beistehen seinen Glauben zu erhalten und zu stärken. Thränen fielen auf das offene Buch, sie lösten die Beklemmung seines Innern. Mit lauter mächtiger Stimme, als müßte er sie der versammelten Gemeinde künden, sprach er nun die Worte des Gesetzes, und bei dieser Anrufung verschwanden die Dämonen im Herzen und ein glückseliges Hochgefühl durchströmte sein ganzes Wesen.

Der Vater kam, setzte sich eine Weile still zu ihm, dann sagte er das Buch zumachend, Baruch dürfe jetzt wohl minder emsig sein, er habe ja in so früher Jugend die höchste Würde erreicht, er müsse jetzt auch darnach trachten, seinen Körper zu kräftigen.

Baruch küßte nochmals das Buch und stellte es in die Reihe, dann faßte er freudig die Hand seines Vaters.

„O mein Sohn," begann der Vater wieder, „deine Ehre ist siebenfach die meine, du kannst es nicht wissen — mögest du es einst gleich mir erfahren — nichts kommt der Glückseligkeit eines Vaters gleich, der selber nach Ehre gestrebt und nun seinen Sohn sie erlangen sieht; mein Glück und meine Freude ruht auf deinem Haupte, ist dein und doch mehr als mein, besser als mein. Ich sehe die Zeiten des Messias vor mir, ich weiß jetzt, wie es dem Vater zu Muthe sein muß, der den Erlöser seinen Sohn nennen darf. Gott verzeihe mir, daß mein Herz so übervoll ist und ich sollte dir das auch nicht sagen, aber du darfst es wissen, wie glückselig du mich machst. Mein noch einziger Bruder ist todt, die Wunde ist mit himmlischem Balsam geheilt, du bist mein Sohn und Bruder."

Baruch hatte seinen Vater noch nie so bewegt gesehen; mit demüthigem Blicke schaute er in sein flammendes Auge; die Seelen von Vater und Sohn ruhten in einander. Der Vater hielt die eine Hand vor die Stirne und sagte nach einer Pause in ruhigem Tone:

„Hast du keinen Wunsch, Baruch? Sprich ihn aus, ich möchte dich gerne belohnen für die Freude, mit der du mein Herz erquicktest."

Das war ein eigenthümliches Zurücklenken in die gewohnte Welt und nur weil ihm dieses Verlangen geläufig war, konnte Baruch sagen:

„Laßt mich doch endlich die Sprache aller profanen Wissenschaften, die lateinische erlernen. Warum soll ich es minder als meine Mitschüler, Isaak Pinhero, Ahron de Silva und viele andere?"

„Ja, ich will deine Bitte gewähren. Gott der Allgütige, der dich bisher geleitet, wird dich auch ferner davor bewahren, daß du aus solchen Schriften kein Gift einsaugest. Und weiter wünschest du also nichts?"

„Ist es wahr?" sagte Baruch schüchtern zur Erde blickend „ist es wahr, was Rodrigo Carceres gestern Abend von der moriskischen Abstammung meiner Mutter (ihr Andenken sei gesegnet) gesagt hat? That ich Chisdai Astruk Unrecht, als ich ihm vor einem Jahre ins Gesicht schlug, weil er mich damit neckte?"

Des Vaters Antlitz verwandelte sich plötzlich bei diesen Worten, er blickte starr darein und kniff die Lippen; endlich nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß einen Schrank auf, nahm die Todtenkleider, die jeder fromme Jude immer bereit halten muß, heraus, rollte sie aus einander, bis er ein Papier fand, das er Baruch mit den Worten darreichte:

Da nimm und lies, du hast vom Tode meines Bruders gehört, du bist der Erbe von unser Aller Leben. Sei dessen eingedenk. Diese Worte sollten erst zu dir dringen, wenn mein Mund verstummt ist, aber es ist besser so. Du bist stark genug."

Der Vater drängte ihm mit zitternder Hand die Schrift auf und ging mit seinem Gastfreunde zuerst nach dem großen Hafen, dem sogenannten Buitenkant, wo der eintönige Jodelgesang der Matrosen ertönte, und die in sabbathlicher Freude lustwandelnden Glaubensgenossen dem glücklichen Vater wiederholt ihre Theilnahme äußerten. Dann zeigte er dem Gastfreunde die mit üppigem Wachsthume erfüllten Polder und den Park (Plantaadje), und heute schien doch ein gewisser Stolz auf die neue Heimath und ihren durch unabläßige Kraft eroberten Bestand in ihm zu walten. Während er dem Fremden die wasserschöpfenden Windmühlen, den Bau der Deiche und Dämme erklärte und wie jedes Stück fruchtbaren Landes seine Geschichte hat, sah der staunend Hörende in seltsamer Bewegung drein. In dem Manne, der jetzt öffentlich sich zum dem Glauben der Väter bekannte, mußte eine eigene Andacht herrschen, denn er sagte:

„An diesen Niederlanden hat unser Gott zum zweitenmale das Wunder der Trockenlegung des Meeres zur Rettung des Volkes Israel vollendet. Er hat es nicht durch ein unmittelbares Wunder gethan, sondern den Menschen seine Kraft gelehrt."

Unterdessen saß Baruch in der Kammer und las:

Manuela.

Meinem einzigen Sohn Baruch allein.

Wenn diese Worte zu dir dringen, ist mein Mund verstummt. Meine Seele ist wiederum bei der, der sie allzeit angehörte, und von der ich dir erzählen will . . . Meine ganze Jugend steigt vor mir herauf, meine Wangen brennen, ich habe aus Schmach und Lüge ein seliges Leben erobert.

So vernimm.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich im Frühling nach Sevilla reiste, um meinen Bruder Moses, genannt Geronimo, in seinem Kloster zu besuchen. Ich sage, ich war zwanzig Jahre alt, kannte aber die Menschen und ihre Verstellungskünste. Unglück und Verstellung macht vor der Zeit alt und erfahren. Ich zog also nach Sevilla. Mein Bruder empfing mich mit grausamer Kälte, und reichte mir kaum die Hand durch das Gitter des Sprechzimmers: „Erdensohn, ich habe nichts mit dir gemein, was willst du von mir?“ so rief er. Ein solcher Empfang lockte mich nicht ferner zu ihm. Ich hatte ein Geschäft von mehreren Wochen in Stadt und Umgegend zu besorgen. Acht Tage blieb ich darauf in Sevilla, ohne meinen Bruder wieder zu sehen. In der Gesellschaft der in Sevilla so häufigen Lindo's und Majo's verlebte ich manche glückliche Stunde des heitersten Allvergessens, aber auch der trübe Ernst der Erinnerung an die Blüthe unseres

Glaubens in Sevilla blieb nicht aus. Einsam besuchte ich den erst seit fünf und zwanzig Jahren zerstörten Leichenacker vor dem Thore von Minjoar, dort hatten einst die Gebeine der Großen aus Israel geruht, dort stand einst das herrliche Denkmal für unsern Ahnherrn, den großen Rabbi Baruch de Espinosa, dessen Namen du trägst, aber nichts war mehr zu schauen; nicht einmal eine verwitterte Inschrift bezeichnete die Stätte, wo man die Gebeine des Edeln versenkt hatte; im Grabe selber hatten die Spanier ihnen die Ruhe nicht gegönnt, und dort noch nach Gold und Silber und gottlosen Büchern bei ihnen gefahndet. . . .

Eines Tages überkam mich ein unbezwinglicher Drang, (nach dem, was in Folge dessen vorgefallen ist, möchte ich es eine Ahnung nennen) meinen entmenschten und verpfafften Bruder heute wieder zu besuchen. Als stiege ich den heiligen Berg Zion hinan, wo einst die Herrlichkeit Gottes gethront, mit solcher Freude wandelte ich nach dem Trianen-Kastell, wo Pfaffen im Namen des Schöpfers regierten. Ich konnte mir von meiner Freude keine Rechenschaft geben, und doch sie auch nicht bezwingen. Als ich in's Sprechzimmer trat, begegnete mir ein schluchzendes Mädchen mit verhülltem Angesichte, welches aus demselben kam. „Sennora," sagte ich, „bedürft ihr eines Beschützers, und darf ich —" ich konnte nicht ausreden, das Mädchen richtete sein gluthvolles, schwarzes Auge zu mir empor, eine Thräne perlte von den langen Wimpern, leise den Kopf schüttelnd verneigte es sich und ging. Ich ward von einem Familiaren in die Zelle meines Bruders geleitet. Krampfhaft erfaßte er meine Hand, und als der Familiare die Zelle verlassen, fiel er mir weinend um den Hals: „Benjamin, mein Bruder, da bist du, ja, ich bin kein Joseph, ich habe mich selber verkauft. Doch, nein, nein, ich will

ruhig sein; siehst du, es ist noch gerade wie zu Hause, du bist der jüngere und hast doch alle Macht über mich, „„o wie schön und lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sind,““ so sprach er. Er sah mir's an, wie der schneidende Gegensatz mit seinem ersten Empfange mich befremdete, er bat mich, ihm zu verzeihen, er habe nicht anders gekonnt, weil das Sprechzimmer so gebaut sei, daß auch das leiseste Wort von dem Prior, dessen Zelle gerade über demselben ist, vernommen werden kann. Man mißtraue ihm immer noch halb, und er habe zeigen wollen, daß er nöthigenfalls alle Bande der Natur zerreißen, die Priester allein als seine Brüder und die Kirche allein als seine wahre Mutter betrachten könne. Er schilderte mir nun seine ganze Lebensweise, und wie er im Verborgenen den Gott der Väter anbete; die schlauesten Ränke, die gräßlichsten Mordgeschichten, Alles erzählte er mir mit unbeweglicher, frommernster Miene, nur selten zuckte ein leises Lächeln um seine Mundwinkel. Ich gab ihm meine Verwunderung über diese stumpfe Ausdruckslosigkeit seiner Mienen zu erkennen. „Das verrätherische Angesicht,“ sagte er, „das ist unser größter Feind. Darum habe ich mit Gottes Hülfe das Alles stumpf und lahm gemacht. Drinnen mag's toben und sich zanken nach Gefallen, aber auf der Oberfläche, da muß Ruhe sein, siehst du, das ist die gebenedeite ewige Ruhe der Heiligen.“ Wir sprachen noch lange mit einander, ich erinnerte an Eleasar, genannt Constantin Montefiore, der in gleicher Absicht wie Moses, in den Dominikaner-Orden eingetreten war. „Siehst du,“ sagte Geronimo, „der ward gefangen in jenen unentdeckbaren Schlingen, die in der Luft des Sprechzimmers schweben. Sein Vater hatte ihn besucht, sie waren unvorsichtig genug, ihr Geheimniß den plauderhaften Wänden anzuvertrauen; kaum

eine Stunde darauf wurden sie in's Gefängniß geschleudert. Constantin (ich will ihn nicht schelten, er ist jetzt todt) konnte das Bewußtsein nicht ertragen, an den Qualen und an dem Tode seines Vaters Schuld zu sein; mit einem Scherben zerbrochenen Glases öffnete er sich die Pulsadern und verblutete so sein junges Leben. Der alte Montefiore, der schon halb Leiche war, wurde zwei Tage darauf mit der Leiche seines Sohnes in feierlichem Auto da fe verbrannt." So erzählte Geronimo, ich bot nun Alles auf, um ihn, dem Wunsche unseres Vaters gemäß, zur Flucht zu bewegen, er aber schwur hoch und heilig, nimmer lebendig seine Klause zu verlassen. Ich kehrte nach der Stadt zurück, der unerklärliche Starrsinn meines Bruders mit seiner nach außen hin abgetödteten Lebenskraft erschütterte mein ganzes Wesen; aber alle meine Gedanken verschwanden wie nichtige Schattenbilder, als ich das Mädchen, welches mir in dem Sprechzimmer begegnet war, auf einem Stein am Wege sitzen sah. Es beachtete mich nicht und ich ging an ihm vorbei; kaum aber war ich drei Schritte von ihm entfernt, als es mich wie mit magischen Banden wieder zu ihm hinzog. „Sennora," sagte ich, „ich habe kein Recht darauf, in das Geheimniß Eurer Seele einzudringen, aber ich habe ein Recht darauf, wenn Ihr der Hülfe bedürftig seid, Euch solche anzubieten, und Ihr, sie von mir zu fordern." Sie gestand mir später, daß der bewegte Ton meiner Stimme ihr mehr Vertrauen zu mir eingeflößt habe, als die ritterliche Entschlossenheit, die meine Worte bekunden sollten. „Laßt mich, gütiger Caballero, mein Retter ist nur der Tod," sagte sie, mit einer Stimme, in der der Ausdruck schmerzvollen Entsagens und bescheidenen Hülferufs sich zur schönsten Harmonie versöhnt hatten. O, es lag ein unbeschreiblicher Reiz in dieser ganzen Erscheinung,

ich fühlte es, und doch hatte ich in der Abenddämmerung, der sie noch durch sorgfältiges Einhüllen in die Mantilla zu Hülfe kam, fast nichts von ihr gesehen, als ihr leuchtendes Augenpaar. Ein unnennbarer Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen, als ich so vor ihr stand, ich war fest gebannt in ihre Nähe. Das war mehr als bloßes Mitleid, mehr als bloße Theilnahme an fremdem Kummer; was mich hier festhielt, ich wußte es nicht, das war die Liebe, die sich offenbart, wenn wir uns dem Wesen nahen, das der Herr für uns geschaffen. —

Ich redete noch lange mit dem Mädchen, oder, wie es hieß, Manuela; sie bat mich um Verzeihung, weil sie meine Hülfe von sich gewiesen, ich solle nicht Arges von ihr denken, Unglück und Schmerz hätten sie den Menschen mißtrauen gelehrt. Thränen erstickten ihre Stimme. So war also auch der Schmerz der Genosse ihrer Jugend. O! die Unglücklichen verstehen sich bald. Sie erzählte mir, daß dort in dem Schlosse ihr Vater schon seit drei Monaten eingekerkert sei. Sie wolle hier warten, bis der Inquisitor aus der Stadt zurückkehre, sie wisse wohl, ihr eigenes Leben stehe in Gefahr, weil das Gesetz es jeglichem verbietet, und sei es auch das eigene Kind, für den um Gnade zu bitten, der der Ketzerei angeklagt ist, sie aber wolle sterben mit ihrem Vater und doch fürchte sie die jetzt wieder einbrechende Nacht. „Ich sehe schon," sagte sie, „es soll so sein, ich soll abermals in Jammer und Thränen den Tag heranharren." Sie raffte sich auf und entfernte sich schnell. Ich stand wie eingewurzelt da, und als sie an einer Biegung des Weges meinen Augen entschwand, übermannte mich's wie unendliches Heimweh, ich stürmte ihr nach. Am Abhange des Hügels, wo man die prachtvolle Brücke über den Quadalquivir überschauen kann, bemerkte ich

wie drei in faltige weiße Mäntel gehüllte Gestalten gemessenen Schrittes einherkamen; Manuela warf sich den Voranschreitenden zu Füßen; ein herzdurchbohrender Jammerschrei drang zu mir herüber, Manuela wurde zur Seite geschleudert. Ich sprang aus allen Kräften, die Männer setzten ruhig ihren Gang fort, sie kamen an mir vorüber; ich hielt in meinem raschen Laufe inne, zog meinen Hut ab und verbeugte mich, es war der Inquisitor von zwei Dominikanern begleitet, die von ihrer Seelentreibjagd in ihr Trianen-Schloß zurückkehrten. Die Minute, die ich hier in demüthig bebender Stellung, tausend Flüche für den Schändlichen und tausend Sorgen für Manuela im Herzen harren mußte, ward mir zur Höllenpein. Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil eilte ich davon und holte Manuela ein, die mühsamen Schrittes dem Thore zuwankte. Sie erkannte mich und blieb stehen. Ich konnte nicht sprechen vor raschem Athemholen, und ergriff nur ihre Hand. „Laßt mich, ich bitt' Euch," sagte sie, jedoch ohne meine Hand zurückzuweisen. Ich schwor ihr, o! damals fühlte ich's lebhaft, wie gräßlich es ist, das Heiligste, bei dem man schwören kann, nicht nennen zu dürfen; ich meinte, meine Zunge müßte mir erlahmen, als ich hier, wo ich die höchste Gewißheit geben wollte, bei San Jago schwören mußte. Ich konnte nicht reden, so durchwühlt war mein ganzes Innere. Manuela schloß meine Hand in ihre beiden, ihre feuchten Augen blickten vertrauungsvoll zu mir auf. „Ja," sagte sie, „ich folge der innern Stimme, unglücklicher als ich bin, kann ich doch nicht werden; kommt mit, Ihr sollt Alles hören." Ich bot ihr meinen Arm, und mit Zögern legte sie ihre zitternde Hand an meine Brust. „So haben mich diese Straßen noch nie gesehen," sagte sie leise, als wir gleich am Thore in eine Seitenstraße einlenkten. Ich

suchte sie zu beruhigen, sie schwieg und hüllte sich noch tiefer in ihre Mantilla. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir nebeneinander, bis wir in einer engen Straße, unweit der Kirche Unserer Frau vom Pfeiler, in ein unscheinbares Häuschen eintraten. „Kommst du endlich, Manuela?" ertönte ein ziemlich starker Diskant, und eine runde Gestalt mit einem Lichte wälzte sich wie ein Wollsack die Stiege herab. „Ich habe schon dreizehnmal Ave Maria gebetet, und San Jago eine dreipfündige Wachskerze gelobt, wenn du glücklich nach Hause kommst. Ei, mein süßes Täubchen, wen hast du denn da bei dir? Gelobt sei die heilige Jungfrau, ist das nicht Don Alfonso Sajavedra aus Valencia? Verzeih' Usted, meine alten Augen —" „Du hast wirklich falsch gesehen, Laura, es ist nicht der Vetter, sondern ein Fremder, ein Freund wollte ich sagen, der uns helfen will," sagte Manuela. „Ich habe doch Recht," fuhr die Alte fort, „habe ich dir's nicht schon längst gesagt, wenn du gehst, wird uns geholfen? Ich, wo ich hingekommen bin, haben sie mich weggeworfen wie eine ausgedrückte Orangenschale, ja lacht nur," fuhr sie kreischend fort, „es ist doch wie das Sprüchwort sagt: ein frisch geprägter Real mit des Königs Bildniß (Gott schütze ihn) ist besser, als ein abgegriffener. Dürft Euch viel darauf einbilden, edler Ritter, daß mein schüchternes Täubchen bei Euch eine Ausnahme gemacht hat." Die Alte hörte nicht auf, die Tugend Manuela's zu preisen, und sagte, das könne nur durch ein Wunder geschehen sein, daß ich so Großes über sie vermocht hätte. Manuela hatte viele Mühe, sie zum Schweigen zu bringen. Nachdem mich die Alte sattsam gemustert, war sie hinausgegangen. Manuela mußte meinen Blick empfunden haben, sie schlug verschämt die Augen nieder. „Sennor," sprach sie, und ergriff mit Hast meine Hand,

„Sennor, was denkt Ihr von mir?“ „Daß wir uns lieben,“ antwortete ich, ihre Hand küssend. „Ja, wir lieben uns,“ sagte sie, „Gott im Himmel weiß es, wir lieben uns; o Mutter! Mutter! warum mußtest du sterben, ehe du das unendliche Glück deines Kindes gesehen?“

Thräne auf Thräne rann bei diesen Worten über ihre heißen Wangen. „Und darf ich Euch lieben, Sennor?“ fragte sie leise und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und Wangen; „kennt Ihr denn mich? kenn' ich denn Euch?“ „Wir kennen uns,“ erwiederte ich, „in demselben Augenblicke hat Gott den Funken der Liebe in uns angefacht; wir lieben uns, giebt es ein innigeres Kennen?“ O! es ist nur ein schwacher Nachhall jener Empfindung, den ich aus der Vergangenheit wieder auferwecken kann; aber noch jetzt, da ich dem Grabe entgegen gehe, noch jetzt durchzuckt es mich wie ein Blitz, wenn ich daran denke, wie damals auf Einmal der Liebe Allmacht mich erhob. Das war Gottes Fügung, solches kann Menschlichem nimmer entspringen. Dieses sich Finden und Erfassen, ohne sich gesucht oder erstrebt zu haben, das konnte nur durch den Willen des Herrn so sich fügen. Damals zwar, ich gestehe es, fühlte ich das noch nicht; versenkt in nie gekannte Seligkeiten, erkannte ich die unsichtbare Hand, die alles so fügte, noch nicht so ganz, wie sie sich jetzt mir gezeigt. Mitten in der Freude erwachte in Manuela wieder das Andenken an die freudlosen Stunden ihres eingekerkerten Vaters. Ich tröstete sie, versprach die Hülfe meines Bruders, sie aber vertraute nur wenig.

Die Alte kam mit dem Essen. „Wie heißt denn der edle Caballero?“ fragte sie Manuela leise; ich sah die Verwirrung des Mädchens. „Sagt nur meinen Namen laut, Sennora,“ fiel

ich rasch ein, „er hat ja guten Klang hier im Lande und das gute Mütterchen hat ja ohnedieß die eine Hälfte prophetisch errathen; ich heiße Alfonso de Espinosa.“ Wir saßen gemüthlich bei Tische; die Alte betrachtete mich immer und forderte Manuela auf, zu gestehen, ob sie nicht Recht habe, daß ich diesem oder jenem auf's Haar ähnlich sehe. „Bei Gottes Blut,“ sagte sie, „wie froh bin ich, daß auch wieder ein Sombrero (Männerhut) dort am Nagel hängt, so zwei Weibsbilder ganz allein sind doch gar zu verlassene Geschöpfe, und wer weiß, wie es mit dem alten Valor ausgeht.“ Dieser Name machte mich stutzig, ich drang in Manuela, mir die Geschichte ihres Vaters zu erzählen; sie schlug die Augen nieder und begann nach kurzem Besinnen:

„Ihr wißt, daß mehrere Frauen aus Grenada gerade in Cardia waren, als das Edikt verlesen wurde, daß es den Moriskinnen künftighin nimmer erlaubt sein solle, wie ihre angestammte Sitte mit sich brachte, verschleiert auszugehen. Unter den Frauen, denen die Soldaten auf dem Marktplatze zu Cardia die Schleier zerrissen, war auch die Frau meines Oheims, die strahlende Mirzah genannt. Ihre Schönheit war so groß, daß man glauben mochte, eine Heilige sei aus dem Paradies herabgesendet worden, um den Tapfersten aller Nachkommen der ehemaligen Herren Spaniens zu beglücken. Noch nie hatte eines fremden Mannes Blick diese Reize berührt, und jetzt so dem gaffenden Pöbel preisgegeben zu werden! Die Kunde von dem Schrecklichen, was geschehen war, eilte den jammernd zurückkehrenden Frauen voraus; wie durch einen heftigen Erdstoß ward dadurch der ganze Aljaniz erschüttert, denn die Absicht, die letzte Sitte der ehemaligen Mauren zu vernichten, war unverkennbar. — Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich zu dieser Erzählung

hier komme; ich habe Mirzah, die von ihrem Manne grausam verstoßen wurde, nie gekannt, und ihr Schicksal hängt mit dem unsrigen eigentlich gar nicht zusammen. Verzeiht, wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, ich habe mir die Sachen nie zurecht gelegt; weil ich nie glauben konnte, einst davon Rechenschaft geben zu dürfen. Mein Vater wohnte damals wie die übrigen maurischen Christen im Aljaniz von Grenada. Ach! ich kann heute nicht erzählen," so schloß Manuela und erhob sich rasch. „Nun, so bin Ich da," sagte die Duenna, „weiß ich denn nicht alles so gut als Ihr? War ich nicht dabei, wie es Eure Mutter, Gott hab' sie selig! erzählte? Mir zittern noch die Glieder bis zum Herzen, wenn ich daran denke wie's damals hergegangen sein muß." Unter vielen Zwischenfragen und Einreden erfuhr ich endlich, daß der Vater Manuela's, Don Antonio de Valor, bei den Mauren Aben Hamed genannt, ein Geschwisterkind Aben Humega's sei. Don Antonio, der dem Mauren-Aufstand abgeneigt, in dem christlichen Glauben beharrt und Grenada nicht verlassen hatte, litt von seinen Stammesgenossen nicht minder als von den eingebornen Spaniern viele Unbilden. Sogar die beiden Söhne Don Antonio's waren heftig gegen ihren Vater ergrimmt, und als der beabsichtigte Sturm auf den Alhambra mißglückt war, flohen sie zu dem sogenannten Alpujarrenkönig Aben Humega in die Sierra Newada und fielen mit Ruhm bedeckt in dem beispiellos muthig geführten Vertilgungskriege. „Ja, früher hättet Ihr zu uns kommen sollen," sagte die Duenna unter anderm, „da hättet ihr Euch umgesehen, da war es anders als jetzt hier: flämische Teppiche auf dem Boden, aus Gold und Seide gewirkte Tapeten an den Wänden, goldene und silberne Becher auf den Tischen, daß man meinte sie müßten bre-

chen" — Wir hatten viele Mühe die Alte zum Schweigen zu bringen, und Manuela erzählte: „Der Aufstand war unterdrückt, die Mauren theils in die Ferne zersprengt, gefallen oder eingekerkert. So lange der menschenfreundliche Marques von Mondejar in Grenada befehligte, lebte mein Vater ungestört in der Selbstbeschränkung, zu der ihn sein Wille und die Zerstörung seiner Güter bestimmte; als aber der edle Marques abberufen wurde, ward mein Vater als heimlicher Anhänger des Islam verhaftet. Der Halbbruder des Königs, Don Juan von Oesterreich, der hierauf den Oberbefehl erhielt, befreite ihn jedoch aus seiner Gefangenschaft. Mein Vater zog hieher, um fern von den Resten seiner ehemaligen Verbindungen in Ruhe zu leben. Zehn Jahre blieb ihm diese unverkümmert; mein Vater besuchte alltäglich die Kirche, sonst aber verließ er das Haus nie und verbrachte seine ganze Zeit mit dem Studium weiser Schriften und mit meinem Unterrichte.

Da raffte vor anderthalb Jahren ein hitziges Fieber in wenigen Tagen meine Mutter dahin, fast Niemand hatte sich ihrem Bette nahen dürfen als mein Vater, sie verschied in seinen Armen. Von dem Tage, da meine Mutter begraben wurde, kam mein Vater nicht mehr über die Schwelle des Hauses; ich selbst, die ich sonst alles über ihn vermocht hatte, konnte ihn nicht einmal zu einem Gange in die nahe Kirche bewegen. Vorgestern Nacht waren es zwölf Wochen, o Gott! ich vergesse die Stunde nie, da verlangten zwei Familiaren im Namen der Inquisition Einlaß in unser Haus; Laura hatte den Muth aufzuschließen, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Sie drangen ein und schleppten meinen Vater nach dem Trianenschlosse, wo er sich wegen seines vermeintlichen Ketzerthums vertheidigen sollte. Eine

Stunde darauf wurde Alles im ganzen Hause durchsucht und versiegelt; ich mußte es selbst mit ansehen, wir sie jenes Bild meiner Mutter dort herunter rissen, weil sie Schätze dahinter verborgen glaubten, und, wie sie sich ausdrückten, das verführerische Heidengesicht Geld geschluckt haben könne." Hier hielt Manuela plötzlich inne. „Ich habe Euch Alles erzählt," fuhr sie dann in zuversichtlichem Tone fort; „ich habe weder Mißbrauch zu fürchten, noch leider auch erfolgreichen Gebrauch zu hoffen."

Ich bot Alles auf, um Manuela zu beruhigen; gespensterhaft erschien mir aber die Alte, die während der letzten Erzählung mit gefalteten Händen und stieren Blicken dasaß, ihre Lippen bewegten sich mechanisch wie zu einem leisen Gebete. Manuela merkte nicht darauf, denn es war mir gelungen ihren Geist von den traurigen Bildern der Vergangenheit abzuwenden. Mitternacht war vorüber als ich in meiner Posada ankam. Als ich des andern Morgens erwachte, schien mir alles ein Traum.

Ich besuchte Manuela und glaubte wirklichen Grund zu haben, alles für ein Gebilde meiner erhitzten Phantasie zu halten. Reue über das verletzte gewöhnliche Herkommen, Unruhe und Verzweiflung wegen des Schicksals ihres Vaters sprach aus ihrem ganzen Wesen. Sie erschien mir so ganz verändert: statt der kühn aufstrebenden Schnellkraft ihres Geistes war es heute ein geknickter Wille mit sklavischer Ergebung, den sie mir offenbarte, und der mich von ihr entfernte. Ich Thor, der ich glaubte, jenes engelgleiche Hochgefühl, das uns frei über all die Schranken und Hemmnisse des gewöhnlichen Lebens hinweghebt, könne in gleicher Macht endlos so fortbestehen. Aergerlich, daß mir nun abermals das Hohe vor der Alltäglichkeit zerrann, verließ ich Manuela, und nur noch aus Mitleid und der einmal übernommenen Pflicht

zu gehorchen, ging ich zu Geronimo und erzählte ihm alles. Sein Scharfblick erkannte die Gestalt der Dinge leicht: „Das Mädchen ist ein Engel oder ein Teufel,“ sagte er; „gewöhnlicher Verstellung wie gewöhnlicher Tugend ist so Außerordentliches nicht möglich. Die rein passive Ergebung in den höheren Willen, die dich heute so irre machte, ist nichts als der erste Artikel im Credo des großen Propheten. Doch sei nur ruhig, ich glaube es einleiten zu können, daß der alte Valor bald frei gegeben wird, ob er gleich so wenig Christ ist als du und ich — Man hat nur wenig Geld bei ihm gefunden.“ Ich wollte Manuela erst wenn ihr Vater befreit war, wieder besuchen, um ihre Verzweiflung so am besten zu widerlegen. Ich ging des Abends noch in die Gesellschaft meiner Freunde. Mit lautem ola amigo! wurde ich von den Versammelten begrüßt, jeder wollte den Grund meines Ausbleibens seit zwei Tagen wissen, und jeder erklärte sich denselben nach seiner Sinnes- und Handlungsweise. Ich war lustig und guter Dinge. — Tags darauf nach der Frühmette besuchte ich wieder meinen Bruder. Es war in der That wunderbar, wie schnell Don Antonio freigegeben wurde. Denn kaum hatte Geronimo die Sache bei dem Inquisitor berührt, als man ihm schon willfahrte. Ich durfte jetzt Don Antonio nach Hause geleiten. Am Eingange in die unterirdischen Kerker mußte ich warten, bis er heraufkam, denn Niemand außer den Beklagten durfte jene finsteren Stätten betreten. Endlich kam der Befreite herauf, da sah man, was Folter und Kerker vermögen. Don Antonio hatte kaum die Kraft, sich aufrecht zu erhalten, seine Augen, dem ungewohnten Lichtstrome ausgesetzt, thränten unaufhörlich; um dieß zu verhindern, mußte er sie schließen. Ich geleitete ihn und erzählte, was mir seit den letzten Tagen begegnet war; seine

bleichen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, denn er mochte aus meiner Schilderung die Liebe zu Manuela erkennen. „Und weiß mein Kind von meiner Rettung?“ fragte er und riß dabei die Augen auf, so daß die wilden Blicke mir bis in's Herz drangen. Ich gestand, daß ich Manuela für ihre Zweifel bestrafen und sie nur erst an seiner Seite hätte wieder sehen wollen. Er antwortete nicht, und indem er den Kopf schüttelte, murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin. Mir ward unheimlich in seiner Nähe. —

Wir kamen endlich vor Don Antonio's Haus. Niemand aus demselben bemerkte uns. Nur mit Mühe und auf jeder Stufe Athem holend stieg Don Antonio die Treppe hinan. Wir traten in die Stube, ermattet sank er in den Lehnsessel, der schon seit Jahren den Kummervollen zu tragen gewöhnt war. Noch immer nahm Niemand Kunde von unserer Anwesenheit; ich öffnete die Kammerthüre: dort sah ich Laura neben einem Bette stehen, auf welchem Manuela schlummerte. Auch Don Antonio schlich mühsam herbei, und als die Duenna uns bemerkte, rief sie in furchtbar gellendem Tone: „o Jesus Maria! der Herr!“. Manuela erwachte, starr blickte sie uns eine Weile an, und als träume sie und wolle die Trugbilder verscheuchen, fuhr sie hastig mit der Hand über die Stirne. „Manuela! mein Kind!“ rief Don Antonio. Da schnellte sie plötzlich empor: „Vater!“ rief sie, und sie lag schluchzend an seinem Halse. Es war eine stumme Minute des höchsten Entzückens, wo das unvermögende Wort zurücktritt und die Seelen sich unmittelbar berühren. „Laß mich, mein Kind, laß mich,“ sagte Don Antonio, und diesmal waren es Thränen, von der Freude erpreßt, die über seine hohlen Wangen rannen: „ich vermag es nicht, diese un-

endlichen Liebkosungen zu ertragen, komm zu dir, Manuela, sieh dort unsern Freund, unsern Retter, Don Alfonso, dem danke, er ward auserkoren zum Werkzeuge Gottes in unserer Noth.“ Manuela ließ ab von ihrem Vater, ihr seelenvolles Auge blickte wieder so bittend und strafend zugleich wie damals, als ich sie zum erstenmale sah, sie warf sich vor mir auf die Kniee, erfaßte meine Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. „Verzeiht mir, hoher Herr,“ bat sie, „ich habe Eure Macht und Größe nicht gekannt, verzeiht einer armen, unvernünftigen Magd.“ „Steh auf, Manuela, steh auf, ich befehle es dir, so war's nicht gemeint, so dankt man nicht,“ sprach Don Antonio. Manuela gehorchte. —

Täglich besuchte ich fortan Manuela. Ihr Vater war schwer krank. Die von der Folter halbgelähmte Spannkraft der Muskeln hoffte der Arzt wieder herzustellen, nur die volle Sehkraft glaubte er schwerlich retten zu können. Man hatte Don Antonio schwören müssen, ihm nichts von seinem Zustande zu verhehlen, und eine namenlose Wuth kochte in seinem Innern. „Der Mensch,“ sagte er einmal, „ist das verworfenste Geschöpf der Erde; wo ist ein Raubthier, das, ich will nicht sagen gegen Thiere seiner eigenen Gattung, nein, gegen solche als deren Herr es geboren ist, so grausam verfährt, wie ein Mensch mit dem andern? Der hungernde Tiger, der reißende Wolf saugt seiner Beute das Blut aus, aber das ist noch barmherzig gegen die Menschen, die mit tausendfachem Tode tödten. Sie haben herrliche Gaben, kühnen Erfindungsgeist, und sie erfinden Gräber, wo sie ihre Mitmenschen lebendig verfaulen lassen. O wenn ich nur vor —“ er unterbrach sich und knirschte mit den Zähnen. Manuela kannte diesen Zustand ihres Vaters, sie wagte

es nicht, ihn durch Einreden zu beruhigen, und sie bot alle Rührigkeit ihres Geistes auf, um seine Schwermuth zu verscheuchen. Die unzähligen kleinen Aufmerksamkeiten, die sie mit so anspruchloser Miene erzeigte, der Reichthum von kleinen Geschichtchen und Lieblingserinnerungen ihres Vaters, von denen ihr Mund übersprudelte, die hellen Lieder, die sie so jugendlich frisch zur Guitarre sang, dieses Alles, und auf solche Weise, konnte nur von einem überreichen Herzen geboten werden. Ich that Manuela vielleicht Unrecht, aber meine Eitelkeit schmeichelte sich doch, daß an diesem freudigen Herauskehren ihres innern Lebens nicht blos kindliche Liebe allein, sondern auch meine Anwesenheit einigermaßen Theil hatte. Wir liebten uns nur noch inniger, bewußter.

Don Antonio genas von Tag zu Tage; ein leiser Schimmer seines Auges, durch den ihm die Umrisse aller Gegenstände wie mit einem dunklen Flor überworfen waren, war gerettet worden. „Manuela," sagte ich eines Tages zu ihr, als ich mit ihr allein war und Don Antonio noch seine Siesta hielt, „Manuela, darf ich endlich ernste Schritte zu unserer Verbindung thun?"

„Ich bitt' Euch," antwortete sie, „redet mit mir nicht von so ernsten Dingen, ich bin noch zu jung um darüber nachzudenken."

„Ich aber habe Euch schon einmal gesagt, daß ich meine Liebe nicht einem Kinde, sondern einer Jungfrau mit selbständiger Willenskraft zugewendet habe."

„Und wer ist denn die Glückliche?" lächelte Manuela, „ich habe vergessen danach zu fragen."

Ich schwor ihr, daß ich mich nicht länger durch leichten

Scherz gängeln ließe, sie müsse mir gestehen, ob sie den Willen ihres Vaters kenne.

„Nein," war ihre einsylbige Antwort.

„Und was seid Ihr zu thun gesonnen, wenn mich Euer Vater, was Gott verhüte, zurückweist?"

In entschlossenem Tone antwortete sie: „Kindespflicht geht über Alles, aber ich werde —" sie konnte nicht ausreden, denn Don Antonio rief aus der Kammer: „Was ist das für ein Lärm? warum habt ihr Streit?"

„Don Alfonso will mir's nicht zugeben, daß ich vor einem Monat erst fünfzehn Jahre alt geworden bin."

„Schon, mein Kind, sage lieber schon, denn je älter man wird, desto schlimmer geht's einem auf diesem vermaledeiten Boden."

„Manuela hat Unrecht," sagte ich zu Don Antonio, als er zu uns herauskam, „sie hat Euch falsch berichtet, sie wollte mir's nicht glauben, daß ich morgen abreisen will."

„Das thut mir in der Seele leid," sagte der Alte, „möcht' Euch gerne immer um mich sehen, man gewöhnt sich in meinem Alter schwer an einen neuen Freund, zumal an einen von Euren Jahren, aber bei Euch, ich muß gestehen, ich möchte, was ich sonst nie wünschte, wieder jung werden, blos um ganz Euer Freund sein zu können."

„Wollt Ihr nicht lieber mein Vater sein?" Ich fühlte wie alles Blut mir in's Gesicht drang, ich sah, wie heftig Manuela erröthete, als ich diese Worte mühsam hervorgepreßt hatte.

„Geh Kind," sagte Don Antonio gleichgültig, „geh zu unserm Nachbar und hole mir das Buch, das er schon so lange von mir hat."

Manuela ging.

„Ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet," redete hierauf Don Antonio mich an, „aber es ist nicht Männerart, den Dienst und den Dank in süße Worte einzukleiden; auch sollte man ja nach den Lehren unserer Religion keinen Dank verlangen und keinen bieten dürfen, da wir in all unserm Thun und Lassen nur Werkzeuge in der Hand Gottes sind; ich weiß nicht, ob deßhalb der Undank in der Welt so groß ist — aber verlangt nur von mir was ich geben kann, Ihr sollt es haben, nur mein Kind, meine Manuela! die kann ich nicht missen, sie ist meinem Leben so nothwendig wie die Luft, die ich athme, und so lange ich athme, soll sie keines Mannes Weib werden. Dringt nicht weiter in mich, erspart Euch und mir die unnöthigen Worte."

Ich war wie erstarrt, ich konnte nichts mehr reden, die Thränen standen mir in den Augen, ich nahm meinen Hut und ging. Don Antonio rief mir nach, ich solle bleiben, ich kehrte mich nicht daran. Manuela begegnete mir auf der Treppe; ich sah sie kaum an und eilte davon.

Ich ging zu Geronimo und erklärte ihm meinen Entschluß abzureisen und den Grund desselben.

„Nicht Manuela," sagte er, „willst du fliehen, vor dir selbst, vor der eigenen Neigung deines Herzens möchtest du davon laufen, aber sie wird dir folgen wie dein Schatten, nicht verschwinden wird sie durch die Entfernung, nein, immer reizender, immer lockender dir erscheinen, und in Sehnsucht und widerstrebenden Hoffnungen dich aufreibend wirst du an einem geistigen Siechthum hinkränkeln. Der Herr behüte dich doppelt und dreifach vor dem andern Wege. Glaub' mir, du weißt, auch ich habe einst geliebt, und da drinnen im Herzen lebt meine todte Isa-

bella, bis es einst zu schlagen aufhört. Drum rette deine erste Liebe, oder sieh zu, daß du die Gewißheit deiner Täuschung mit dir nimmst. Ermanne dich, und geh nochmals zu Manuela."

Ich folgte gerne seinem Rathe.

Abends wollte ich noch von dem fröhlichen Kreise der Freunde Abschied nehmen. Alle glückwünschten mir zu der schönen Braut; einer meinte, ich sei doch herablassend, daß ich der Freunde noch gedenke, während ich im Begriffe stünde, mich mit einem Nachkömmling der Chalifen von Cordova zu verbinden. „Das Geschlecht ist so edel als das der Ponce di Leon, und wer mir's läugnet, dem will ich die Spitze meines Degens als Stammbaum in's Herz pflanzen," erwiederte ich und war bereit meinen Worten schnell die That folgen zu lassen. Alle sprangen auf und beschwichtigten den Streit. Meine Heiterkeit war aber durch diesen Vorfall gestört, ich suchte deshalb so bald als thunlich nach Haus zu kommen.

Ich reichte diesem und jenem die Hand zum Abschied; aber alle riefen: „Nein, so lassen wir dich nicht, du sollst sehen wie sehr wir dir geneigt sind; wir ziehen mit dir vor Liebchens Haus und schicken auf der Töne Leiter deine Gefühle zu ihr hinauf ins stille Kämmerlein, wo sie von dir träumt." Die Wände der Posada waren schnell der Guitarren und anderen Instrumente entleert, ihre Harmonie durch einzelne Griffe erprobt, die Kehlen wurden noch durch einen guten Zug mit Wasser vermischten Mancha-Weines angefrischt. Ich dankte, ich sträubte mich gegen ihr Beginnen, es half nichts. „Und gehst du nicht mit," riefen alle durcheinander, „so ziehen wir allein hin, und du wirst dann morgen von Wundern hören, welch' himmelstürmende Liebesboten wir nach ihr ausgesendet." Um ihre Ausgelassenheit zu ver-

hindern, zog ich bebenden Herzens mit durch die einsamen Straßen, in denen nur der Tritt und das muthwillige Lachen unserer lustigen Genossenschaft widerhallte. Kaum war das erste Abschiedslied gesungen, als in den benachbarten Häusern neugierige Schönen im leichten Nachtüberwurfe an den Fenstern erschienen; nur im Hause Manuela's blieb alles still und öde. Die Freunde zogen sich zurück, ich blieb allein und sang abermals jenes wehmüthige Abschiedslied, aber noch immer erschien niemand; unwillig schlich ich in meine Wohnung zurück. — Mit bewegter Seele und erzwungener Stärke ging ich des andern Morgens früh in Manuela's Haus. Als ich sie in ihrem leichten Morgenanzuge überraschte, schrie sie laut auf, und fast ohne meinen Gruß zu erwiedern, verschwand sie hinter der Kammerthüre, die sie schnell verschloß.

„Guten Morgen flüchtiger Ritter von Obenaus! hat Euer Trotzkopf den Mißmuth in der Nachtmütze stecken lassen?“ so rief sie lachend zu mir heraus, „nun, wer hat Recht, Vater?“ begann sie wieder, „nicht wahr, ich habe auch Menschenkenntniß? Habe ich's nicht gesagt, Don Alfonso kommt wieder, ich weiß es gewiß? Nun mein Herr Ritter, weil Ihr mir einen Sieg über meinen Vater errungen habt, erlaube ich Euch kraft meiner Macht zu binden und zu lösen, noch drei Tage in Sevilla zu bleiben, wenn Ihr Euch die Buße auferlegt, jeden Tag zur heiligen Manuela zu wallfahrten, eine Stunde lang vor ihr zu knieen und sie anzubeten; oder wollt Ihr eine andere Gnade?“

„Ja,“ antwortete ich, „die, daß Ihr die uns zugemessenen Minuten nicht unnöthigerweise auf Euren Putz verwendet und sobald als möglich herauskommt.“

Sie antwortete nicht, sondern sang das Abschiedslied von

gestern Abend mit zitternder Stimme. Sie hatte kaum die erste Strophe geendet, als sie, die übereinandergeschlagenen Arme unter einem grauen Ueberwurfe versteckt, heraustrat. „Stürmischer!“ sagte sie, „Ihr seid ja unendlich karg mit den Augenblicken, und laßt einem nicht einmal Zeit zum ordentlichen Ankleiden; da bin ich kindisches Ding aus Furcht, Ihr möchtet wieder wie gestern davon rennen, schnell in einen alten Mantel meiner seligen Mutter hineingefahren; es ist aber das ungeschickteste altväterische Ding, ich halte es nicht lange darin aus, darum macht nur, daß Ihr bald fort kommt oder entlaßt mich auf eine kleine Weile.“

„Will Euch nicht lange mehr Unbequemlichkeiten verursachen, Sennora,“ antwortete ich, durch den Schlußsatz ihrer Rede gereizt. Sie merkte es, und ging unwillig den Blick zur Erde geheftet auf und ab.

„Wenn es denn sein soll, daß wir uns trennen,“ sagte sie, „so ist mir's am liebsten es geschieht jetzt; ich sehe schon, durch diese fortdauernden Gereiztheiten werden die Erinnerungen, die uns für eine dunkle Zukunft hell leuchten sollten, farblos und zerfahren. Mein Vater weiß es, ich habe dessen vor ihm kein Hehl, wie sehr ich Euch liebe; der Himmel gebe, daß Eure Liebe gleich sei der meinen, mehr wünsche ich nicht. Ich weiß aber auch zu gehorchen.“

Don Antonio saß schweigsam in seinen Schlafmantel gehüllt, die Hände zwischen den Knieen zusammengepreßt und den Oberleib herniederbeugend in seinem Lehnsessel. „Welche Feuerprobe des Ungemachs hat eure beiderseitige Liebe denn schon bestanden?“ murmelte er mit unheimlicher Stimme, ohne sich im mindesten aus seiner zusammengekauerten Stellung zu erheben.

„Sie ist in Ungemach geboren," antwortete ich, „aber freilich, das vergißt man gerne und schnell."

„Was wollt Ihr?" rief er und erhob sich mit Zittern von seinem Sitze, „was wollt Ihr von mir? Weil Ihr das Schicksal hattet bei der Rettung meines Lebens behülflich zu sein, sucht Ihr mir nun mein Leben doppelt und dreifach zu rauben, da Ihr meines Kindes Liebe und Gehorsam mir rauben wollt? Ich habe euch Alles gegeben, ihr stolzen Spanier, ihr habt meines Stammes Macht und Kraft mir tropfenweise abgezapft, ich bin nur noch ein abgedorrtes Reis; aber so wahr das Blut der alten Valor in meinen Adern rollt, mein Kind, mein Leben sollt ihr mir nicht rauben, so lange diese Hand noch Kraft genug hat, den Dolch in eines schwachen Mädchens Brust zu bohren. Geht, ich alter Thor ließ mich wieder hintergehen und hielt Euch für besser als andere, geht, Ihr seid auch so habsüchtig und tückisch wie alle."

Seine Stimme erscholl wie Schlachtenruf, seine schäumenden Lippen zitterten vor Wuth, kraftlos sank er wieder in seinen Sessel zurück. Manuela war zu ihm geeilt, sie streckte die nackten Arme nach ihm aus und bat ihn weinend sich zu beruhigen.

„Gott! wo soll ich mich hinwenden?" rief sie. Ich erkannte meinen Fehler, bot Don Antonio meine Hand und bat ihn seine eben gesprochenen Worte zu vergessen, wie ich sie selbst vergessen wolle, damit wir in Frieden scheiden. Er faßte mit Innigkeit meine Hand.

„Ihr habt mich zu hämisch gereizt," sagte er, „Don Antonio de Valor war leider nie undankbar, und nie hat er sich solche Reden ungeahndet in's Gesicht werfen lassen. Mein Kind ist mein, mein eigen wie meine rechte Hand, soll ich sie zum Dank für

Euch abhauen und Euch schenken? Ich bin nicht mehr zornig, gewiß nicht; geduldet Euch, es ist ja nur noch eine kurze Spanne Leben, die ich zu durchlaufen habe, ich mache Euch die Zeit nicht mehr lange."

Er hielt inne und strengte all seine Sehkraft an, um den Eindruck dieser Worte in unseren Mienen zu lesen; er muß Beruhigendes darin gefunden haben, denn mit seltener Weichheit der Stimme fuhr er fort: „Ich hatte es so gut mit Euch vor: wenn der Frühling kommt, wer weiß ob ich nicht nach Guadalajara gezogen wäre, um mit Hülfe Eures weisen Vaters das Licht meines leiblichen und geistigen Auges mir zu schärfen."

„O, das wäre herrlich," jauchzte Manuela, „gewiß, ich will Euch pflegen, daß Ihr ganz jung werden sollt. Bis wohin kommt Ihr uns entgegen, Don Alfonso?"

Das Gespräch nahm jetzt eine heitere Wendung. „Das hätte ich nie gedacht, daß Alles noch schön ausklingen wird; es ist gut, daß meines Vaters langer Degen drinnen an der Wand in die Scheide eingerostet ist, sonst wäre vielleicht noch unsere Stube zum blutigen Kampfplatze geworden;" so sprach Manuela und ihre Munterkeit lebte aus Schmerz und Thränen nur noch verklärter auf.

Don Antonio sprach keine Sylbe; aber mitten unter Erinnerungen an die Vergangenheit und Planen für die Zukunft fühlte ich, daß jetzt der Augenblick der Trennung sein müsse, denn aus dieser *heitern* Umgebung wollte ich mich losreißen. Ich reichte Don Antonio die Hand zum Abschied.

„Ziehet hin in Frieden," sagte er, „in Frieden mit Euch und mit uns; gedenket meiner bei Eurem würdigen Vater."

„Und sehen wir uns bald wieder?" fragte ich; er drückte

mir die Hand und nickte bejahend. Manuela stand regungslos da, unsere Blicke begegneten sich, es war als ob jedes von uns nochmals das getreue Bild des andern in bewußter Anschauung sich einprägen wolle, in jedem von uns rang der Schmerz über eine prüfungsvolle Trennung mit dem Willen ihn zu besiegen. „Manuela, lebt wohl!“ sprach ich, mich der Geliebten nähernd; „lebt wohl!“ antwortete sie mit fester Stimme, „ich weiß gewiß, Ihr vergeßt meiner nie, und ist es unsere Bestimmung, daß wir uns einst ganz angehören sollen, so finden wir uns wieder; ist es anders verhängt, was nützt Jammern und Widerstreit? Gehorsam ist unsere Pflicht. Seid dann glücklich mit einer andern, die Euch gewiß nicht mehr lieben kann als ich; doch daran soll keine Macht der Erde und des Himmels mich hindern, Euch zu lieben bis zum Tode und noch nach ihm. Lebt wohl!“

Ich umarmte den Vater nochmals heftig, o! ich glaube ich hätte den Großinquisitor selbst damals an mein Herz gedrückt. — Ich weiß nicht mehr, wie ich mich losriß, aber an der Hausthüre hielt mich die Duenna auf und jedes Wort von ihr ist mir seltsamer Weise noch in Erinnerung, ja ich höre ihre Stimme. —

Es ärgert uns oft, ist aber doch weise so eingerichtet, daß neben der Nachtigall auch immer ein Kukuk oder sonst ein prosaischer Alltagsvogel sich einnistet, oder ein Frosch im Sumpfe quackt.

„So geht's in der Welt,“ begann die Alte, indem sie den Saum meines Mantels küßte, „die Laura, die's mit der ganzen Welt am besten meint, die wird überall vergessen. Ihr müßt nicht glauben, daß ich Euch nachgelaufen bin, damit Ihr mir danken sollt, wüßt' eigentlich auch gar nicht für was? Ihr seid ja immer so stolz, daß Ihr kaum guten Tag Laura sagtet, und

doch hab' ich schon viel Euretwegen ausgestanden, drum hätt' ich's wenigstens auch verdient, daß Euer Gnaden bei mir Abschied nimmt; es könnte mich kränken, wenn ich Undank nicht schon längst gewohnt wäre bei der ganzen Welt. Ach heilige Maria, Mutter Gottes, steh' mir bei! ich arme Sünderin könnte wünschen, daß man mir jetzt gerade die letzte Oelung brächte und mir ein Häuschen von sechs Brettern mitgäbe, unser guter, lieber Don Alfonso geht fort, jetzt haben wir wieder das ganze Jahr Aschermittwoch; so wahr mir San Jago gnädig sei, Ihr dürft mir glauben, wenn ich Manuela nicht so lieb hätte, bei dem alten Krittler wär' ich keine vierundzwanzig Stunden geblieben, der macht Jahr aus Jahr ein ein Gesicht wie ein Judas, und das gute Kind, ach! was steht das bei ihm aus, das weiß Niemand als ich. O! es geschieht Euch ganz Recht, wenn nur ich nicht darunter leiden müßte; so Alles unter sich ausgemacht, unser einem kein Sterbenswörtchen davon gesagt, da sieht man, was dabei herauskommt, wenn man nicht auch alte erfahrene Leute, die in der Welt auch schon was mitgemacht haben, zu Rathe zieht. Bei meiner vorigen Herrschaft da hab' ich ein Pärchen zusammengebracht, der Alte hat noch viel ungerner anbeißen wollen als unser Murrkopf da droben, aber die sind auch nicht so stolz gewesen, daß sie vor lauter Schnäbeln und Herzen ihre besten Freunde vor der Nase übersehen haben; es ist wahr, sie haben mir zuletzt auch mit Undank gelohnt, aber was thut das? Giebst du heute, so bist du morgen vergessen, sagt das Sprüchwort, und ein Sprüchwort ist ein wahr Wort. Wenn Ihr mir nur einen Wink davon gegeben hättet, ich hätt' das Ding ganz anders eingefädelt; Ihr könnt gut und brav sein, aber (nehmt mir's nicht übel, Usted, es ist,

so wahr ich eine Sünderin bin, gut gemeint) aber gescheit seid Ihr nicht. Sechs Wochen lang lauft Ihr drum herum wie die Katze um den heißen Brei, gleich den andern Tag, gleich die andere Stunde, wo Ihr den Alten heimgebracht, hättet Ihr um mein süß Täubchen freien sollen; gesteht nur selbst, hätt' er's Euch abschlagen können? Drückt die Limone aus, bevor sie verfault, sagt das Sprüchwort; nach sechs Wochen, San Jago! was vergißt der Mensch nicht in sechs Wochen! da wundert's mich gar nicht, daß er sich das Maul gewischt und Euch mit einem magern Gratias abgefertigt hat. Den kennt noch gar keiner, der hat einen Stolz wie ein Ritter vom Berge, er ist aber auch, ich glaub's noch immer, ein halber Heid — ich blieb' nicht im Haus, wenn nicht wegen des guten Kindes, das ich so lieb habe, als ob ich's unter meinem Herzen getragen hätte. Ich sag' Euch, ich habe schon viel Verliebte gesehen, ich selbst, seht mich nur an wie Ihr wollt, bin auch einmal jung gewesen und sauber, ich hab' mich dürfen sehen lassen, ich hab' meinen ersten Mann gern, recht gern gehabt, aber daß man so verliebt sein kann wie die Manuela, das hätt' ich mein Lebtag nicht geglaubt. Was liegt dem Alten daran? seinetwegen kann sie graue Haare bekommen und ihr süßes Fleisch verdorren, der hat ein zähes Leben, der stirbt nicht so bald; er gönnt sie gar keinem andern, Gott verzeih mir meine Sünden, ich glaub' er möcht' sie selbst heirathen, wenn das nicht gegen die Natur wär'. O! es dreht mir das Herz im Leib herum, wenn ich dran denke, wie sich das Alles so schön hätt' einrichten lassen, dann stünd' es jetzt ganz anders und die alte Laura hätt' noch die Freude gehabt, so eine junge rothwangige Manuelita oder einen Alfonsito auf ihren Armen zu wiegen. Nun das sind jetzt

lauter Reden in den Wind und ich halt' Euch nur damit auf; nichts für ungut, edler Herr, macht, daß Ihr bald wieder kommt, dann laßt nur die Laura sorgen, Ihr sollt sehen wie Alles so gut geht."

Ich hatte der Alten fast willenlos, als ob ich dazu verpflichtet wäre, zugehört, und reichte ihr nun einige Dublonen zum Abschied; sie wollte sie nicht annehmen, da sie nicht wisse warum, sie hätte sie ja nicht verdient; nach einigem Zureden nahm sie es, und mit schalkhaft dankbarer Miene sagte sie:

„Ihr hättet früher einsehen sollen, daß das Sprüchwort sagt: Geschenke sprengen Felsen. Habt Ihr keinen Auftrag mehr an Manuela?"

Ich wußte keinen; sie küßte mir die Hand, und unter Schelten und Murren über den heidnischen Kahlkopf ging sie davon. Nach einer Stunde, in der ich noch Geronimo besuchte, hatte ich Sevilla verlassen. Ich fühlte es klar, hier hatte sich ein Wendepunkt in meinem Leben gestaltet, den ich nie aus den Augen zu lassen mir vorsetzte.

Aber was sind des Menschen Vorsätze und Entschlüsse? Ein Hauch, ein Schatten berührt sie, und sie sind nicht mehr.

Ein Jahr und darüber war verflossen; ich hatte zweimal an Manuela und ihren Vater geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Da trat allmälig ihr holdes Bild in den Hintergrund der Seele zurück; die Verschlossenheit und Selbstgenügsamkeit, in die ich mich eingepuppt hatte, verschwand nach und nach. — Der Austritt unsers Oheims zu Madrid mit seiner ganzen Familie aus unserer heimlichen Gemeinde, sein reuiges Eingeständniß und seine Bußfertigkeit für die seitherige Halbheit seines Glaubens erfüllte uns mit Trauer und Angst. Die mächtigen

Espinosa's in dem heutigen Spanien sind die Kinder dieses Oheims. Nicht durch ein einziges Geständniß seiner Mitschuldigen suchte er sich jedoch von den harten Bußen, die ihm auferlegt wurden, zu befreien. Wir erfuhren aber durch unsern Geronimo, daß durch ein neues Edikt der Inquisition nicht, wie man bisher geglaubt hatte, nur die maurischen Christen, sondern auch die Judenchristen nach Afrika deportirt werden sollten. In der Sorge um das eigene Schicksal und das der Angehörigen, erwachte in mir auch wieder das Andenken an Manuela mit allem Zauber ihres engelgleichen Wesens. Ich sah es daher als ein Fingerzeig Gottes an, als Rodrigo Carceris, der nach Sevilla reiste, mir die Besorgung jeglichen Auftrags anbot. Ohne einer Bedenklichkeit Raum zu geben, offenbarte ich Manuela in einem Briefe unser ganzes Geheimniß; ich schilderte ihr lebhaft alle Schrecken, die uns bedrohen, und beschwor sie, mit ihrem Vater schleunigst zu uns zu kommen, damit wir vereint die Zukunft ertragen. Fast ohne Erfolg zu hoffen, und nur um meiner letzten Liebespflicht zu genügen, sendete ich den Brief ab.

Die Brust von tausend Sorgen und Ahnungen bewegt, den Vätern grollend, die uns ein alltäglich wiederkehrendes ruhmloses Märtyrerthum und das Doppelgesicht des Glaubens als leidiges Erbe hinterlassen, war ich eines Tages die Landstraße entlang gewandert. Da bemerkte ich einen Wagen, der langsamen Schrittes den Weg herkam; ich trat näher, ein Blick, ein Schrei und — Manuela lag in meinen Armen. Wie von innerer magischer Kraft getrieben, hatte sie sich behende über die Brüstung des Wagens herausgeschwungen. Ich setzte mich schnell wieder mit ihr in den Wagen, zog die Gardinen vor und fuhr

dem Thore zu. Don Antonio saß in eine große wollene Decke gehüllt neben Manuela; auch er freute sich der glücklichen Schickung, daß wir uns hier so bald getroffen. „Wenn's noch lange so fortgegangen wäre über Berg und Thal," sagte er, „hätte Manuela mich als Leiche zu Euch gebracht; das Fahren rüttelt mir alle Glieder so auseinander, daß ich meine, ich wäre wieder auf der Folter. Nicht wahr, Manuela, nun hast du dein Höchstes erreicht, da du mich alten Thor zu der weiten Reise überredet hast? ja, ja, nun ist an meinem Leben nichts mehr gelegen, jetzt wär's am besten, wenn ich bald sterbe, nicht wahr? Seid nur ruhig, es dauert nicht mehr lang."

Mit einem höhnischen Lächeln grinste er uns an und schob Manuela's Arm weg. War mir seine Weigerung ehedem wie dämonische Habgier erschienen, so hatte ich bei dieser Weise seines eigenen Kindes Freude zu vergiften mit Haß gegen ihn zu kämpfen; er war bei alledem Manuela's Vater. Manuela verstand es durch unzählige kleine Fragen und Erinnerungen meinen Aerger zu zerstreuen. Es gelang ihr leicht, denn wie unendlich vieles hatten wir uns zu sagen; aber sonderbar! während hundert gewichtige Fragen sich in unserm Sinne drängen, ist es oft gerade die unbedeutendste, die am ersten zu Worte kommt. „Wie geht's der alten Laura?" fragte ich.

„Sie ist todt, die falsche Schlange; hört nur, wie es uns mit dieser erging. Es werden jetzt ungefähr sieben Monate sein, mein Vater lag schwer krank darnieder (wie er überhaupt seit Eurer Abwesenheit nicht einen Monat lang ununterbrochen gesund war), da erkrankte auch Laura; sie wurde in das Hospital San Lorenzo gebracht, welches sie zum Erben ihrer ganzen Habe einsetzte. Ihre Krankheit entwickelte sich

schnell, sie war unheilbar. Nachdem sie schon die Sterbesakramente empfangen, äußerte sie als letzten Wunsch, man möchte mich zu ihr bringen, sie könne nicht eher ruhig sterben, bis sie mich noch einmal allein gesprochen hätte. Auch mein Vater rieth mir hinzugehen, und mit kaum bezwingbarem Widerwillen ließ ich mich nach dem Hospital geleiten. Ich hätte die Laura nicht wieder erkannt, so abgemagert war sie in den wenigen Wochen; sie aber erkannte mich alsbald und streckte weinend ihre knöchernen Hände nach mir aus. Ihre ehemalige Beredtsamkeit war noch nicht verschwunden; nur mit halber Stimme und von Stöhnen und Aechzen unterbrochen, gestand sie mir, wie sie es war, die auf Zureden ihres Beichtvaters bekannt habe, daß mein Vater die Kirche nicht besuche und den Heidengott im Stillen verehre. Der Beichtvater habe sie zwar schon damals für diese gottgefällige Handlung von allen ihren Sünden freigesprochen, aber jetzt sei es ihr, als ob sie nicht sterben könne, bevor auch ich ihr das viele Ungemach, das dadurch über mich gekommen wäre, verziehen hätte; ich solle bedenken, daß sie damals ihr eigen Seelenheil dafür verbürgt habe, daß ich ein gutes Christenkind sei, darum sei ich auch immer frei ausgegangen; ich solle bedenken, sagte sie — und der alte Schalk guckte noch aus ihrem halbgebrochenen Auge hervor — daß ich nur so den guten lieben Don Alfonso kennen gelernt, und sie versprach mir bald im Himmel für unsere Vereinigung zu beten. Ich dankte für ihre gütige Verwendung, mochte ihr aber doch die Todesstunde nicht verbittern und verzieh ihr, wie ich gestehen muß, nicht so von ganzer Seele."

Ich erzählte nun Manuela von der letzten Standrede Laura's, und unter solchen Gesprächen waren wir am Hause meines Vaters

angelangt. Die Ankömmlinge waren meinem Vater hochwillkommen. Der alte Valor wurde die Treppe hinaufgetragen, das geringe Gepäcke war bald an Ort und Stelle. Meine Schwester, die einige Jahre älter als Manuela war, wurde bald ihre vertrauteste Freundin, so daß sie sich bei uns heimischer als zu Hause fühlte. Wir bereiteten im Stillen die Abreise vor, aber der kränkliche Zustand Don Antonio's, in welchem er nie etwas von einer Abreise hören wollte, machte uns bange; mein Vater, der als der erfahrenste Arzt in ganz Neu-Castilien galt, fürchtete bei ihm ein langes Hinsiechen. Wie waren wir daher erstaunt, als man ihn eines Morgens mit schrecklich aufgedunsenem Gesichte im Bette todt fand. Nur dies einzige Mal, als Manuela das schrecklich entstellte Angesicht ihres Vaters zuerst erblickte, sank ihr Körper unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zusammen, sonst hatte sie alle Wechselfälle des Lebens kräftig ausgedauert. Mein Vater behauptete, das sei nicht das Aussehen eines natürlichen Todes; in der That fand man auch, als man die Leiche entkleidete, das Amulet, das Don Antonio seit seiner letzten Verhaftung auf dem Herzen getragen hatte, aufgerissen und leer, nirgends war aber ein Ueberrest eines Giftes zu entdecken. — Nie hat Manuela von diesem Umstande etwas erfahren.

Da nun der alte Valor todt war, glaubte mein Vater mit der Abreise nicht länger zögern zu dürfen. Der Verstorbene hatte keine Kunde von seinem letzten Willen hinterlassen: was war natürlicher, als daß Manuela mit uns reiste? Mein Vater trug mir auf, sie an die baldigste Besorgung ihrer etwa unerledigten Angelegenheiten zu gemahnen. Ich ging zu ihr, fand sie allein, weinend und nachdenklich. „Wir alle ehren diese Zeichen kindlich frommen Sinnes,“ sagte ich, „aber wozu noch län-

ger düsteren Gedanken Euch hingeben? Mein Vater will auch Euch Vater sein, und ich — nun Ihr wißt, was ich Euch sein möchte."

„Nein, nie!" antwortete sie; „habt Erbarmen mit mir armen Waise und laßt mich hinziehen zu meinem Oheim nach Valencia, er wird den Haß meines Vaters an mir nicht rächen, er wird das Kind seiner Schwester nicht verstoßen. Wie gerne bliebe ich bei Euch, aber ich sehe es zu spät, eine eiserne Scheidewand trennt uns auf ewig."

„So wißt Ihr denn schon?" fragte ich mit Ungeduld, „hat meine Schwester es Euch anvertraut? Glaubt mir, schon lange klang es in meiner Seele wie feiger Meineid, daß ich nicht längst Euch Alles gestanden, Ihr hättet mich nie verrathen. Ja, ich bin ein Jude, und will meinem zertretenen Glauben angehören, so lange noch ein Lebenshauch in mir wohnt, und könnt Ihr mich jetzt verlassen, nun wohlan, so habt Ihr mich nie geliebt; ziehet hin zu Eurem Oheim, Niemand wird Euch hindern." Manuela blickte mich starr und mit verzweifelten Blicken an.

„Ihr seid grausam, Sennor," sagte sie, „das hätte ich nimmer von Euch gedacht; wer hat Euch diese Macht über mich gegeben, so freveln Hohn mit mir zu treiben, und daß ich Euch dennoch lieben muß? Glaubt Ihr ich sei verzagt und schäme mich meines Glaubens? Sagt's nur frei, ich weiß du hängst dem Islam an, wie dein todter Vater that — und ich will Eure Kniee umfassen und Euch um Verzeihung bitten, aber verhöhnt mich nicht; was hab' ich Euch denn gethan?"

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, sie wandte sich schluchzend von mir ab. „O Vater! Vater!" rief sie, „so ver-

fährt man mit deinem Kinde; warum hast du mich nicht mit dir in's Grab genommen?"

Ich beschwor alle Flüche des Himmels auf mich herab, wenn ich nicht Wahrheit gesprochen hätte. Sie blickte mich wieder freundlich an, und das stille Schwimmen ihres Auges verrieth den unendlichen Schmerz über das Unrecht, das sie mir gethan, und über den entsetzlichen Abgrund, der sich vor unseren Augen aufschloß. „So nah und doch so unendlich fern!" sagte sie, mir die Hand zur Versöhnung reichend; ich bestürmte sie mit all ihrer frühern Liebesmacht: „Gott ist der Gott der Liebe, wo Ihr ihn auch verehret, sei es in Kirchen, Moscheen oder Synagogen; und wäre es nicht der Wille Gottes, hätten wir uns so gefunden und wieder gefunden?" In feuriger Rede stellte ich ihr die verschiedenen Glaubensbekenntnisse so dar, wie sie es für Liebende sind; ich kümmerte mich wenig um das, was in den Büchern geschrieben steht und was die Priester lehren, Gott verzeih mir's! ich möchte heute nicht Alles verantworten. Manuela hörte mir nur halb zu, und in herzzerreißendem Tone rief sie:

„Herr! Gott! vernichte mich nicht, weil ich noch zweifle. Was hab' ich verbrochen, daß du so Unendliches mir auferlegst? Kann ich der Kindheit Glauben aus der Seele tilgen und doch noch leben? Warum denn gerade mir, gerade mir dem schwachen Mädchen, das grausame Geschick Moslemin zu sein im Herzen und Christin im Angesichte, um zuletzt beides Lügen zu strafen? Giebt's keine Tempel mehr, daß man mich hindurchjage und mein armes Herz zerfleische? Mein Vater hatte doch Unrecht, als er vor drei Jahren eine alte Zigeunerin die Treppe hinab warf, daß ich meinte sie könne nicht mehr aufstehen, weil sie mir prophezeit hatte, ich würde nicht in meinem jetzigen

Glauben sterben und ich sei zu großen Dingen geboren; ich möchte nur wissen, was das für große Dinge sein werden. Wenn jetzt die alte Hexe wiederkäme, wie würde sie staunen über ihre eigene Weisheit!" — Ein Schrei des Entsetzens unterbrach Manuela's Rede, „das ist die schwarze Kunst, die hier ihr Spiel treibt," rief sie und schmiegte sich furchtsam an mich. Ich blickte nach der Thüre, dort stand ein altes Zigeunermütterchen auf seinen Stab gestützt und bat mit klugem Lächeln um ein Almosen. Ich beruhigte Manuela, die am ganzen Leibe zitterte, sich jetzt aber Zwang anthat und beherzt vor die Bettlerin hintretend fragte: „Kennt Ihr mich?"

„Ei warum denn nicht?" antwortete die Alte und erhob ihr grinsendes Gesicht, „da seht, hab' ja ein gutes Denkzeichen, die Narbe da über meinem linken Aug', die hab' ich aus Eurem Hause in Sevilla davon getragen; nun wie steht's mit meiner Prophezeiung, ist sie nicht eingetroffen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Manuela.

„Ihr wißt nicht? ei, ei, aber ich weiß."

„Danke schönstens für Eure Weisheit," antwortete Manuela, ihr eine Gabe reichend.

„Nur einen Augenblick laßt mir noch dies Sammethändchen, ich weiß noch viel mehr Dinge." Manuela sträubte sich nur halb. Die Alte kicherte so heftig, als sie eine Weile die Handfläche betrachtet hatte, daß der Stock ihrer Hand entfiel. „Das geht über alle Maaßen," rief sie, „nun seht einmal her, diese feingeschliffene Lebenslinie ist mir nur Einmal vorgekommen: ein schmucker Ritter kommt und holt Euch über's Meer, dürft Euch darauf verlassen, es ist so gewiß wahr, so gewiß, als ich noch so jung und schön sein möcht' wie Ihr; seht Ihr die kleinen Schnitt-

chen, die da drüber weggehen? Das bedeutet viel Kummer und Herzeleid; aber halt, das müßt Ihr noch hören: da steht ein prächtiger Junge, den Ihr bekommen werdet, braucht nicht so roth zu werden, es giebt einen tüchtigen vielgerühmten Ritter, mit dem keiner in die Schranken treten mag, er führt seine Streiche mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß er alle seine Gegner in den Sand streckt; der Ring da abwärts, das bedeutet eine Krone, die er ausschlägt." Solche und andere Narrenspossen sprach die geschwätzige Wahrsagerin noch viel, und ich wundere mich nur über mich selbst, daß ich die Geschichten noch alle im Kopf behalten habe. Manuela schien, so sehr sie es auch verbergen wollte, doch mehr daran zu glauben als ich; ich habe nie auf derlei Dinge etwas gehalten und wir haben ja jetzt den augenscheinlichsten Beweis, was daraus geworden ist. Auch mir wollte sie noch weissagen, ich hatte aber ganz andere Dinge zu thun und zu denken, gab ihr daher ein Geschenk und hieß sie nun ihres Weges gehen.

Durch diesen sonderbaren Zwischenfall war die tiefe Aufgeregtheit Manuela's, die mich schaudern machte, glücklich abgeleitet worden. Ich stellte ihr nun nochmals Alles mit Ruhe vor, auch sie war ruhig; ich mußte ihr versprechen, sie vor dem andern Morgen mit keinem Worte mehr zu bestürmen. „Ich werde Alles treu und gewissenhaft überlegen," sagte sie, „Niemand kann, Niemand darf mir hier rathen."

Des andern Tages als ich erwachte, war mein erster Gedanke: heute entscheidet sich deines Lebens künftige Gestalt. Es ist in solchen Stimmungen nicht möglich, irgend einen Gedanken festzuhalten, eine peinliche Ungeduld verzehrt uns. Ich eilte hinaus auf die Almeda, ich jagte mein Roß, als ob ich mit

seinen raschen Schritten auch die träge Zeit zwänge, daß sie ihren Lauf beschleunige, damit ich endlich zu Manuela gehen könne. — Gott allein weiß, wie ich gerungen! sagte ich, als ich zu ihr kam. „Ihr habt gesiegt; aber ich bitt' Euch, macht daß wir fortkommen, hier halte ich's nicht länger aus." — Ich erzählte meinem Vater Alles. „Du hast nicht wohlgethan, mein Sohn," sagte er, „so ungleiche Gewichte in die Wagschale zu legen; mir ist Alles, was du mir hier sagst nichts Neues, doch so mit gebrochener Seele darf das Mädchen unserm Glauben und unsrer Familie nicht gewonnen werden; ich werde ihr unverhohlen alle die schweren Pflichten, die unser Glaube zu üben befiehlt, alle die Leiden, die er noch zu tragen verdammt ist, auseinandersetzen; beharrt sie dann noch auf ihrem Vorsatze, nun denn, so gebe Gott seinen Segen dazu, daß sie die Stammmutter einer frommen Nachkommenschaft werde."

Manuela blieb standhaft.

Kein Hinderniß stand unserer Abreise mehr im Wege. Nachdem wir mit vieler Mühe unsere Habe in beweglichen Werth umgesetzt hatten, reiste Immanuel mit der Schwester und Manuela voraus, denn wir mußten möglichst dafür sorgen, kein Aufsehen zu erregen. In der Nacht darauf folgte ich mit meinem Vater denselben. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren, als wir uns von den traulichen Straßen wie Diebe, von Nacht und Furcht umgeben, wegschlichen. Wir liebten unser Stiefvaterland von ganzer Seele, das fühl' ich noch jetzt. Mein Vater sprach keine Sylbe. Erst als die Morgenröthe aufging, befahl er mir hier die Sonne zum Zeugen zu nehmen und bei Gott dem Allerhöchsten zu schwören, daß ich Manuela so lange nicht als die Meine betrachten wolle, bis sie in unsern

Glauben aufgenommen und durch den Bund der Ehe mit zugegeben sein. Wir holten die Vorausgegangenen ein und kamen nach manchen Beschwerden in Oporto an. Dort wohnten wir bei dem Vater Uriel da Costa's bis zum Tage der Abfahrt. Auch Mendez Henrico aus Madrid trafen wir hier; er verließ ein hohes Amt am Hofe und eine heißgeliebte Braut, um mit seinen Brüdern im fernen Lande seinen Glauben offen zu bekennen. Es war ein wortkarger Reisegefährte. Einen gräßlichen Fluch, wie ihn noch nie eines Menschen Zunge ausgesprochen, beschwor er über das unglückliche Spanien herab als wir die Anker lichteten; dabei rollten seine Augen wie die eines Rasenden, er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen, daß mir vor dieser Wuth bangte und ich ihn besänftigen wollte. Ohne mir zu antworten oder nur nach mir umzublicken, ging er an das andere Ende des Schiffes, rückte sich in einer einsamen Ecke ein Gewinde vorräthiger Tauseile zurecht, und kauerte sich dort zusammen. Ich hatte genug zu thun mit den eigenen Angehörigen, und ließ Henrico nach seiner Weise gewähren. Die Fahrt war Anfangs glücklich; das neue Schauspiel erweckte Manuela's Heiterkeit wieder. Aber schon am ersten Abend erkrankte mein Vater. Er suchte wieder wie sonst durch starke Arzneimittel entgegen zu wirken, es half nichts, sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. „Es ist sonderbar," sagte er einmal zu mir, als ich an seinem Bette saß, „da liege ich altes Kind wieder in einer großen Wiege, die mich aus dem Leben hinausschaukeln wird. Werft meinen Leib nur nicht hinaus in die kalte Fluth; wie Joseph einst seine Brüder, so beschwöre ich euch, meine Kinder, nehmt meine Gebeine mit und begrabt sie in dem Lande, wohin der Herr euch führen wird; ich fühl's, mein Auge

soll's nicht mehr schauen." Ich suchte ihm solche Gedanken auszureden, er aber sagte: „Ich weiß, meine Stunden sind gezählt, ich habe viel Freud' und Leid genossen auf dieser Welt; Preis und Dank sei Gott dem Herrn für beides. Komm, rufe mir meine Kinder, auch Manuela, auch sie ist mein Kind, du wirst glücklich mit ihr sein." — „Weinet nicht," sprach er dann zu den Eintretenden, „ich kann ruhig in die Grube sinken, da ich weiß, ihr werdet fortan ungehindert und in Frieden eurem Gotte leben dürfen; und sollte abermals eines Drängers Hand euch verstoßen, verzaget nicht, denn das Gesetz unseres Gottes, des einzig einigen, wird einst glorreich erkannt werden von allen Völkern."

Mein Vater sprach noch viel über die Einrichtung unseres künftigen Lebens; es war als ob sein naher Tod ihm das Fernsehen in unbekannte Verhältnisse gestattet hätte. Er segnete noch jeden einzeln, und nach wenigen Stunden verschied er mit gewöhnlicher Lippenbewegung. Ich habe seitdem vieler Menschen Geist sich losringen sehen vom Körper, aber nie sah ich solch himmlisch verklärtes Antlitz wieder; unsere Thränen flossen reichlich; am heftigsten aber weinte Manuela, sie war zum zweitenmale verwaist. Als keine Rückkehr des Lebens in den Leichnam mehr zu hoffen war, leerten wir in der Stille eine große Kiste aus und zogen der Leiche das Sterbegewand, das noch meine Mutter bereitet hatte, an. Ein Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande, das mein Vater für schweres Geld hatte kommen lassen, lag bei den Sterbegewändern. Wir legten ihm diese heilige Erde unter das Haupt und stellten den Sarg in die unterste Kajüte, wo mein Bruder dabei wachte. Es war ein neblichter Morgen als wir weiter fuhren. Gegen Mittag erhob sich ein

fürchterlicher Sturm mit all den Schrecken, die ich bisher nur aus den Erzählungen von den vielfachen Reiseabenteuern meines Vaters gekannt hatte; ich dankte Gott, daß er ihn dieser neuen Qual überhoben und suchte durch diesen Gedanken die zitternden Mädchen zu beruhigen. Da trat der Schiffshauptmann zu uns und befahl mir in kurzen Worten, ihm augenblicklich die Kiste anzugeben, worin die Leiche verborgen sei, damit er nicht nöthig habe alles zu durchwühlen und viel Zeit zu verlieren; es sei eine bewährte Regel, daß das Meer sich nicht eher beruhige, als bis ihm die Leiche, die ein Schiff mit sich führe, zum Opfer gebracht worden. Ich suchte ihn zu beruhigen, war aber dabei so unvorsichtig, ihm das Lächerliche seines Aberglaubens begreiflich machen zu wollen. Er hätte mich für diese Belehrung fast niedergestochen, wenn nicht Manuela ihm in den Arm gefallen wäre. Ich wollte nur mit dem Tode den Willen meines Vaters unerfüllt lassen und setzte mich zur Gegenwehr; die Mädchen jammerten und weinten; die ganze Schiffsmannschaft kam hinzu, ich mußte mich fügen. Nachdem wir noch schnell den Sarg mit Ballast beschwert hatten, damit er sogleich untersinke, trat ich mit hinaus in die Wuth der Elemente und mit blutendem Herzen sah ich, wie die hochaufbrausenden Wellen ihren Rachen über der dargebotenen Beute schlossen. Auf lange Zeit war meine Ruhe dort mit versenkt worden. — Alles auf dem Schiffe war in gräßlicher Bewegung, nur einer stand regungslos da inmitten dieses Aufruhrs, es war Mendez Henrico. Den gespannten Hahn einer Pistole in der einen Hand, mit der andern sich aus aller Kraft an ein Tauseil anklammernd, stand er auf dem Verdeck. „Was wollt Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?" rief ich ihm zu; er lächelte mitleidig: „Seht Ihr das Meer da?"

sagte er, „seht Ihr das Meer da? Das ist ein großes Taufbecken, da sollen wir nun auch noch nach griechischem Ritus getauft werden; mich aber sollen sie bei lebendigem Leibe nicht dazu zwingen, sie, denen die Elemente selbst sklavisch heucheln. Bricht der dort (hier deutete er auf den Mast), so brennt diese Kugel in meinem Herzen, ich will nicht" — In diesem Augenblicke krachte der Mast, ein Schuß knallte und Henrico stürzte kopfüber aus dem Schiff. Ich war selbst wie zerschmettert von alle dem was mich umgab; wir waren ein Spielball in den Händen des Sturmes.

O mein Sohn! Wer sein eigenes Leben und was er von der Welt gesehen, was wichtig und was nichtig ist, erkennen will, der lernt es am besten, wenn er mit Allem was er ist und hat, draußen auf dem endlosen Meere ist. Im Sturm wie in der darauf folgenden Stille habe ich tiefer in Alles geblickt als je sonst. Es war mir wie ein vierzigjähriges Wandern durch die Wüste: nicht das alte Geschlecht sollte nach dem gelobten Lande kommen, in mir selbst starb es aus — ein neuer Mensch sah endlich das Land der Freiheit vor sich.

Wir landeten in Antwerpen. Erst über tiefe Trauer hinweg sollte ich unsere neue Heimath lieben lernen.

Dreißig Tage trauerte ich, wie es das Gesetz vorschreibt, um meinen Vater; noch lange erregte es mir tiefe Gewissensbisse, seinen letzten Willen nicht erfüllt zu haben. Manuela war unterdeß in die jüdische Gemeinde aufgenommen worden, und an ihrer Seite fand ich die Ruhe und das Glück, für das ich Gott ewig danke. Wir hatten beide schwere Lebenskämpfe. Wir hatten uns beide das Judenthum in der gemeinsamen Ausübung einer freien Genossenschaft ganz anders gedacht; wir wußten nicht, wie viel

doch noch voll Angewöhnung in uns war, und mir besonders wollte es nicht behagen mit der bloßen Freiheit ein Leben von tausend religiösen Observanzen eingehegt leben zu dürfen. Gott der Allgütige wird mir meine Schuld verzeihen, ich habe erkennen gelernt, daß sein heiliger Wille überall waltet und die Beobachtung des Gesetzes nur zu ihm führt. Wir haben Alles aufgegeben, um euch unsere Kinder im Frieden unseres Glaubens erwachsen zu sehen. Seid dessen eingedenk. Du vor allen mein Sohn.

Das ist die Geschichte meines Lebens, meiner Liebe, geschrieben für meinen einzigen Sohn Baruch allein.

6. Thalmud und Latein.

Die Hand Baruchs zitterte als er die Blätter weglegte, seine Stirne war heiß als er sie mit der Hand stützte.

Welch ein Wirrsal ist das Leben der Menschheit, das sich in Stammes- und Glaubens-Genossenschaften abscheidet; und die eine haßt und verfolgt die andere und dünkt sich allein weise und gottgefällig, und die Tempel werden zu Feldherrenzelten, darin die Parole kundgegeben wird, den Kundigen zum Heile, den Anderen zum Verderben . . .

Eine Stimme, noch mächtiger und eindringlicher als die in der Synagoge, rief jetzt Baruch den Segen zu sprechen über das offenbare ungeschriebene Gesetz, dessen beide Säulen Befreiung von jeglicher Stammes- und Glaubenssonderung und Liebe zur Menschheit deuten. Hat nicht schon Maimonides gelehrt: Die Frommen aller Religionen gelangen zur ewigen Seligkeit?

Baruch war nicht mehr der Sohn Israels, er war der Sohn der Menschheit. Nicht nur seine Abstammung trieb ihn darauf hin, sich als solchen zu erkennen — wenn gleich dieß die nächste Veranlassung war — der Geist des Lebens, der Geist Gottes erfaßte ihn und trug ihn hinweg über alle Schranken und hielt ihn fest und frei in wonniger Schwebe.

Erst als ihn der Vater rief, erwachte Baruch und mußte sich

besinnen was er war. Er gab dem Vater die Blätter zurück und küßte seine Hand. Der Vater hielt die Hand des Sohnes fest und ging mit ihm nach der Synagoge. Baruch antwortete denen, die ihm am Eingange des Gotteshauses zu der erlangten rabbinischen Würde Glück wünschten, nur zerstreut und halb. Die Leute hielten ihn für stolz.

Diese Voraussetzung wurde theilweise zur Wahrheit, als er des Sonntag Morgens nach dem Frühgottesdienste seinen mit Blech beschlagenen Folianten unter den Arm nahm und den Weg nach der Schule „Gesetzeskrone" einschlug.

Wie freudig und behend war er sonst diesen Weg gegangen, und jetzt schaute er wie verworren drein und strauchelte fast bei jedem Schritte. Eine aus Mißmuth und Stolz gemischte Empfindung beherrschte seine Seele; er sollte nun fort und fort diesen Weg gehen, sollte allzeit dieselben Bücher abermals studieren und was konnten sie ihm Neues bieten? Er hatte die rabbinische Würde, das Höchste in diesem Bereiche, errungen, und war und blieb doch wiederum Schüler in den gleichen Lehrgebieten, in denen man nur den Scharfsinn bis zum Aberwitz üben sollte. Er war zu Hause in Allem was sich hier kund gab, wozu sollte das ewige Einerlei? Noch schmerzlicher aber war der Gedanke, daß er ein Fremder geworden, denn die Erfahrungen des vergangenen Tages hatten ihn hinausgehoben über jegliche Gewöhnung; war es nicht ein Frevel, daß er wieder in dieselbe eintrat und sich geberdete als ob nichts geschehen wäre?

Die jüdische Volksgenossenschaft und ihre Lehre war nicht mehr der Kern des ganzen Weltlebens und alles andere nur äußere Schale. Da sind Häuser gebaut, Schiffe gezimmert, Straßen gebahnt, unbekümmert um die vereinsamte Gemeinde;

da tönen Glocken und rufen zu anderen Heiligthümern. Wo ist die Lebenskraft der Welt? — Der zum muthigen Jüngling Gereifte wäre gerne eingedrungen in ihre ewigen Hallen und ihm öffnete sich jetzt nur die Thüre zur Schule „Gesetzeskrone.“ Er wollte sich nicht drein finden, daß die Welt nicht plötzlich eine andere werden sollte, weil sie ihm jetzt als eine andere erschien. Warum sollte es nicht möglich sein, zum bewußten Dasein erwacht auch mit ihm ein neues zu beginnen?

Die Welt geht in ihren gewohnten Geleisen fort.

Die Wunden der ersten Jugend heilen leicht, die Zweifel beschwichtigen sich schnell, sei es im Vergessen oder in gewohnter Unterordnung des Willens.

Als Baruch wieder in die Schule eintrat, war er ganz in jugendlicher Weise dem nächsten Interesse hingegeben und alles andere schien verschwunden.

Rabbi Saul Morteira wies ihm den Platz zu seiner Linken an, den zur Rechten hielt Chisdai durch das Recht der Verjährung inne. Die übrigen Schüler saßen nach Alter und Kenntnissen geordnet an dem langen Tische „zu den Füßen des Rabbi.“ Der Lehrer befahl Baruch, den am Freitag unterbrochenen Abschnitt bis zum Ende laut vorzulesen. Es war die Stelle Thalmud Tractat Kiduschin Folio 22. Baruch las: „Geschrieben steht 5. B. M. 21, 10: Wenn du ausziehest zum Kriege wider deinen Feind und der Herr giebt ihn in deine Hand, daß du ihn in Gefangenschaft führest, und du siehst unter den Gefangenen ein Weib von schöner Gestalt und du hast Lust zu ihr und nimmst sie dir zu Frau . . . Diese Indulgenz ist deswegen gestattet, weil sich die Israeliten doch nicht hätten davon abhalten lassen und es besser ist, sie thun etwas das erlaubt ist, als daß sie

etwas thäten was nicht erlaubt ist.“ Kaum hatte Baruch einige Minuten gelesen, als sich ein heftiger Streit zwischen ihm und Chisdai entspann. Der große Scholiast Rabbi Samuel Edels hatte zu dieser Ausführung ein Problem aufgestellt und es mit den Worten geschlossen: „hiefür läßt sich eine Auflösung finden —.“ Chisdai glaubte solche gefunden zu haben, aber einer der jüngsten Schüler, der unten am Tische saß, gab ihn mit zwei Worten dem allgemeinen Gelächter preis. Nun sprang Chisdai auf und wollte den Frechen mit Einem Worte niederdonnern; aber auch Baruch stand auf und schlug sich auf Seite des Kleinen. Chisdai wendete sich zu dem Gegner, den er für ebenbürtig hielt; er zog die Ellenbogen zurück und reckte seine auseinander gespreizten Finger empor, daß sie dastanden wie eine Pallisade von Ausrufungszeichen; mitleidig lächelnd und mit ironischer Verwunderung schüttelte er sein gelehrtes Haupt über die schwachen Gründe, die man gegen ihn aufbot; aber Baruch setzte ihm immer heftiger zu, da endlich fuhr Chisdai kollernd auf seinen Gegner los, er packte ihn an seinem Mantel und wollte ihn nicht mehr zu Wort kommen lassen, er schlug auf den Tisch, wendete sich behende nach allen Seiten an diesen und jenen, es nützte nichts. Baruch hatte ihn durch seine Ruhe in ein Dilemma gelockt, aus dem er sich nicht retten konnte. Chisdai setzte sich nieder und kaute an den Nägeln. Baruch löste das Problem ganz einfach.

„Ich finde es sonderbar,“ sagte er dann, „daß man hier etwas gestattet, weil man es sonst doch thun würde; das könnte man bei jedem andern Dinge eben so gut anwenden.“

„Die Strafe derer, die eine Nichtjüdin heirathen, folgt gleich darauf —“ sagte Chisdai mit frohlockender Miene, die Niemand



zu deuten wußte als Baruch und er — „denn der Thalmud sagt: fast unmittelbar auf diese Verse folgen die von dem abtrünnigen Sohne, weil aus solcher Ehe nur Gottlose hervorgehen.“

Baruch antwortete nichts und knirschte nur leise mit den Zähnen. „Bleibt nun als Resultat,“ fragte er den Rabbi, „daß eine Ehe mit einer Nichtjüdin keine Sünde ist?“

„Du siehst es ja,“ antwortete der Rabbi, „aber nur zu Zeiten des Krieges.“

„Kann aber Gott ein Gesetz für den Krieg und ein anderes für den Frieden geben?“

„Warum nicht? Es giebt ja auch viele Gesetze, die blos für Palästina gegeben sind. Bleib nur bei dem Worte, hier ist allein vom Krieg und nicht vom Frieden die Rede.“

„Verzeiht,“ erwiederte Baruch, „ich muß noch etwas fragen. Hier gleich nach diesem Verse steht: Wenn ein Mann zwei Frauen hat, die eine liebt er, die andere aber nicht; die Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen, galt doch für Krieg und Frieden, für Palästina und die anderen Länder, warum gilt sie jetzt nicht mehr?“

„Du weißt ja, daß Rabbi Gerschon „das Licht des Exils“ auf alle Zeiten denjenigen mit dem Bann belegt hat, der mehr als eine Frau heirathet.“

„Wie durfte er aber das, da es ja in der heiligen Schrift nirgends verboten ist, und nach dem Thalmud König Salomo blos verboten war, mehr als achtzehn Frauen zu heirathen?“

„Ich glaube gar,“ antwortete der Rabbi, „du meinst, das hätte das Sanhedrin von Mainz nicht so gut gewußt als du. Ich kann dir jetzt nicht Alles auseinandersetzen, du bist nicht

allein da; wenn du vorwitzige Fragen stellst, kann ich die anderen damit nicht aufhalten. Chisdai lies weiter."

Chisdai that wie ihm befohlen. Die ganze Vorlesung geschah in einem Tone, den man seines allgemeinen Gebrauchs wegen für Tradition hält; der halb wehklagend singende, halb litaneimäßig recitirende Ton ließe sich eben so wenig auf Regeln der Deklamation oder Musik zurückführen, als aus dem babylonischen Sprachgemengsel des Thalmuds eine Grammatik abstrahirt werden kann. Ein jeder der Schüler bemühte sich aus den vielen kunstreich gewebten Fragen des Textes und der zahlreichen Commentatoren neue Fragen zu combiniren, die dann wieder durch frappante Syllogismen rc. gelöst wurden. Trotz der ungebundenen Geistesrührigkeit, die sich von allen Seiten offenbarte, war doch eine gewisse regulirte Ordnung nicht zu verkennen. Der Rabbi hörte die Fragen eines jeden genau und forderte dann, je nachdem er deren Lösung schwierig oder leicht fand, diesen oder jenen dazu auf. Chisdai, der dem Throne des Rabbi zunächst saß, winkte den jüngeren, die die ersten Ansätze ihrer Dialektik zaghaft machten, freundlich und mit herablassender Aufmunterung zu. Er lächelte wie ein Feldherr, der, im Bewußtsein bald Größeres auszuführen, einem Subaltern, der ein kleines Scharmützel glücklich ausgeführt, wohlwollend auf die Schulter klopft. Als eine Pause eintrat, führte er zwei sich offenbar bekämpfende Ansichten des großen Maimonides in die Schlachtlinie, indem er gegen die hier dargelegte Ansicht eine widersprechende aus dem Traktat Chetuboth auf vielen Umwegen und mit vieler List auf den Wahlplatz führte. Alles schwieg.

„Nun Baruch, was sagst du dazu?" fragte der Rabbi. Baruch fuhr wie aus einem Traume auf, denn er hatte sich in

ein ganz anderes Gebiet des Denkens begeben. „Nun Baruch, was sagst du zu dem, was Chisdai hier vorbringt?“ fragte der Rabbi wiederholt.

„Er hat vollkommen Recht,“ antwortete er rasch.

Ein schallendes Gelächter, das Chisdai zuerst begann, bewegte sich von dem einen Ende des Tisches bis zu dem andern.

„Wo sind deine Gedanken jetzt wieder?“ fragte der Rabbi besänftigend, „nicht nur seinen Worten, auch seinen Gedanken muß man einen Zaum anlegen. Nun, wer weiß eine Antwort auf Chisdai's Frage?“ Niemand antwortete. Da brachte Chisdai mit triumphirender Miene eine feingeknöpfte Kette von Autoritäten, Argumenten und Schlüssen hervor, mit welchen er die unwiderleglich scheinende Frage auf's Glänzendste ausglich. Baruch suchte seine abschweifenden Gedanken mit aller ihm zu Gebote stehenden Willensmacht zurückzulenken, mit peinigender Emsigkeit sprach er die Texteswortе vor sich hin, es fruchtete nichts; sein Geist schwebte über den Worten unaufhaltsam nach anderen Richtungen. Von der Anwendung, die die ganze Erörterung auf das Schicksal seiner Mutter an die Hand gab, war er bald zurückgekommen; der Zweifel über die ewige Gültigkeit und Unabänderlichkeit des Gesetzes richtete sich in ihm auf, er glaubte ihn in seinem Entstehen bewältigt zu haben, indem er sich überredete, daß sein Lehrer entweder nicht die Tiefe der Kenntnisse habe, um auf solche Fragen zu antworten, oder daß er ihn noch für unwürdig halte, ihm vom Baume der Erkenntniß mitzutheilen. Vieles was in seiner Erinnerung fast erloschen war, tauchte in frischer Lebensgestalt wieder in ihm auf, und er war froh, als er seine Mitschüler die großen Folianten zuschlagen und den Rabbi mit einem schweren Seufzer aufstehen hörte.

Zu Hause setzte er sich mißmuthig und mit einem Widerwillen gegen Alles schweigend zu Tische. Der Vater ließ ihn unbekümmert gewähren; nur Miriam schaute ihn fragend an. Man sprach von der so eben erfolgten Abreise des Rodrigo Carceres und den Annehmlichkeiten des künftigen Zusammenlebens beider Familien.

„Was ist denn heute mit dir, Baruch?“ fragte der Vater, nachdem gespeist worden war. „Du hast doch sonst immer daran gedacht, daß „die Väter“ sagen: wenn drei an einem Tische essen und nicht vom göttlichen Worte sprechen, ist es als ob sie von einem Todtenmahl genössen. Muß ich dich daran gemahnen, vor dem Tischgebete einen Abschnitt aus der Mischnah zu lesen?“

Baruch stand auf, holte den saubern Quartband und sprach einige Paragraphen vor sich hin. Heute zum erstenmale fand er es lästig, daß man, den Bissen noch fast zwischen den Zähnen, abermals die alten Gesetze wiederkauen müsse.

„Ich war auch heute schon für dich bedacht,“ sagte der Vater, „ich habe einen Latein-Lehrer für dich gefunden; doch, lies nur ruhig weiter, ich will dir's nachher erzählen.“

Schneller als sonst las Baruch die vorgeschriebene Zahl der Abschnitte; um jedoch durch deren schnelle Beendigung seinem Vater das Interesse nicht zu verrathen, das der angeregte Gegenstand für ihn hatte, las er noch zwei Paragraphen mehr, aber nirgends folgten seine Gedanken den Zeilen, die Auge und Mund ablas. Er maß die Schuld hievon den Reden seines Vaters bei, denn er wollte sich's noch immer nicht gestehen oder wußte in der That nicht völlig, welch eine unabsehbare Veränderung in ihm begonnen hatte. Er schlug das Buch zu und blickte erwartungsvoll auf seinen Vater, der ihm befahl, das lange

ebräische Tischgebet laut zu sprechen. Glückliche Macht der Gewohnheit! Hätte Baruch nicht seit seiner ersten Kindheit dieses Gebet täglich dreimal verrichtet, er hätte jetzt oft gestockt; denn während er Gott für die leibliche Nahrung dankte und um Wiederaufbauung Jerusalems bat, schweifte sein Geist zu den Göttern nach Rom und Athen und freute sich der geistigen Nahrung, die ihm von Aristoteles und den römischen Historikern geboten werden sollte.

Nach dem Amen stand der Vater auf, zündete sich eine Cigarre an und sprach: „Wenn ich ausgeraucht habe, Baruch, so gehen wir miteinander zu Salomon de Silva. Ich habe Anfangs doch ungerne in den sauren Apfel gebissen, aber das macht sich Alles so von selbst, daß ich meinen Widerwillen dagegen ganz verloren habe. Ich begleitete heute Morgen Rodrigo Carceres hinaus an den Hafen, wo er mit dem Churtschyppen nach Leyden abfuhr, und wie ich zurückkehrte, begegnete mir unser lieber Doktor; ich weiß nicht, die Leute machen viel zu viel Aufhebens von deiner gestrigen rabbinischen Erhöhung; laß dich nur nicht stolz machen von solchen Reden."

„Gewiß nicht," antwortete Baruch, ohne aufzublicken. Wie verändert war der Vater heute! Wo war seine sabbathliche Erhebung?

„Man muß immer noch weiter kommen, das ist die Hauptsache," fuhr der Vater fort. „Eben als ich nun mit dem Doktor darüber redete, fiel mir mein Versprechen ein, und Silva sagte, er könne mir einen Latein-Lehrer empfehlen, wie kein zweiter mehr in halb Europa zu finden sei."

Baruch und sein Vater gingen miteinander zu dem Arzt. „Ich warte schon lange auf euch," sagte dieser, „und Magister

Nigritius hat mich gewiß schon heute Morgen erwartet." Das Lob, das Baruch nun persönlich von dem Arzte erhielt, ward ihm doppelt peinlich, weil er durch die Vorgänge in seinem Innern wie durch den in der heutigen Schule sich dessen unwürdig hielt.

Wäre es in der That eine buchstäbliche Nothwendigkeit, daß er ein Abtrünniger werden müsse? — Baruch bebte jetzt vor der Erfüllung eines heiß ersehnten Wunsches.

Ist aber das Abtrünnigwerden eine innere Nothwendigkeit, wer will sich dagegen stemmen?

„Ich habe stets einen Widerwillen gehabt," sprach der Vater, während die drei miteinander gingen, „meinen Sohn Latein und noch dazu bei einem Christen lernen zu lassen. Ich habe einst den Spruch aus dem Thalmud gehört: Verflucht sei, wer seinen Sohn die griechische Wissenschaft lernen läßt. Dem Akosta hat nichts anderes den Kopf verrückt; hätt' er sein Lebtag weder Latein noch Griechisch gesehen, ich möchte darauf schwören er lebte jetzt noch unter uns in Ruh' und Frieden, in Ehre und Glück."

„Euer Wort in Ehren, lieber Binjamin," sagte der Arzt, „Ihr seid ein geschickter Kaufmann, wißt wie und wann man Rosenholz und Zimmt, die Ihr durch die ostindische Kompagnie bezieht, am besten absetzt; aber von diesen Angelegenheiten müßt Ihr Euch anders belehren lassen. Ich kann es nicht glauben, daß Ihr auch einer von denen seid, die ihre Jugend ganz vergessen und die polnische Verfinsterung bei uns einführen möchten. Das Ansehen und die Ehre, die wir genießen (hiebei erhob sich der Blick des Doktors bis zum Stolze), verdanken wir dem allein, daß wir in den weltlichen Wissenschaften auch ein Wort mitsprechen können. Ein anderes ist wegen des Lernens bei einem Christen; Euer Baruch ist aber so heimisch in der Bibel und im

Thalmud, daß er gegen einen Beweis, den man ihm aus der Bibel für das Messiasthum Jesu aufgestellt, leicht zehn Gegenbeweise findet; auch sind die frommen Christen gewöhnlich die, die Jeden gerne in seinem Glauben lassen; weit mehr sind die Freigeister unter den Christen zu fürchten, die könnten unsere Jugend verderben, denn wer die Grundbedingungen jeder Religion leugnet, der ist der eigentliche Verführer. Die wahre Wissenschaft aber führt am Ende wieder zum Glauben."

Der gelehrte Arzt erläuterte dieses Thema noch ausführlich, denn nicht nur zeigte er seine für einen Arzt in der That seltenen theologischen und philosophischen Kenntnisse gerne, sondern er wollte auch hierdurch den barschen Anfang seiner Rede vergessen machen. Er hatte noch nicht geendet, als er in das Haus des Magister Nigritius eintrat, und während er mit ziemlichem Geräusch die fünf Treppen voraufstieg, gab er seinen Begleitern Verhaltungsregeln gegen den Mann, den man jetzt besuchte. Man war endlich oben auf einem reichlich mit Spalten versehenen Boden angelangt. Der Doktor öffnete die Thüre: ein kleines Männchen mit einem grüngelben Gesichte und einem gleichfarbigen dintenfleckigen Schlafrocke sprang ihm entgegen und stolperte über einige Folianten, die auf dem Boden lagen. „Heureca carissime amice!" *) rief der Magister, „Marsi und nicht Mauri darf man lesen. Sehen Sie, hier will Horaz die Abkunft Augusts vom Kriegsgott ableiten und sagt:

Quem juvat clamor, galeaeque leves,
Acer et Mauri peditis cruentum
Vultus in hostem **).

---

*) Ich hab's gefunden, werther Freund.

**) Den Kriegeslärm und das Blinken des Helmes ergötzt, und des maurischen Fußgängers grimmiger Blick auf den blutenden Feind.

Nun aber sind die Mauren weder kriegerisch noch tapfer. Hier ist eine Stelle im Hirtius über den afrikanischen Krieg, wo weniger als dreißig Gallier zweitausend maurische Reiter aus ihrer Stellung vertrieben; auch hatten die Mauren gar keine Fußgänger. Sodann waren die Mauren ja stets Feinde, und der erlegte Feind, über den sich Mars freut, wäre ein Römer — wie ungeschickt und unpatriotisch! Darum lese ich Marsi und die Marsischen Fußgänger waren die tapfersten unter den italischen Stämmen, wie mehrere Belegstellen aus Strabo, Appian und Virgil, ja sogar zwei Stellen aus Horaz selber beweisen. Seht, mit dieser einzigen Conjektur will ich dem Prahlhans Kaspar Barläus sein groß Maul stopfen, daß er auf Lebzeiten genug haben soll. Ach, lieber Doktor, wie froh bin ich, daß ich einen Mann habe, dem ich das Alles erzählen kann und der einen solchen Fund zu schätzen weiß. Schon seit heute Morgen warte ich mit Schmerzen auf Euch. Ich kann's jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man dem feinsten Römer so lange zumuthen konnte, die dummen Mauren gelobt zu haben. Setzt Euch, lieber Doktor.“ Der Magister legte einige offene Bücher, die auf einem hölzernen Stuhl lagen, sanft auf den Boden. Erst jetzt berücksichtigte er die beiden Fremden, die er bisher nicht zu bemerken schien. Baruch stand starr dreinblickend da während der langen Demonstration des Magisters; er kniff nachdenkend die Lippen übereinander, denn es war ihm, als hätte sich heute die ganze Welt verschworen, ihn auf allen Schritten an die maurische Abstammung seiner Mutter zu erinnern.

„Was will man von mir?“ fragte der Magister ärgerlich. Der Arzt beschwichtigte ihn und sagte, sie hätten eine Bitte. „Setzt Euch hier,“ sagte der Magister zu dem Vater, und rückte

ihm seinen mit braunem Leder überzogenen Lehnsessel zurecht. „Ihr, junger Mann, setzt Euch zu mir auf's Bett."

„Seid Ihr mit der Medizin zur Neige und wie geht's mit dem Husten?" fragte der Arzt.

„Optime. Diese Nacht mußte ich noch lange im Bette husten, und als ich mein Oellämpchen ausgelöscht hatte, schwebten mir die Buchstaben noch immer vor den Augen; da auf einmal fällt mir's ein, daß man Marsi lesen muß, ich schreie vor Freude laut auf; in meiner Angst, ich möchte den herrlichen Fund im Schlaf wieder verlieren, springe ich aus dem Bette, wenn ich mich aber todt gesucht hätte, ich hätte mein Feuerzeug nicht gefunden; seht, dort steht's noch auf dem Boden, beim Mondschein habe ich es mit Kreide dort hingeschrieben, bin dann ruhig eingeschlafen und als ich heut früh im Schweiß aufwache, ist der Husten wie weggeblasen."

„Ihr müßt Eure bisherige Lebensart aufgeben," sagte der Arzt, „und beim herannahenden Frühling fleißig Eure Klause verlassen, sonst stehe ich Euch nicht dafür, daß, wenn der Brusthusten wieder kommt, das Freudenfieber über eine glückliche Conjektur ihn wegschwitzen wird." Der Magister lächelte mit gutmüthigem Unglauben. Nun brachte der Arzt seinen Wunsch vor, und Nigritius willfahrte mit der Clausel, daß Silva es verantworten müsse, wenn er zu ungeschickt dazu sei.

„Wie alt ist man?" fragte er Baruch.

„Fünfzehn Jahr."

„Und man kann noch nicht dekliniren?"

„Nein."

„Hm, hm," brummte der Magister, „Ars longa vita brevis, sagt Hippokrates; zu fünfzehn Jahren da hatte Hugo

Grotius schon die gelehrte Ausgabe des Martianus Capella gemacht, Stevini Seefahrerkunst in's Lateinische übersetzt, die Phänomene des Aratus so ergänzt, daß man nicht wußte, wer schöner Latein schrieb, Cicero oder er; ich selbst, ut ad minora redeam, habe, da ich so alt war, schon ein Carmen gemacht, Virgil selbst hätte mir keinen Germanismus oder eine falsche Cäsur nachweisen können. Fünfzehn Jahr! Nun wir wollen sehen; diligentia est mater studiorum d. h. man muß fleißig sein." Baruch versprach's und der Magister fuhr fort: „Man kann täglich um diese Zeit zu mir kommen, mich aber nicht wecken, wenn ich schlafe. Man braucht keine Bücher mitzubringen, ich habe sie alle."

Nachdem der Arzt nochmals seine Glückwünsche über die Conjektur wiederholt, verließ er mit Baruch und dessen Vater den Magister.

„Ihr wißt, ich lasse meine Kinder Alles lernen, daran spare ich nie; aber ich mache mich nicht größer als ich bin, ich bin kein reicher Mann und möchte doch auch wissen, was der Magister fordert; zu viel kann ich für den Baruch allein nicht ausgeben, ja, wenn ich meinen Prozeß gewinne, kann ich schon etwas mehr darauf verwenden, aber jetzt, ich muß bedenken, ich habe noch zwei Kinder." So sprach der Vater und der Arzt brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun, was ist da zu lachen?" fragte jener ärgerlich.

„Nichts, als daß Ihr den Magister als Kaufmann ansehet; und wenn er morgen nichts zu essen hätte, er würde eher verhungern, als daß er nur einen Deut Unterrichtslohn ansprechen würde. Wie der Rabbine es als ein heiliges Werk ansieht, in Bibel und Thalmud zu unterrichten, so geht es ihm mit Griechisch und La-

tein. So menschenscheu er auch ist, hat er doch alle Menschen ohne Unterschied von Herzen gern, und so schüchtern er aussieht, wenn Leute bei ihm sind, so muthig ja übermüthig ist er gegen sie, wenn er die Feder in der Hand und seine allzeit schlagfertigen Bundesgenossen, seine Bücher, zur Seite hat. Durch sein außerordentliches Gedächtniß kann er jeden Augenblick ein ganzes Heer von Beweisstellen ausheben. Dieser Nigritius ist ein ganz merkwürdiger Mensch."

„Es ist doch ein trauriges Leben so ganz allein, keine Menschenseele um sich und nichts als Bücher und Bücher; ich möchte nicht so leben," sagte Baruch.

„Das glaube ich dir, Junge," versetzte der Arzt. „Siehst du? das ist auch wieder ein verborgener aber unberechenbarer Vorzug unserer Religion, daß es gar nicht möglich ist, daß solche Einsiedlersnaturen in ihr aufkommen. Wenn sich nicht einer losgesagt hat von allen ihren heiligen Gebräuchen, was Gottlob bis jetzt ungeahndet noch nicht vorgekommen ist, und was auch nicht stattfinden darf, wie will's einer machen, daß er so allein lebt? Dreimal täglich in einer Versammlung von wenigstens zehn Glaubensgenossen zu beten, an jedem Sabbath und Feiertage unfehlbar die Synagoge zu besuchen, das sind lauter Vorschriften, die ein einsiedlerisches Abschließen unmöglich machen. Auch solche eigentlich pedantische Naturen mit ihrer minutiösen Haarspalterei und kleinlichen sogenannten Ordnungsliebe, wie man sie hier zu Lande so häufig findet, triffst du unter den Juden nicht, das kommt vom südlichen raschen Blut." — Der theologisirende Arzt hätte diese eben erst gefundene Idee noch gerne näher ausgeführt, aber die Neugierde des Vaters unterbrach ihn mit der Frage:

„Woher ist der Magister und wovon lebt er?"

„Er ist aus Heidelberg, einer deutschen Stadt am Rheine, er heißt eigentlich Schwarz, hat aber, wie alle jetzigen Gelehrten, seinen Namen latinisirt. Er spricht nicht gerne von seinem früheren Leben, nur in einer traulichen Stunde habe ich einst von ihm erfahren, daß in dem jetzt bald dreißig Jahre dauernden Kriege seine Vaterstadt von den Kaiserlichen geplündert und eingeäschert wurde. Er war so glücklich, die ihm gehörigen Manuskripte aus der nach Rom gebrachten Universitätsbibliothek zu retten; er flüchtete damit, stand aber jetzt verlassen da. Nicht zweimal in seinem Leben war er über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausgekommen, in Attika und Latium kannte er jedes Haus und jeden Weg, aber hier wußte er nicht wo aus noch ein. Er schloß sich einer Gesellschaft Auswanderer an und kam hieher, wo er nun seit sechs und zwanzig Jahren lebt. Die Heidelberger Bibliothek hat ihm seine Manuskripte, die er mit sehr reichen Glossen versehen hatte, wieder abgekauft. Außerdem besorgt er für seinen Landsmann Gerhard Vossius und für Andere die Correkturen; die besten Emendationen in den alten Classikern sind von ihm, und Niemand weiß es, daran liegt ihm aber nichts. — Es grenzt an's Unglaubliche, wie wenig der Mann braucht, er mag studiren so viel er will, er bleibt einen Tag wie den andern, immer heiter und vergnügt, aber von der Welt weiß er nichts; er ist doch jetzt schon tief in den Sechzigen, aber er ist noch so unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren; er weiß Euch genau anzugeben, wie viel Sestertien Crassus im Vermögen gehabt hat, wenn er aber zwanzig Stüber hat und sie zählen soll, weiß er sich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Es ist gut, daß er so brave Hausleute hat, der Klaas Ufmsand

und seine Frau die gute Gertrui, die sorgen in Allem für ihn. Laß dir das Alles auch gesagt sein, Baruch, damit du dich nie über ihn lustig machst, wenn er etwas linkisch ist; Spott kann er nicht ertragen. Wenn er auch manchmal leeres Stroh drischt, ist er doch so grundgelehrt und du kannst so viel bei ihm lernen, daß du ihm stets mit Ehrerbietung begegnen mußt."

„Ja, ja," sagte der Vater, „wenn du bei dem nicht Latein lernst, ist's aus damit."

Von nun an ging Baruch täglich zu dem Magister. Zwar fühlte er bald, daß dies nicht der Mann dazu sei, um ihn in die gepriesenen Tempel klassischer Weisheit einzuführen, aber eingedenk der Drohung seines Vaters ließ er nichts davon kund werden, wie er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte. An der dürren Schaale der Grammatik des Donat mußte er nagen, während ihn so sehr nach dem nährsamen Kerne gelüstete. Nicht einmal jene Geistesgymnastik des Thalmudstudiums ward ihm bei diesen inhaltslosen Formen, die bloß dem Gedächtnisse eingeprägt werden sollten. Ein Schüler wie Baruch hätte einer ganz eigenthümlichen Behandlung bedurft. Ein Geist, der sich schon an den höchsten Fragen des Denkens versucht hatte, war über die Stufe der bloßen Empfänglichkeit längst hinaus, und nur was er in sich verarbeiten konnte, faßte er wahrhaft. Der Lehrer suchte Baruch's Ungeduld stets mit der Versicherung zu beschwichtigen, daß „nur dann, wenn man alle Formen im Kopfe habe, man inoffenso pede im Gebiete des Classicismus umherwandeln könne." Baruch lernte allmälig die fremde Weise, die sich in seinem Lehrer kund gab, achten und ihr nacheifern. Gerade dieser stetige oft mit peinlicher Aengstlichkeit bemessene Fortgang, der sich keine Beschleunigung, noch viel weniger ein Abspringen

erlaubt, gerade diese spröde Disziplin muthete ihn an gegenüber dem funkensprühenden Absplittern in der Thalmudschule. Er zwang sich zu regelrechtem Schritthalten und der Lehrer empfand diese Hingebung und gewann seinen Schüler stets lieber, denn er freute sich täglich mehr, ein theilnehmendes Wesen um sich zu sehen. Er versprach seinem Schüler, er wolle ihm, wenn er einst sterbe, seinen Cicero „über das höchste Gut und das höchste Uebel," den er mit reichen Randbemerkungen versehen habe, als Erbstück hinterlassen. — Eines Tages, als Baruch zu seinem Lehrer kam, empfing ihn dieser mit ungewöhnlicher Freude und erzählte, daß er heute eine der schwierigsten Stellen in Cicero's Orator gerettet habe, die Scholiasten und die späteren Philologen hätten die leichtere Lesart immer vorgezogen, das sei natürlich bequemer, aber es sei heilige Pflicht jedes ächten Philologen, gerade die schwierige Lesart, weil sie schwieriger sei und nicht so leichthin von Jedermann begriffen werde, als die richtige und ursprüngliche anzusehen.

„Das ist sonderbar," sagte Baruch, „das kommt mir gerade vor, als ob ich, wenn ich über ein Gerstenfeld gehe und einige Garben dort liegen sehe, sagen müßte: ei, das sind gewiß Hafergarben, die man von einem andern Felde hergetragen hat, denn Gerstengarben zu vermuthen das ist ja keine Kunst."

Magister Nigritius stutzte; dieses Uebertragen thalmudistischer Sophistik auf ein entferntes, wenn gleich nicht unverwandtes Gebiet befremdete ihn; es gelang ihm jedoch, Baruch darzuthun, daß die Abschreiber eine schwierige nicht leicht verständliche Lesart wol gerne in eine leichtere verwandelten, es sei daher Pflicht, wenn in der schwierigeren Lesart ein Sinn zu finden sei, diese vorzuziehen. Baruch war befriedigt von dieser Deu-

tung, der Scharfsinn, der hiebei in Anwendung kam, muthete ihn an; dennoch fühlte er seinen Drang nach einer neuen Welt voll heitern Glanzes, die sich ihm erschließen sollte, unbefriedigt.

Die gesteigerte Brustkrankheit des Magisters, und die zwischen ihm und Baruch herrschende geheime Unlust machte den Unterricht fortan zu einem unregelmäßigen und wenig fruchtbringenden.

Um dieselbe Zeit begann Rabbi Saul mit seinen Schülern den Traktat Erubin, und um die Lösung der dort gegebenen geometrischen Probleme zu erleichtern, trug er einen vollständigen Cursus der Mathematik nach der ebräischen Uebersetzung des Euklid vor. Der unruhige Geist Baruch's fand hierin genugsame Beschäftignng; auch gab er sich wieder mit ungetheilthem Eifer dem Studium des Thalmuds hin, er hoffte in ihm seine alte Ruhe wieder zu finden. Die unmittelbare Lust an diesem Studium war von ihm gewichen und doch trachtete er jetzt mit einem wahren Heißhunger nach einer volleren Sättigung seiner Wißbegierde. Er sprach sich gegen Niemand aus und theilte Niemand davon mit. Denn das liegt ja im Wesen des jugendlich wachsenden Menschen wie jedes Wachsthums in der Natur überhaupt, daß vermöge seiner Anziehungskraft das Aneignen das Entäußern weit überragt und so die Lebenselemente steigert und zu festen Formgebilden zeitigt. In schlummerähnlicher Stille erwuchs der Geist des Jünglings, der eigenen Erkenntniß und fremdem Einblick zur Ueberraschung.

---

7. Der Friedens-Traktat.

Der rechtschaffene Mynher Dodimus de Vries trug das Datum vom 24. Oktober 1648 mit gewissenhafter Frakturschrift in sein Hauptbuch ein und schrieb darunter, wie viel Wolle, Safran und Ingwer heute angekommen, und wie viel Käse, Zucker und Thee man heute abgesendet. Der Thee Nachmittags war köstlich und Mynher de Vries sagte seiner Frau Eheliebsten, daß er von dieser Sorte noch 7½ Centner auf dem Lager habe, die jeden Tag mehr werth werden, denn der berühmte Dr. Beverocius habe eine Schrift geschrieben, worin er deutlich zeige, daß der Thee ein Heilmittel gegen alle Krankheiten sei und die ostindische Compagnie ließe diese Schrift auf ihre Kosten drucken und verbreiten. Hierauf schlief er sanft ein und lächelte wie ein Kind im Traume, und doch wußte er nichts von der zarten Ueberraschung, die ihm Myfrow de Vries bereitete: aus Tulpenzwiebeln von der herrlichsten Sorte und der verschiedensten Größe und Gattung, die sie aus ihrem Garten eingeheimst hatte, baute sie eine Pyramide, dem schlafenden Endymion gerade gegenüber auf dem Schreibpulte, und als der Glückliche erwachte, traf sein erster Blick das sinnreiche Gebäude; er drückte seine dicke Ehehälfte an sein hocherfreutes Herz und ging heiter und wohlgemuth in das Contor. Es war ein glücklicher Tag, ein Tag wie

alle anderen, nur mit der Extrafreude der Tulpenzwiebel-Pyramide. Was konnte die Welt noch Ungewöhnliches bringen?

Drei prächtig gekleidete Herolde jagten in raschem Trab und mit schmetternden Trompeten durch die Straßen Amsterdams unaufhaltsam dem Rathhause zu. Der Hammer ruhte plötzlich in der Schmiede, das Weberschiffchen hing am Webstuhl, der Handelsbeflissene spritzte seine Feder aus, der Wechsler rückte sich die Brille auf der Nase zurecht, verschloß seine schwarze Kiste schnell und zog noch zweimal am Hängschlosse, um gewiß zu sein, daß es auch recht schließe; unser Mynher de Vries legte bedächtiglich das Löschpapier auf das so eben Eingetragene, schlug das Hauptbuch zu und verschloß es in das Pult; dann brachte ihm Myfrow Perücke und Stock.

„Mein Täubchen, hast du mir's nicht angesehen? Mir hat's den ganzen Tag geahnt, daß was Wichtiges in der Welt vorgehen muß," so sprach Mynher de Vries und er nahm seinen Sohn Simon an die Hand und ging nach dem Rathhause, um zu erfahren was ihm geahnt hatte.

Nicht so ruhig ging es in den Häusern der Rathsmänner her, da mußte Alles Hände und Füße in Bewegung setzen, um den Rathsherrnornat herbeizuholen und die stattliche Person des Hausherrn damit zu bekleiden; nichts wollte in der Eile recht passen und der gestrenge Rathsherr schalt über die Unordnung der Hausfrau und suchte noch auf dem Wege alles so viel als thunlich seinem Anstand gemäß zurecht zu legen. Er bedurfte seines ganzen Ansehens, um durch die Menge, die sich dort versammelt hatte, den Weg nach dem Eingange des Rathhauses zu finden. Handwerker, die Schürze noch umgebunden und die nervigten nackten Arme übereinandergeschlagen, Contoristen, die

Feder hinterm Ohr und Dinte an den Fingern, Lastträger, die ihre Last neben sich gelegt und sich darauf gesetzt, Soldaten, Müssiggänger, Weiber und Kinder, Alles stand bunt durcheinander und theilte seine Muthmaßungen über die Ankömmlinge mit. Ein vornehmer Pflastertreter lobte den leichten Trab der Pferde und die feine Arbeit an den Wämsern der Herolde: die säßen wie angegossen und seien gewiß in Madrid oder Paris gemacht, hier zu Lande sei die Kultur noch weit zurück, kein Amsterdamer Schneider verstünde einem Wamms solch einen genialen Schnitt zu geben; ein Höckerweib bewunderte mit ihrer Nachbarin an den Herolden die reiche Goldstickerei und die Breite und Farbenpracht der Bänder, und ein Kaufmannslehrling bemerkte seinem Kameraden, das seien solche Utrechter Bänder, wovon sie viel auf dem Lager hätten und die sie mit fünf und zwanzig Prozent Nutzen zu vier und ein halb Stüber die Elle verkaufen. An der rechten Ecke des Rathhauses hatte sich eine lange hagere Gestalt aufgepflanzt, die Beine nachlässig übereinander geschlagen, ein Liedchen vor sich hinpfeifend.

„Gut daß du da bist, Flyns,“ riefen mehrere Lastträger, „du kannst uns gewiß Auskunft darüber geben, was die goldenen Vögel, die da hereingeflogen sind, im Schnabel stecken haben; du hast doch heut schon mehr als zehn Rathsherrnköpfen das Kinn geputzt, du mußt wissen was in den vereinigten Staaten vorgeht. Haben wir wieder eine Silberflotte gerapst, oder giebt's sonst was? Ei der Teufel, du machst ja ein Gesicht wie ein Mynher draußen am Hafen, wenn er hört, daß ihm ein Schiff versoffen ist.“ So riefen alle durcheinander, und der Bartkünstler wollte sich aufmachen, um mit stolzer Miene ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

„Holla, halt, so geht's nicht," riefen alle; „gelt, draußen in der Feuerkugel beim vollen Glas Genever, da weißt du immer alles so gut und noch besser als der Großpensionarius selber, da kannst du uns gut Alles vorschwatzen; jetzt, Bruder, jetzt zeig's wenn du was weißt, und wer dann noch einmal sagt: du lügst, dem wollen wir sein Fell gerben, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll." Ihre geballten Fäuste zeigten, daß sie wirklich gesonnen waren, ihren Worten Kraft zu geben. Flyns aber antwortete noch immer nicht und suchte aus der ihm öffentlich nicht genehmen Umgebung herauszukommen.

„Laßt ihn gehen," sagte einer, „der Bartkratzer hat uns alle immer über den Löffel barbiert; warum wär' er denn da, wenn er etwas mehr wüßt' als wir? Er muß eben auch warten, bis uns von da droben herunter was zugeworfen wird."

„Ha, ha!" lachten Alle, „gelt, du weißt auch nichts, du mußt auch warten!"

„Ich warte nur," sagte Flyns, „um mich daran zu gaudiren, wie ihr mit Wind in den Ohren abziehen könnt; ihr Häringsseelen meint, man wird euch brühwarm die Neuigkeiten um eure Schandmäuler streichen? Ja, prosit die Mahlzeit, das sind keine Sachen für euch Strohlümmel; geht, wenn ich nicht meinen eigenen Werth kennte, müßt' ich mich selbst verachten, daß ich mich mit euch so gemein gemacht hab'; das kommt dabei 'raus, wenn man zu gut ist und das Ansehen seines Standes nicht immer vor Augen hat; ihr habt mich gesehen."

„Nein, nein, so war's nicht gemeint, du darfst nicht bös von uns gehen," riefen Alle, „und wenn der kleine Rattenfänger da noch ein Wort gegen dich sagt, so wollen wir ihm seine Schnauze verklopfen, daß sie aufschwillt wie ein Wollsack, dem

man den Reif abnimmt. Sei jetzt nicht bös und erzähl' uns, du weißt's gewiß."

Der Gescierte nahm wieder seine frühere vornehm nachlässige Stellung ein, und begann: „Wißt ihr noch, was ich gesagt hab', als wir gestern Abend beim Nachhausegehen weit gegen Osten feurige Kriegsschaaren am Himmel fechten sahen? Nun werdet ihr bald sehen, was darauf erfolgt. Mir ist die Sache nicht aus dem Sinn gekommen. Wie ich heut früh zu dem reichen van Kampen, der bei der Oude Kerke wohnt, komme, um ihn zu bedienen, macht der ein Gesicht wie die Katz wenn's donnert; der ist aber immer zäh und ist nichts von ihm herauszukriegen, ich leg' aber mein' Sach' fein an und erfahre von ihm, ohne daß er's weiß, daß der Krieg jetzt erst recht angeht. Mit dem Spanier, mit dem sind wir längst fertig, der kann nicht mehr mucksen; aber Brüder! Ihr werdet die Augen aufreißen vor Staunen, man wird mit Menschenköpfen ein ganzes Land pflastern können. Der Türk', hab' ich's nicht schon lang gesagt, der ruht nicht, der möcht' Oestreich gern eine Schlappe beibringen? Aber seht einmal an, dort hat sich der pausbackige Seilerobermeister Reuwerz auf ein Faß gestellt und plappert den Maulaffen, die umher stehen, wieder was vor; es ist nicht mehr zum Aushalten mit dem Pack; seitdem der Seilergeselle Michel Ruyter sich zum Viceadmiral hinauf gedreht hat, glaubt jeder, der aus Werg ein Tauseil zusammentroddeln kann, in ihm steck' auch so etwas von einem Admiral; jeder Lehrbursch, der am Haspel dreht, meint, die hundert Kriegsschiffe und die hundert Kauffahrteischiffe, die wir täglich können in See gehen lassen, verdanken wir ihm allein, und so ein Kerlchen, das noch nicht trocken hinter den Ohren ist, gackst auch schon von Freiheit

und Recht. Aber es müßt' kein Gott im Himmel sein, wenn es nicht wieder einmal auch anders ginge, dann gelten Leute von Stand und Bildung auch wieder was; mein Vater war erster Kammerdiener" —

„Ei, wärmst du wieder die alte Geschichte auf? Die haben wir schon hundertmal gehört und haben dir immer gesagt, wir wollen nichts wissen von einer Herrschaft der Oranien; Statthalter mögen sie sein, da haben wir nichts dagegen, aber bei ihrer Herrschaft könnten wir verhungern, und jetzt haben wir vollauf zu essen, wenn wir nur die Hände nicht in den Schooß legen." So sprach Maessen Blutzaufer, der das Wort für seine Kameraden führte, und ehe sich's der Bartkünstler versah, war er von seiner Zuhörerschaft verlassen.

„Hoch leben die vereinigten Staaten!" rief einer aus der Menge, und wie von einem elektrischen Schlage berührt, riefen alle Versammelten unaufhörlich: „Hoch leben die vereinigten Staaten!" daß die Scheiben an den Häusern klirrten von dem mächtigen Rufe. Als wieder Stille eingetreten war, drängte sich Alles um den sprechenden Seilerobermeister.

„Brüder!" rief er, „Gehorsam ist die erste Pflicht des braven Bürgers, Gehorsam gegen das Gesetz und Achtung und Vertrauen gegen die Obrigkeit, die wir nicht mehr von fremden Tyrannen erhalten, sondern die wir aus unserer Mitte wählen. Ich habe Viele von euch darüber murren hören, daß man freie Bürger der Republik hier unten warten läßt, während sie droben bei verschlossenen Thüren die Staatsgeheimnisse, die uns Alle, einen so gut wie den andern angehen, für sich behalten. Ihr alle wißt, Brüder, ich liebe die Freiheit so gut als einer, ich würde meinem eigenen Sohn ohne Bedenken meinen besten

Strick um den Hals hängen, wenn ich erführe, daß er ein Verräther an der Freiheit geworden ist oder werden will; ich hasse das Herrengeschmeiß, das besser sein möchte als wir, wie ich den Gottseibeiuns hasse, drum dürft ihr mir's glauben, daß ich's ehrlich meine, wenn ich euch ermahne ruhig zu sein. Es kann Fälle geben, wo die Väter der Republik es für besser erachten, die Nachrichten nicht gleich in alle Winde auszuposaunen. Gesteht selbst, können nicht auch Verräther unter uns sein?"

„Nieder mit den Verräthern! hoch lebe die Freiheit!" brauste der begeisterte Ruf über die ganze Menge hin.

„Drum Brüder," fuhr der Redner fort, „mag kommen was da will, Krieg oder Friede, zu Wasser oder zu Land, wir haben das Heft in Handen und wollen's uns nicht entwinden lassen, wir haben uns die Freiheit erkämpft, wir können sie auch schirmen." —

Der Ruf: „Hoch lebe Hooft! hoch leben die Generalstaaten!" unterbrach den Redner, denn oben auf dem Balkone des Rathhauses erschien der alte Drost Hooft und der Rathsherren so viele der Balkon fassen konnte. Eine andächtige Stille herrschte als der Drost gedankt hatte und darauf begann:

„Brüder! Ein kleiner Zufall hat es verhindert, euch alsbald die Nachricht mitzutheilen, die eines Jeden Herz mit Freude und Dank gegen Gott erfüllen muß. Gestern endlich ist den dreißigjährigen Kriegsschrecken und den siebenjährigen Friedensunterhandlungen ein Ziel gesetzt worden. Ehrenvolle und gedeihliche Punkte für die vereinigten Staaten sind in den Traktat, den alle Mächte Europa's beschworen haben, aufgenommen worden. Vor allem hat Spanien mit der Bekräftigung von ganz Europa die vollkommene Unabhängigkeit unserer Republik anerkannt.

Es ist das ein Ehrenpunkt und weiter nichts, denn wir haben nicht gewartet bis man uns die Freiheit geschenkt hat, wir haben sie uns errungen mit Hülfe Gottes und unserer guten Sache. Unsere rechtmäßigen Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgischen, das Recht, die Schelde nach unserm Gutdünken zu schließen, und noch andere Vortheile sind uns verblieben. Freuet euch und danket Gott, denn er ist's, der die Menschen bestimmte, endlich das Schwert in der Scheide ruhen zu lassen, daß Friede sei zwischen Christ und Christ; betet zu ihm, daß er den Frieden erhalte. Liebet Gott, schirmet die Freiheit."

„Hoch lebe die Freiheit!" ertönte unaufhörlich der Ruf der sich zerstreuenden Menge durch alle Straßen, bis er endlich durch das Geläute der Glocken, welche die Friedensbotschaft in alle Lüfte verkünden sollten, abgelöst und übertönt wurde.

Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, das Leben eines Volkes zu betrachten, wie es nur aus dem Bewußtsein einer glücklich errungenen und freudig genossenen Freiheit emporsprossen konnte. Zwar vermochte manches Gemüth noch lange nicht sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß endlich Friede sei, wie der lange von einer Last Gedrückte noch immer ihre Schwere auf sich ruhen glaubt, auch wenn er längst davon befreit ist.

Die Frommgläubigen waren die ersten, die sich dem neuen Stand der Dinge mit Zuversicht hingaben, denn sie hatten's ja deutlich gefunden in den Weissagungen Daniels und in der Offenbarung Johannis, daß dieses Jahr, dessen Zahlen getheilt und zusammengerechnet die heiligen zwölf und Sieben ergeben, sein werde ein Jahr des Friedens und der Gottseligkeit, und sie gingen heim und riefen ihre Kinder und ihr Hausgesinde und sprachen: „Betet und thuet Buße, denn das tausendjährige

Reich, das Reich des Herrn ist gekommen, und in Erfüllung gehen alle die Verheißungen, und einziehen wird der Herr in seiner Pracht." Die aber nicht so gläubigen Sinnes waren, vertrauten auf die sieben Siegel und die Unterschriften der europäischen Mächte und waren damit zufrieden.

Als Mynher de Vries nach Hause ging, sagte er zu seinem Sohne Simon: „Hast du recht Acht gegeben? So etwas wirst du, will's Gott, in deinem Leben nicht mehr erfahren," und ein Fernstehender hätte weder aus Miene noch aus Gang errathen, daß Mynher de Vries seinem Sohne bei dieser Gelegenheit das höchste Gut der Bürgerfreiheit erklärte. Er that das mit so bedachtsamer Ruhe und so ohne irgend eine äußere Erregung, daß sich darin jene unverwüstliche Ausdauer der Niederländer bekundete, die selbst wo die Leidenschaft waltet, doch auch den Nationalbegriff, das makkelyk (gemächlich), gern festhielt. Zu Hause sank Mynher Dodimus freudetrunken an die Brust seiner Eheliebsten. „Siehst du, Täubchen," sagte er, auf die Tulpenzwiebeln deutend, „die können in friedlichem Boden wachsen, und mein Thee ist um ein Drittel im Preis gestiegen, denn die Soldaten, die jetzt heimkehren, haben lange keinen Thee getrunken und werden sich nun gütlich daran thun." Still und ruhig setzte er sich an den Tisch und suchte die außerordentliche Emotion, die ihn heute überrascht hatte, dadurch auszugleichen, daß er am Abend ein halbes Glas über sein regelmäßiges Quantum trank, bei Tische kein Wort sprach, und noch ehe der Thee kam, sanft einschlief.

Es ist gut, daß das Haus des de Vries weit weg von der Schenke „zur Feuerkugel" ist. Das Schreien und Jubeln, das von dorther ertönte, hätte den Guten gewiß aus seinem Schlum-

mer geweckt. Dort saß der ganze Troß von Lastträgern und that sich gütlich beim Genever. Das liebliche „Het daghet uyt den Osten“ hatten sie bis zum Ende gesungen, und Maessen Blutzauser hatte so eben das „Wilhelmus van Nassawe“ angestimmt, als er durch ein furchtbares Gebrülle unterbrochen wurde. „Holla! da kömmt Judas der Erzschelm, der falsche Prophet, steiniget ihn, kreuziget ihn, ersäuft ihn!“ so riefen Alle durcheinander, denn eben trat Flyns ein. „Jetzt gieb Antwort, warum hast du uns heute Morgen so angelogen?“ rief einer. Flyns stand ruhig da und lächelte vornehm. Sein Vater war nicht umsonst erster Kammerdiener des Prinzen Moriz von Nassau gewesen, er hatte diplomatisches Geschick genug auf ihn vererbt. Er ließ die Illuminirten austoben. „Seid ihr fertig?“ fragte er dann ruhig, „Ihr versteht doch gar keinen Spaß, ich wollt' euch nur auch einmal blau anlaufen lassen.“

„Aber das ist niederträchtig und hundsföttisch von dir,“ rief der Kleine. „Kusch dich, du Rattenfänger,“ erwiederte Flyns; „bellst du noch ein einzigesmal, so zerreib' ich dir deine krummen Knochen zu Mehl und verkaufe sie als Rattengift.“

„Still, still, keine Händel, es muß überall Friede sein, reicht euch die Hände,“ so riefen Alle und Flyns setzte sich zu seinen Freunden.

„So, jetzt da bleiben wir sitzen,“ sagte Maessen Blutzauser; „zehn Pferd' sollen mich nicht vom Platz bringen, und wenn der Kaiser von Japan käme, angethan wie der drinnen im Ostindienhaus, und thät sagen: da trag mir das Goldkistchen zwei Häuser weit, du kriegst tausend Stüber von mir; ich thät sagen: Kaiser! thu mir Bescheid, aber heut kann ich dir nicht dienen, setz' dich her zu uns, wir sind auch Kaiser, grad so gut als du.

Und wenn der Großpensionarius selber schickt, so darfst du heut nicht mehr vom Fleck, Flyns, es soll keinem Bart heut mehr was zu leid geschehen, auch die Bärte sollen Friede haben!"

„Ihr freut euch jetzt alle mit dem Frieden," sagte Flyns, „und wißt nicht einmal was das Kind für einen Namen hat."

„Nun wie heißt es denn?"

„Der ewige Friede."

„Vivat, es lebe der ewige Friede!" so riefen Alle und leerten dann ihre Gläser bis auf den Grund. Flyns prophezeite jetzt die Wiederkehr des lustigen Lebens von Jakob von Artevelde aus Gent, und erzählte, wie der es in vergangenen Zeiten durch weise Anordnungen und Handelsverbindungen dahin gebracht hatte, daß man nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten brauchte und die übrigen müßig in der Schenke sitzen konnte. Das war ein schmackhafter Köder, und Jeder hatte seine eigenen Phantasien, wie er sich ihn herrichtete. Nur Maessen Blutzaiser wollte nichts davon wissen und behauptete, es sei weniger gottlos gar keinen Sonntag zu haben als fünf in der Woche. Die lustige Gesellschaft zechte bis spät in die Nacht und taumelte dann unter Gesang und Jauchzen nach Haus.

Ueberall war Freude und Jubel, in Kirchen und Tavernen wie im traulichen Kreise der Familien, denn Friede war über der ganzen Christenheit, Friede in den Religionen, Friede im Himmel und auf Erden.

Nur auf dem Burgwall trauerte eine Seele um den entschwundenen Frieden, der ihr durch keinen Traktat irdischer Mächte mehr zugesichert werden konnte, denn der himmlische Bund, das Gesetz Mosis, lag vor ihr zerrissen. Dort im Bibliothekzimmer der Schule „Gesetzeskrone" saß Baruch Spinoza einsam und

vor ihm aufgeschlagen war Ebn Esra's Commentar über die fünf Bücher Moses, dessen Studium ihm sein Lehrer der Dunkelheit und Schwierigkeit wegen mißrathen hatte. Zwei Stellen waren es, deren Enträthselung ihn lange beschäftigte. Bei der Geschichte vom „Haderwasser," (4. B. M. 20.) das aus einem Felsen hervorbeschworen wurde, war angemerkt: „Die mir richtig scheinende Erklärung will ich hier nur andeuten. Wisse, daß wenn der Theil das All kennt, er dasselbe umfaßt und in ihm Wunder thun kann." Die Schriftstelle 4. B. M. 18.: Ich kann nicht übergehen das Wort des Herrn" hatte er erklärt: „Das Geschöpf kann das Werk des Schöpfers oder sein Gesetz nicht ändern; das Mysterium ist: ein Theil kann den andern Theil nicht ändern, sondern nur das Gesetz des Alls kann das des Theils ändern. Ich kann dieses Mysterium nicht weiter enthüllen, denn es ist tief; allerdings hat die Eselin gesprochen. Wenn du das Geheimniß von den Engeln Abrahams und Jakobs begriffen hast, wirst du auch hier die Wahrheit einsehen." Die Stelle, wo es heißt: „wenn du verstehest das Geheimniß der zwölf rc." verstand Baruch leichter. Ein verwandter Geist zog ihn hier an, er erkannte dessen Behutsamkeit und geflissentliche Verschleierung und kühn und frei stellte sich ihm das Ergebniß, daß die selbständige Vernunft und der überlieferte Glaube nur durch beiderseitigen Zwang versöhnt werden können. Es war ihm klar dargethan, daß die heilige Schrift nicht nach ihrem ganzen Inhalte von gottbeseelten Männern geschrieben war, die Glorie war verschwunden, das Ganze war Menschenwerk — wie konnten sonst spätere profane Hände in die heiligen Schriftzüge Gottes hineinklecksen? Wer hat die Bibel verfaßt, wer sie überarbeitet? Darf man eine Antwort auf diese

Frage heischen und wer kann sie geben? Wer? — Baruch las die Commentarstelle zu 1. B. M. 12, 6, die der kluge Spanier mit den Worten schließt: „Und wer hier das Mysterium eingesehen hat, der schweige.“ „Ja, ich will schweigen,“ sagte Baruch zu sich und zu tiefem Nachdenken erregte ihn eine andere Darlegung Ebn Esra's, daß es nur Eine Substanz gebe und diese sei Gott, und Gott sei die erste Categorie von den zehn Categorien des Aristoteles, wie die Zahl Eins die Wurzel aller Zahlen, und wunderbar war die Erklärung zu dem schwerverständlichen Verse Hiob 23, 13. „Er (Gott) ist im Einen, wer kann ihm entgegnen?“ Das Wörtchen „im“, erklärt Ebn Esra, scheint hier überflüssig, ist es aber in der That nicht; ich kann das nicht erklären, denn hierin liegt ein großes Geheimniß.“

Was sollen diese räthselhaften Hinweise? Warum aber an einem Worte, an einer Partikel deuten und suchen, wenn diese nicht mehr ist als oft mangelhafte und unklare Ausdrucksweise eines Menschen?

Baruch schlug schnell das Buch zu und blätterte in einem andern, denn er hörte Tritte sich dem Bibliothekzimmer nahen.

Chisdai Astruk und Ephraim Cardoso traten ein. Chisdai reichte Baruch freundlich die stets feuchte krebsrothe Hand und schielte dabei in das Buch, um zu sehen was er treibe. Vielleicht kommt uns im Verlaufe dieser Geschichte diese Gestalt noch mehr in den Weg, wir wollen sie daher näher betrachten. Chisdai hatte eine ziemlich lange Figur mit etwas gebückter Haltung; seine langen schwarzen Augbrauen, deren Enden weit in die Stirne hineinliefen, zog er stets zusammen, so daß sich die Haare borstenartig emporsträubten; die nicht unschöne gewölbte Stirne war fast ganz von den unordentlich herabhängenden kohlschwar-

zen Haaren bedeckt, der Ausdruck der braunen Augen war wegen der zwei großen runden Brillengläser nicht erkennbar. Diese Brille hatte ihre besondere Bedeutung, denn die jüdischen wie die christlichen Orthodoxen verpönten das Tragen derselben als unstatthafte Neuerungssucht; welchen Grund die christlichen hiebei hatten, können wir nicht angeben, die jüdischen hatten wahrscheinlich keinen andern als: weil Josua und Caleb keine Brillen getragen und doch Alles genau gesehen hatten. Während sich nun Chisdai bei den Orthodoxen stets mit seiner Kurzsichtigkeit entschuldigte, war es ihm dennoch lieb, durch die Annahme dieser Neuerung von den Aufgeklärteren, deren Zahl in der Amsterdamer Gemeinde nicht gering war, als junger Mann von zeitgemäßer Bildung angesehen zu werden. In der Hitze des Gesprächs war er stets bemüht, dieses bedeutsame Instrument in seiner rechten Stelle zu erhalten, denn seine Nase schien in der That nicht für dieses occidentalische Kunstprodukt geschaffen; es rückte immer bis zu dem Höcker herab, von wo sich die Nase bis zur Spitze schnabelförmig abbog. Der ziemlich breite Mund lächelte stets nur halb, denn Chisdai war immer eingedenk, daß die Thalmudisten verordnen: kein frommer Jude dürfe aus voller Seele lachen, so lange die heilige Stadt Jerusalem verwüstet liegt, damit erfüllt werde, was geschrieben steht (Ps. 126, 1. 2) „— Wenn der Herr die Gefangenen Zion's zurückführt. Dann erfüllt Lachen unsern Mund.“ Einen sonderbaren Contrast in dem durch beständige Grimassen verzerrten Gesichte Chisdai's bildete das schöngeformte runde Kinn, dessen lange Haare sich zu färben begannen, denn Chisdai war vier Jahre älter als Baruch. Er ließ sich den Bart nie scheeren. Außer den gewöhnlichen Fasttagen fastete er noch jeden Montag und Donnerstag,

und tauchte sich jeden Freitag Mittag neunmal in frischem Quellwasser unter, was jedoch die Unsauberkeit seiner Erscheinung nicht etwa beeinträchtigte. Wo er ging oder stand summte er unaufhörlich einen Abschnitt aus der Mischnah oder eine Synagogenmelodie vor sich hin, und wenn er saß, bewegte er seine übereinandergeschlagenen Beine wie mit gichtischem Zucken. — So war Chisdai, der, als er sich gesetzt hatte, zu Baruch sagte:

„Gerade recht, daß wir dich treffen, du sollst Schiedsrichter sein zwischen mir und Ephraim, aber versprich, daß du nicht wie sonst halbe Antworten geben und so verschlossen sein willst; ich weiß auch gar nicht, was du dabei hast. Sind wir nicht Brüder?"

„Was verschließe ich denn?" fragte Baruch.

„Ich will das jetzt nicht ausmachen, sparen wir's auf ein andermal; damit du ganz unparteiisch bist, will ich dir nicht sagen, wer von uns dieser oder jener Ansicht ist. Also frei heraus: glaubst du an das Dasein von Engeln?"

„Das ist wieder eine sonderbare Frage," antwortete Baruch.

„Nun meinetwegen anders," fuhr jener fort, „müssen wir an das Dasein von Engeln glauben?"

„Das ist dieselbe Frage; aber sind wir nicht Juden? Müssen wir nicht Alles glauben, was hier steht in der Bibel und in der schönen Reihe von Büchern dort hinter den Drahtgittern?"

„Was steht denn aber in der Bibel von den Engeln?"

„Das weißt du so gut als ich," antwortete Baruch.

„Was ist denn aber nach der Bibel das Wesen der Engel? Sind sie körperlich oder unkörperlich?"

„Da hast du eine Musterkarte von Ansichten," antwortete

Baruch, „und kannst nach Belieben auswählen: Abraham, Hagar und Loth, Isaak, Abimelech und Jakob sind Engel erschienen; der erste hat ihnen ein frischgeschlachtetes Kalb und frischen Kuchen vorgesetzt, mit Jakob hat einer die ganze Nacht hindurch einen Zweikampf gehabt und ihm zuletzt den rechten Schenkel verrenkt, und deshalb dürfen wir ja noch heut zu Tage das Hintertheil von einem geschlachteten Thiere nicht essen. Hast du da nicht Engel genug? Verlangst du noch körperlichere, geh weiter: Bileam ist ein Engel erschienen und die Eselin hat ihn zuerst gesehen, Josua erschien ein Engel mit gezücktem Schwerte, Simson's Mutter ist zweimal ein Engel erschienen, worauf sie das gottlose Riesenkind gebar. Samuel, David, überall erschienen Engel. Willst du einen ganzen Hofstaat von Engeln? Gleich im ersten Kapitel des Hesekiel ist große Parade. Ich hörte einmal den verstorbenen Akosta sagen, die Hofengel seien weit glücklicher gewesen als alle jetzigen Hofcavaliere, denn sie hätten in der That vier Flügel und vier Hände, und was noch das beste ist, auch vier Gesichter gehabt: ein Menschen-, ein Löwen-, ein Ochsen- und ein Adlergesicht, und wo sie hingingen gingen sie grad aus, wenn sie einem beliebigen Gesichte folgten. Willst du unkörperliche Engel? Es steht ja auch geschrieben (Ps. 104, 4) Er macht die Winde zu seinen Engeln."

„Glaubst du auch nicht an böse Engel?" fragte Chisdai.

„Glaubst du, und wieder glaubst du! Was steht geschrieben, mußt du fragen, und so viel ich von unserer Bibel weiß, steht von einem Satan oder einem Teufel, wie ihn die Christen haben, nichts darin. Die Geschichte mit Hiob ist auch nach dem Thalmud blos Dichtung. Vor Gott ist Alles gut, nur uns Menschen erscheint manches böse; darum heißt es auch bei dem herr-

lichen Jesaias (45, 6. 7): Ich der Herr bin, und nichts ist außer mir, ich bilde das Licht und schaffe die Finsterniß, mache Frieden und schaffe das Böse."

„Könnte es aber nicht doch böse Engel geben?"

„Nein, das unterscheidende Merkmal eines Engels ist ja, daß er bloßes Werkzeug Gottes ohne freien Willen ist; Satan soll nun ein gefallener Engel sein, der sich gegen Gott empört hat; das konnte er aber ja nie, wenn sich nicht Gott gegen sich selber empörte."

„Im Midrasch findet sich die Entstehung der bösen Engel auf schöne Weise erklärt," sagte Ephraim, der bisher still zugehört hatte: „Jedesmal, wenn ein Engel auf der Erde sichtbar erscheinen will, muß er eine Elementarkraft an sich saugen, und keiner darf länger als sieben Tage auf der Erde bleiben. Einst überschritten mehrere diese Frist, und sie hatten durch ihren längeren Aufenthalt so viel Elementarkraft an sich gesogen, daß sie, hiedurch beschwert, sich nicht mehr zum Himmel aufschwingen konnten, und so entstanden die Teufel, wie auch 1. B. M. 6, 2 angedeutet ist."

„Das mag recht schön sein," sagte Baruch, „aber wahr? Wie könnte ein Engel sein Gesetz überschreiten?."

„Also glaubst du nicht an das Dasein von bösen Engeln?" fiel Chisdai ein.

„Kommst du wieder mit deinem: glaubst du," antwortete Baruch jähzornig, „ich weiß so gut als du, daß das tägliche Kadischgebet in der Synagoge deshalb in aramäischer Sprache gebetet wird, weil die bösen Engel dieses Idiom nicht verstehen und also bei Gott keine Gegensprache wider dasselbe einlegen können; ich weiß so gut als du, daß durch das Schopharbla-

sen*) am Neujahrstage der Satan wirre gemacht und dadurch ein gutes Jahr für Israel erreicht werden soll."

Ephraim erklärte nun seine dem großen Gelehrten Maimonides entnommene Ansicht, der die Engelerscheinungen für blose prophetische Gesichte erklärte.

„Das grenzt an Ketzerei! Das ist verwerflich!" schrie Chisdai.

„Einverstanden," stimmte Baruch bei mit seltsamem Lächeln. „Es ist lächerliches und eitles Geschwätz, wenn Maimonides seine eigenen Erdichtungen aus der Schrift herausquälen und die übernatürlichen Offenbarungen als Traumgesichte deuten will. Das ist Halbheit. Er hat den Muth nicht zu sagen: so lehrt die Schrift und so lehrt die Vernunft."

Baruch hielt inne, er erkannte noch, wie weit er sich hatte hinreißen lassen. Er las noch in einem Buche und verließ bald das Zimmer.

„Da geht er hin," sagte Chisdai zu Ephraim, „der will ein zweiter Akosta werden."

„Du hast's auch so spitzig darauf angelegt, ihn zu bösen Reden zu verleiten," entgegnete Ephraim, „laß ihn seines Weges ziehen."

„Nein," sagte Chisdai, und fuhr mit den Worten des Thalmud fort: „in Religionssachen ist jeder Israelite einer Bürge für den andern. Auf mir, auf dir und auf uns Allen liegt die Schuld der Sünden, die der begeht." Er verließ summend das Zimmer.

*) Eine Art Hüfhorn, auf dem keine Melodie, sondern nur bald Tremolo, bald ganze und getheilte Noten geblasen werden. Vielleicht überlieferte Feldsignale.

8. Der Kabbalist.

Es war in der Abenddämmerung, Baruch und Miriam saßen nebeneinander, die alte Chaje erzählte eine wundersame Geschichte. „Wißt ihr auch schon, unsere Schabbesmagd, die alte Elsje, hat heute Nacht einen gräulichen Tod genommen? Mir wird's grün und gelb vor den Augen, wenn ich dran denke, was die uns hätt' anthun können, und ich bin Stunden lang draußen am Herd bei ihr gesessen. Vor Zeiten, ja, da hat man weit mehr Wunder gehört, meine Mutter hat mir oft erzählt, es hat in Warschau in der Synagoge einmal gebrannt und das Feuer hat schon zu den Fenstern herausgeschlagen, aber der Rabbiner, der war ein großer Baal-Schem *), der hat ein Pergament, worauf er verborgene Namen geschrieben hatte, hineingeworfen und die Flamme war aus, wie man ein Licht ausbläst. Nun Gott sei Dank, daß auch in unseren Tagen noch fromme Männer aufstehen, die die Schedim **) bändigen können."

„Du erzählst wieder so, daß kein Mensch weiß was du willst," sagte Miriam, und die Chaje erwiderte:

„Ich hab' die ganze Geschichte in der Metzge von der schwarzen Gudul gehört, ihre Schwester ist ja bei dem frommen Rabbi

*) Exorzist.
**) Dämone.

Isaak Aboab in Dienst. Des Rabbi Aboab's Sara, was war das ein liebes Kind! ich hab' immer Angst gehabt, sie möcht' einmal beschrieen werden; jetzt wird's bald ein Jahr, da bekommt sie plötzlich ein Gesicht, kohlschwarz, und statt daß man sonst lauter goldene Reden von ihr gehört, hat sie von da an stets geschrieen und Reden ausgestoßen, wie man sie, so lang die Welt steht, von keinem fünfzehnjährigen Mädchen gehört hat; dabei zuckte sie immer mit den Händen wie eins das die Gicht hat. Es hat's Jeder gesagt, die ist beschrieen worden und es ist ein Scheo in sie gefahren. Da hat kein Doktor und kein Apotheker helfen können. Rabbi Isaak hat ganze Nächte hindurch gebetet und geweint, daß sich der Stein in der Wand hätt' erbarmen mögen. Seitdem ihm das Unglück widerfahren ist, hat er von einem Sabbath bis zum andern gefastet, und nur jede Nacht hat er eine Suppe und ein paar Feigen gegessen. Gestern in der Abenddämmerung ist er in das Mikwe*) gegangen und hat sich neunmal untergetaucht, und als er heimgekommen ist, hat er sein Sargniß (Sterbehemd) angezogen, hat sich seinen Stuhl aus der Synagoge holen lassen und hat seine Tochter hineingesetzt, vier Mann haben sie herausgetragen und in den Stuhl hineinbinden müssen, so hat sich der Sched dagegen gewehrt. Als alle Leute fort waren, hat er an allen Thüren und Fenstern im ganzen Haus den Psalm 130 angeheftet und hat jedem im Hause eingeschärft, daß heut die ganze Nacht kein Mensch in's Haus hereingelassen werden darf; mag einer bitten und betteln wie er will, es soll sich Niemand unterstehen eine Thüre oder ein Fenster aufzumachen, wenn er nicht, Gott bewahre!

*) Reinigungsbad.

gleich todt sein will. Darauf hat er lauter heilige Bücher rings um den Stuhl angehäuft so hoch als die Sara war, dann hat er ein blankes schartenloses Schlachtmesser genommen und hat die Sara neunmal damit bekreist, der Sara, die ganz laut geröchelt hat, legt er ein mit heiligen Zeichen beschriebenes Pergament auf die Herzgrube, und an die linke Seite des Stuhls hat er das Schlachtmesser gestellt. Als dies Alles geschehen war, öffnete er die in der Ecke stehende heilige Lade, nahm die Thora in den linken Arm und öffnete mit der andern Hand ein Fenster. Dann legte er schnell die Thora auf den Tisch, auf dem sechs schwarze Wachskerzen gebrannt haben, und wie er die Thorah auseinanderrollte, beugte er sich darüber hin, warf sich auf die Kniee und rief den Namen Gottes und aller Engel an, daß es Alle, die es gehört haben, am ganzen Körper eiskalt überlaufen hat. Dann hat er das Schophar genommen und damit geblasen wie am Neujahrstag, daß man gemeint hat, der Messias kommt. Kaum hat's zwölf Uhr geschlagen, da klopft's an die Thür, als ob hundert Mann Hellebardiere mit Kolben daran schlügen. „Macht — macht auf, ich bitt' euch, macht auf — seid barmherzig, ich muß sterben — macht auf, ich bin's, die Elsje ist's — macht auf.“ So ruft es draußen mit kläglicher Stimme und der Sched in der Sara fangt wieder an zu schreien, daß man es zehn Häuser weit hat hören können. Niemand hat's gewagt aufzumachen. Rabbi Aboab hat immer fort gebetet und geschrieen, Gott und alle Engel angerufen, daß ihm schier die Stimme ausgegangen ist. Endlich ist es draußen still geworden, auch die Sara war still, und als man nach ihr sieht, lauft ihr kohlschwarze Brüh wie Tinte aus dem rechten Ohr heraus und auf dem Schlachtmesser, das früher ganz rein war, war ein Bluts-

tropfen mitten drin. Gott sei gelobt! sagt Rabbi Aboab, mein Kind ist gerettet. Man bringt die Sara zu Bett und heute Morgen steht sie auf frisch und gesund und so schön wie noch nie; sie weiß gar nichts von Allem, sondern meint, sie habe lang, lang geschlafen. Die Elsje ist gestern Nacht um zwölf Uhr mit Schaum vor dem Mund nach Haus gekommen und wie sie die Klinke ihrer Stubenthüre in die Hand nimmt, fällt sie todt nieder. — Ihr dürft mir Alles glauben, die Schwester der schwarzen Gudul hat durch das Schlüsselloch dem Rabbi Aboab Alles zugesehen. Gott ist groß, daß er auch noch solche Männer unter uns aufstehen läßt; aber sagt nur Kinder, wer hätte das je geglaubt, daß die Elsje so eine verfluchte Hexe war? Wer weiß wie viel Kinder sie umgebracht hat; und der Undank noch dazu: sie hätte ja verhungern müssen, wenn sie nicht ein paar Stüber bei den Juden als Schabbesmagd verdient hätte; wie manchen guten Bissen habe ich ihr zugeschanzt. Ich fürchte mich, wenn ich nur zwei Minuten allein in der Küche bin, ich mein' immer, die Elsje müsse als schwarze Katze das Kamin herunterkriechen, oder gar als Hex mit feurigen Augen und Schlangen auf dem Kopf und einen Besenstiel in ihrer magern Hand, brr! ich blieb' todt." — Plötzlich that es einen fürchterlichen Plumps oben an der Decke des Zimmers, so daß das ganze Haus erzitterte, Jammern und fernes Wehklagen ward vernommen; die Alte schrie: „Schma Jsrael!" Miriam faßte bebend die Hand ihres Bruders, Alle waren still und horchten auf das ferne Wehklagen.

„Kommt, zündet ein Licht an," sagte Baruch aufstehend, „wir müssen sehen was das war." Die Chaje steckte mit zitternder Hand ein Licht in die Laterne und Baruch mußte auf ihr

dringendes Verlangen seine Thephillin *) in die Hand nehmen, damit kein Böser Gewalt über sie hätte. Miriam ging auch mit, denn sie fürchtete sich in der Stube allein zu bleiben, und selbst Baruch konnte sich eines leisen Grauens nicht erwehren, als er die Treppe nach dem Speicher mit hinanstieg. Oben angekommen, sah man einen Kasten, der schon lange auf drei Füßen wackelte, umgestürzt daliegen.

„Also das war's?“ sagte Baruch lachend, da hinkte eine schwarze Katze hinter dem Kasten hervor und wischte rasch zum Dachfenster hinaus: „O über unsre Sünden! die Elsje!“ schrie die Chaje und ließ vor Schreck die Laterne fallen. Die drei standen im Finstern und machten sich schnell von dem Orte, wo es nicht geheuer war; Chaje und Miriam hielten sich an dem Rockzipfel Baruch's und so stolperten sie die Treppe hinab.

Baruch sah den geringfügigen Vorfall in seinem Hause für das an, was er war, aber die räthselhafte Geisterbannung Rabbi Aboab's befestigte in ihm den Vorsatz, Alles aufzubieten, um in die Geheimlehre einzudringen. Die Kabbala, von der man immer nur erstaunt und mit leisen Worten sprach, enthielt vielleicht die Lösung aller Fragen und Zweifel, die Eingeweihten bildeten vielleicht eine Gemeinde von Wissenden.

Des andern Mittags, es war am Donnerstag, ging er zu Rabbi Aboab. Es war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, von hoher und umfangreicher Gestalt. Das viele Fasten hatte ihm wenig zugesetzt, denn er sah wohlgenährt aus; das runde Gesicht mit den vollen rothen Wangen und dem schwarzen bis auf die Brust herabfallenden Barte war wirklich schön

*) Amulette, Stellen aus der heiligen Schrift enthaltend.

zu nennen und nur durch eine große Warze über dem linken Auge entstellt, die, wenn er redete, besonders aber wenn er lachte, lustig hüpfte. Baruch wurde freundlich empfangen, doch als er seinen Wunsch vorbrachte, sagte der Rabbi rundweg:

„Nein, das geht nicht; weißt du nicht, daß Rabbi Salomo ben Adereth bei Androhung des Banns verboten hat, Jemanden vor dem fünf und zwanzigsten Jahre in die Kabbala einzuführen?“ Baruch bat dringend. „Weißt du auch,“ fuhr jener fort, „daß, wenn du, Gott bewahre! nur die leiseste weltliche Absicht bei dem Studium der Kabbala hast, wenn nur je ein fremder Gedanke sich dabei in dir regt, dein eignes Leben und das Leben all der Deinigen in namenloser Gefahr schwebt? Kannst du dir's getrauen, dich solchem auszusetzen? Willst du?“

„Ich will,“ antwortete Baruch mit fester Stimme. Ohne ein Wort zu reden erfaßte der Rabbi die linke Hand Baruchs und folgte mit geschärften Blicken den feinen Lineamenten derselben, dann rückte er ihm den Hut aus der Stirne und betrachtete eine Weile die Züge seines Gesichts. Nachdenklich durchschritt er hierauf mehrmals das Zimmer; Strenge und Milde, Alles wendete er an, um Baruch von seinem Vorhaben abzubringen. Baruch war fast zu Thränen gerührt, aber wenn auch mit zitternder Stimme, wiederholte er doch seinen festen Vorsatz ohne zu wanken. „Nun, es sei!“ sagte der Rabbi endlich, „ich fürchte, du begiebst dich allein in die Gefahr und kommst darin um, drum will ich dein Führer sein. Gott wird mich leiten auf dem Wege der Wahrheit. Komm heute nach dem Nachtgebete zu mir.“

Der Synagogendiener Elasar Merimon konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, als er den Jüngling mit dem

Rabbi nach dem Mikwe kommen sah. „Schalom Alechem*), Rabbi Baruch," sagte er und grinste dabei neugierig. Der Rabbi befahl ihm, Niemand etwas von der Anwesenheit Baruchs zu sagen und sich nur jetzt zu entfernen, da er heute seiner nicht bedürfe. Er nahm ihm Schlüssel und Laterne ab und öffnete das thurmähnliche Gebäude. Der matte Schein der Laterne erhellte die schwärzlich kahlen Wände und die hölzernen Bänke rings an denselben nur spärlich; in der Mitte des runden Gemaches war ein brunnenartiges tiefes Loch, das war das Bad. Der Rabbi murmelte leise ein Gebet vor sich hin und entkleidete sich sorgfältig, indem er die Vorschriften, die das „Buch der Schamhaftigkeit" hierüber aufstellt, genau beobachtete. Er hatte sich noch nicht völlig entkleidet, als er die Laterne ergriff und mit schnellen Schritten die dreißig steinernen Stufen des Bades hinabsprang: „Aus der Enge ruf ich zu Gott, er erhört mich in der Weite, Gott!" so rief er aus voller Kraft und seine Stimme dröhnte geisterhaft aus dem Brunnen. Baruch schauerte zusammen, da er hörte wie hier in stiller Nacht aus den Tiefen der Erde eine Seele um Erlösung und Erhebung zu Gott flehte. Der Rabbi stellte die Laterne auf die unterste Stufe des Bades und stürzte sich plätschernd in das Wasser. Auf dieses Zeichen legte sich Baruch über die Brüstung des Brunnens, und neunmal, so oft der Rabbi sein Haupt aus dem Wasser emporreckte und sich wieder ganz untertauchte, rief er sein „koscher" (rein) hinab in das erleuchtete Gewölbe. Der Rabbi kam halb angekleidet und mit bedecktem Haupte wieder herauf; sein langer Bart triefte noch, die zusammengeballten Haare gaben dem sonst so freundlichen

*) Friede mit euch.

Gesichte ein wildes Aussehen. Er gab Baruch ein kleines Buch, worin ein Gebet stand; bei Todesgefahr durften die vielen Namen der Engel, die darin vorkamen, nicht mit Mund und Zunge ausgesprochen, sondern nur im Geiste gedacht werden. Baruch zitterte vor Angst, als er in die dunkle Grube hinabstieg, seine Kniee wankten, aber er faßte Muth und stürzte sich behende in das Wasser. Der Rabbi versah nun den gleichen Dienst, den Baruch bei ihm geübt hatte; auch er rief neunmal das Wort der Reinigung hinab in den Brunnen.

Ohne ein Wort zu reden verließen sie das Mikwe. Als sie auf die Straße kamen, die von der hellen Scheibe des Mondes erleuchtet war, blieb Rabbi Aboab plötzlich stehen, schüttelte wiederholt den Kopf und blickte stets nach dem langen Schatten, der ihm seine Bewegungen nachahmte. Dann sprach er mit himmelwärts gekehrtem Blicke den sonst nur beim Erwachen üblichen Spruch: „Ich danke dir, lebendiger und ewiger König, daß du durch deine wahrhafte und große Gnade mir meine Seele wiedergegeben.“ Baruch wagte es nicht, nach dem Grunde dieser Vorgänge zu fragen, und wahrscheinlich hätte ihm auch Rabbi Aboab noch nicht gesagt, daß die Kabbala lehrt: Wer in der „Nacht des Zeichens“ *) seinen vollen Schatten im Mondschein sieht, der stirbt in diesem Jahre nicht. Rabbi Isaak Loria hatte in dieser Nacht seinen kopflosen Schatten gesehen, und er starb den Tag vorher, ehe das Jahr um war.

Rabbi Aboab war sehr heiterer Laune als Baruch mit ihm zu Nacht speiste. Der Novize hütete sich, auch nur mit einem Blicke nach der schönen Sara zu sehen, aus welcher der böse

*) 27. September.

Geist ausgetrieben war, und die nun, während sie die Speisen auftrug, mit schüchtern sehnsüchtigen Blicken nach dem blassen Jüngling schielte, dessen Ruhm in der ganzen Gemeinde so groß war.

Rabbi Abdab tafelte sehr lange, und erst spät in der Nacht ging er mit Baruch in sein Studierzimmer, nahm die Thorah aus der heiligen Lade und rollte die Stelle auf, wo die zehn Gebote standen. Baruch mußte die rechte Hand darauf legen und also sprechen:

„Ich rufe dich an, Gott, Allmächtiger, Verborgener, der du die Geheimnisse deines Wesens gegeben hast an Adam, Henoch, Abraham und Moses, die sie überlieferten bis auf heute. Laß über mich kommen deinen heiligen Geist und leite mich, daß ich nicht strauchle auf dem Wege, den ich wandeln will; und wenn ich je frevelte und sündigte gegen deine Geheimnisse, so mögen mich überfallen alle die Schrecken, daß ich erbebe vor meinem eignen Schatten, meine Zunge möge verdorren, meine Eingeweide vertrocknen, mein Augenlicht erlöschen, mein Athem sei Gift, daß er tödte alle meine Lieben, denen ich mich nahe, Gras wachse vor der Thüre meines väterlichen Hauses, weil sie Niemand mehr betritt, und wie ich verloren bin hier, so mögen über mich kommen alle Qualen des Gehinom dort in der Unendlichkeit. Drum, o Herr! leite mich, daß ich ruhe unter dem Schatten deiner Flügel und mich weide an dem Glanze deiner Herrlichkeit. Amen! Amen!“

Ein Schauder durchströmte sein ganzes Wesen, seine Lippen erbleichten, als er diese Worte gesprochen hatte, und noch während er sie sprach erhob sich in ihm eine Stimme, die ihm zurief: „Wehe! du hast gefrevelt, da du es wagtest hier einzu-

dringen; kehr um." Es gab hier aber keine Umkehr mehr, das Furchtbarste war geschehen, und der Rabbi war von diesem Augenblicke an zutraulicher gegen seinen Schüler. — Sie setzten sich an den Tisch und nun begann die Lehre: der mystische Grund, warum die heilige Schrift mit dem Buchstaben Beth beginne, ward enthüllt; jeder Buchstabe und jeder Punkt, jede Stellung und jede Versetzung derselben enthielt eine tiefe Bedeutung. Als Beweis, daß eine Geheimlehre in den Worten der Bibel liegen müsse, wurde angeführt, daß die heilige Schrift ja viele unwesentliche Dinge erzähle wie z. B. 1. B. M. 19, 11, daß Rahel von Jakob geküßt worden sei, wie (4. B. M. 7) die namentliche Aufzählung der gleichen Beisteuer, die die zwölf Stammfürsten zum Bau der Stiftshütte gegeben und dergleichen mehr. Alles dieß hatte eine geheime Deutung.

Man hatte sich in diese Erörterung vertieft, als der Vielklang des Glockenspiels von der Oude Kerke die anbrechende Mitternachtsstunde verkündete. Der Rabbi stand auf, zog seine Schuhe aus, streute sich Asche auf das Haupt und setzte sich an dem Thürpfosten (dort, wo in einer kleinen Nische ein Pergament mit dem Schema steht) auf den Boden; er verhüllte sein Angesicht und unter Thränen sprach er das alphabetische Sündenbekenntniß, mit wehklagender Stimme sang er den Psalm 137: „An den Bächen Babylons, dort saßen wir und weinten, da wir Zions gedachten. — Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so möge meine rechte Hand mein vergessen. Meine Zunge klebe mir am Gaumen, so ich nicht dein gedenke, so ich nicht Jerusalem auf das Haupt meiner Freude setze." Die Klagelieder Jeremiä sprach er in derselben Lage; hierauf richtete er sich empor mit den Worten: „Erhebe dich aus dem Staube, auf! Gefangene

Jerusalem, schüttle von dir die Fesseln deines Halses, gefangene Tochter Zions. (Jes. 52, 2.) Auf deine Mauern, o Jerusalem, stell' ich Wächter, den ganzen Tag und die ganze Nacht, nie sollen sie rasten, die des Herrn gedenken; ihr sollt nicht stille sein. Ihr sollt ihm nicht Stille lassen, bis er gründet und bis er setzet Jerusalem zum Ruhme der Erden." (Jes. 62, 6.)

Baruch that dem Rabbi Alles nach, nur kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die jedes dieser Worte, jede Betonung und jede Miene hatte. Lehrer und Schüler setzten sich wieder an den Tisch, zogen die Schuhe an und studirten bis zum andern Morgen, da es Zeit war in die Synagoge zu gehen. So pflegten sie jeden Donnerstag die Nacht zu durchwachen. —

Baruch durchforschte das Buch „Geheimnisse Gottes," dessen Verfasser Adam, und das „Buch der Schöpfung," dessen Verfasser der Erzvater Abraham sein soll. Nicht nur seine ganze Seele, auch seinen ganzen Körper erregte es bei diesem Studium; unaufhörlich schaukelte und bäumte er sich, denn die Kabbala lehrt: wie es überhaupt nichts in der höhern Welt giebt, dessen Abbild nicht im Mikrokosmos ist, so entspricht den 248 Geboten der jüdischen Religion eine gleiche Anzahl von Nervenästen im menschlichen Körper, und alle diese müssen geweiht und thätig sein bei dem heiligen Studium. Baruch kannte die Namen und die Thätigkeiten aller Engel und wußte die Formeln, welche sie dem Menschen dienstbar machen; aber alles dieß so wie die Lösung der chemischen und magischen Probleme hatte weniger Interesse für ihn. Das „Verborgene alles Verborgenen" war es, über das er unaufhörlich nachsann, und hier lehrt die Kabbala, daß alles physische und geistige Leben nur ein Abbild des Urbildes im Himmel sei und eine Kette von Wesen und Thätig-

leiten reicht hinauf bis zu Gott. Das ist die Himmelsleiter, die Gott dem Erzvater Jakob (1. B. M. 28, 12) im Traume zeigte; daran die Kräfte der geschaffenen Welt als Engel, je nach ihrer geistigen Befreiung oder materiellen Beschwerung, auf und nieder steigen; die Stufenleiter aller Wesenheiten steht auf der Erde und reicht bis in den Himmel, dort ist das himmlische Jerusalem, dort der Tempel, dem der auf der Erde nachgebildet, dort Alles im Geiste was hier auf Erden an die Materie gebunden ist. Aus dem hebräischen Worte Ruagh (Seele) wird durch Zahlen, die die Buchstaben bedeuten, bewiesen, daß dieselben ebensoviel wie die verschiedenen ebräischen Worte für Gott bedeuten, die Seele also ein Theil Gottes sei. Das ebräische Wort für Messias hat gleich viel an Zahlengehalt wie das ebräische Wort für Schlange, unter deren Erscheinung der Satan Eva verleitet hat; der Messias wird demnach der Schlange den Kopf zertreten, Sünde und Tod von der Erde vertilgen. Dem Adam auf Erden entspricht ein dreifacher Adam im Himmel, was aus den dreifach veränderten Ausdrücken bei der Schöpfung des Urvaters (1. B. M. 1, 27) abgeleitet wird, das Urbild des irdischen Adam ist der Adam Cadmon im Himmel, der das Ebenbild Gottes und sein erstgeborener Sohn ist. Es giebt vier Welten, die je nach ihrer näheren oder entfernteren Emanation aus Gott geistiger oder materieller sind. Zweck der Weltschöpfung ist aber das Gesetz, nur um der Offenbarung willen ist die Welt geschaffen, denn nach eigenthümlicher Wortabtheilung heißt es (Jerem. 33, 25) „So spricht Gott: Wäre mein Bund nicht, Tag und Nacht und die Gesetze des Himmels und der Erde hätte ich nicht festgestellt."

Was ist aller Siegesruhm, was alle Macht der herrschenden Völker gegen solch unmittelbaren Geistesverkehr?

Rabbi Aboab benützte das von ihm aus dem Spanischen in's Hebräische übersetzte Buch Erira's als Leitfaden zur mündlichen Lehre, die nach Wort und Begriff der Kabbala immerdar ungeschrieben bleiben und sich nur von Geist zu Geist vererben sollte.

Hier endlich boten sich Baruch höhere Handhaben, an denen er sich aufschwingen konnte. Er bestrebte sich stets den innern Kern von den possierlichen und abenteuerlich gestalteten Aeußerlichkeiten zu trennen; aber mit Schmerz mußte er finden, daß gerade diese den Haupttheil bildeten, ja daß jene allgemeinen Ideen selbst, wo es gilt herabzusteigen in die wirkliche Welt und die Räthsel der Nationen- und Menschenschicksale zu lösen, daß jene Ideen hier nicht mehr ausreichen, und man zu den abenteuerlichen Annahmen von Seelenwanderung und Dämonenherrschaft greifen muß, wodurch die Natur und ihre Gesetze sich in Unvernunft und Anarchie auflösen. — Der Rabbi hatte seine Freude an dem eifrigen Schüler, nur bemerkte er ihm oft, daß, wenn man in die wahren Tiefen der praktischen Kabbala eindringen wolle, man alle sinnlichen Gelüste, die eine Schöpfung des Satans seien, von sich abthun müsse. „Am sechsten Schöpfungstage," setzte er hinzu, „ist das Weib und mit ihr alle sinnlich böse Neigung erschaffen worden; darum lehren die Rabbinen, daß man im Alter von dreimal sechs Jahren heirathen soll. Ihr habt jetzt gerade dieses Alter erreicht." Es unterliegt keinem Zweifel, die Absichten und das Streben des Rabbi waren über alles Irdische erhaben; dieß mochte ihn gleichwohl nicht verhindern, an eine Verbindung Baruch's mit seiner Sara zu denken. Der junge Kabbalist merkte aber nichts, selbst da nicht, als ihn der Rabbi einst absichtlich mit der schönen Sara allein ließ.

Der Rabbi belehrte einst seinen Schüler, daß auch Jesus von Nazareth in der Sekte der Essäer in die Kabbala eingeweiht worden sei. Der Rabbi ahnte nicht, was er damit veranlaßte.

Schon oft war Baruch in der Bibliothek seines Lehrers Nigritius von einem Buche in schwarzem Einband fast unwiderstehlich angezogen worden, aber eine innere Scheu hielt ihn zurück. Und jetzt stieg wieder in ihm die Frage auf: Warum soll mitten im freien Felde der Erkenntniß ein Baum voll prangender süßnährender Früchte stehen, den gerade du nicht berühren darfst? Wer hat ein Recht, wenn doch die verbotene Frucht nicht todtbringend ist, zu sagen: du darfst sie in dich aufnehmen, und du nicht? Verborgen vor jedem fremden Auge wagte es Baruch das Buch aufzuschlagen.

Er las das neue Testament.

Noch zitterten seine Hände, die das Buch hielten. Das war die Macht der Gewohnheit, vor der ein solches Beginnen als Abfall erschien. Und doch ließ er nicht davon ab. Eine stille Macht erhob sich in ihm. Er fand keinen neuen Aufschluß über die Kabbala, aber Anderes, Unerwartetes. Eine neue Bibel las er jetzt, und nicht wie ein Kind dem Fingerzeige eines Lehrers folgend, sondern zum ersten Male und sogleich mit freiem Auge und unbefangenen selbständigen Geistes. Das wirkte zunächst auf die Auffassung der ihm bisher allein heiligen Schrift zurück. Muß nicht auch diese als Gegenstand freier Betrachtung angesehen werden? Ist es nicht möglich, auch das Gewohnte, mit bestimmten Deutungen Aufgenommene wieder neu und in seinem einfachen Inhalte zu erfassen?

Ueber die Wunder ging er leicht hinweg. Auch die Gleichnißreden mit ihren oft thalmudischen Anlehnungen drangen nicht

tief ein. Er hatte auf dem rabbinischen Gebiete zu oft erfahren, wie innere Halbheit, die nichts als Unfertigkeit des Gedankens, und äußere Halbheit, die nichts als Muthlosigkeit ist, sich solcher Verhüllungen gern bedient. Und heißt es nicht, daß Christus selbst seinen Jüngern allein die Wahrheit unverhüllt gegeben? Ist es nicht möglich, den Menschen den reinen Gedanken zu lehren? Ist die Kindwerdung als Rückkehr zu dem unmittelbar eingeborenen Naturwalten einziges Heilmittel für eine durch äußere Dogmen verwirrte, pharisäisch verdorbene Zeit? Muß nicht auch die Mannwerdung als Entfaltung und Zeitigung des auf erkannten Naturgesetzen beruhenden Denkens Heilmittel sein? Bietet jene allein einen festen Halt, weil sich in ihr die Anordnung der Natur unvermittelt darstellt? Muß die natürliche Ordnung sich nicht auch durch die Erkenntniß aufbauen lassen?

Ist das Kindwerden der Willenskraft nicht oft unmöglich, die männliche Denkentwicklung aber eine nothwendig und selbständig zu erreichende Aufgabe? Muß nicht der thalmudische Satz seine Geltung haben: Alles wird von Gott gegeben, nur nicht die Gottesfurcht? Ist Gerechtigkeit, die sich durch freies Denken erringen läßt, nicht fester und höher als Liebe? Welches ist der reine, unverhüllte Gedanke, den Christus ohne Gleichniß seinen Jüngern insonderheit gelehrt (Markus 4, 34) und der nicht ausdrücklich in den Evangelien dargelegt wird? . . .

Es läßt sich nicht bestimmen, wie viel von anerzogenem Widerspruchsgeiste sich in diesen Fragen bei dem jungen Denker regte. Er suchte sich davon frei zu machen, und hocherhaben stand als neue Offenbarung, daß nirgends gesagt ist: Gott sei Christo erschienen und habe mit ihm durch eine Stimme, durch Zeichen

u. dgl. geredet, wie im alten Testamente, sondern er habe sich unmittelbar in Christo den Aposteln offenbart. Es war keine Offenbarung von Angesicht zu Angesicht, wie bei Moses, nicht von einem außerhalb stehenden Wesen, sondern von innen heraus.

Baruch kannte die Dogmen nur dürftig, die man in den Kirchen an die hier gegebenen Lebensereignisse und Weisheitslehren anknüpfte. Das Höchste, was Christus von sich gesagt hat, ist: daß er ein Tempel Gottes sei, und Johannes sagt, um dieß eindringlicher auszudrücken: das Wort ward Fleisch; denn in Christo unmittelbar hat sich Gott am meisten geoffenbart.

Baruch fühlte sich wundersam ja gewissermaßen verwandtschaftlich angezogen von Leben und Lehre des Gekreuzigten. Gerade weil er aus einem Lebenskreise kam, der nichts davon kennen wollte und fort und fort von den Bekennern Christi gemartert wurde, gerade weil er nicht befangen war von irgend einer Kirchensatzung, strebte er um so freier nach der lautern Gerechtigkeit und er lernte sie üben einer durch viele Jahrhunderte und weite Länder sich ausbreitenden Erscheinung gegenüber, deren äußere Gestaltung ihm selbst fremd bleiben sollte.

Welche scheinbar sich ausschließenden und einander auflösenden Elemente fördern das jugendliche Wachsthum! Und wie der Frühlingswind den jungen Baum hin- und herzerrt, senkt er seine Wurzeln tiefer in das nährende Erdreich und erweckt ihn zu frischer Triebkraft. Und wie in der äußern Natur dringt auch vieles in die Seele ein, was nicht alsbald im Wachsthum als äußerlich erkennbare Erscheinung heraustritt; es harrt seiner Zeit, die es entwickelt und reift.

Aus der Bibliothek des Magisters hinweg mußte sich Baruch

wieder in das Studium der Kabbala vertiefen, und er that das mit offenbarer Begierde. Die geheimnißvollen Verhüllungen lockten ihn immer wieder, daß er hier eine Lösung der Räthsel finde, die ihn beunruhigten, aber das Unbegriffene wurde hier nur mit neuen Unbegreiflichkeiten ersetzt. Manchmal tauchte ein Wegweiser wie ein Irrlicht in der Dunkelheit auf, versank aber auch bald wieder ohne Spur und ohne Zusammenhang.

Baruch sehnte sich danach, von dem Joche befreit zu werden, das er sich durch pflichtmäßigen Besuch bei dem Rabbi auferlegt hatte. Es geschah ohne sein Zuthun.

Als eine jüdische Kolonie nach Batavia abging, schloß sich Rabbi Isaak Aboab derselben an.

Auf dem Meere, so wird berichtet, sammelten sich Delphine und Seeungeheuer um das Schiff, in welchem Rabbi Aboab war. Alles war in Todesangst, nur Rabbi Aboab blieb ruhig. „Seht „in diese sind die Seelen der Gottlosen gefahren. Seid ruhig!" rief er mit mächtiger Stimme hinaus in die Fluthen, „geduldet euch, noch müßt ihr harren, denn noch ist die Zeit nicht gekommen, wo ich euch erlösen kann." Er warf ein Pergament hinab in das Wasser, und alsbald verschwanden die Ungethüme.

Die schöne Sara hatte dieses große Wunder ihres Vaters, das die Sage weithin verbreitete, nicht mehr erlebt. Sie hatte viel Thränen vergossen, als sie von Baruch Abschied nahm; sie liebte ihn still und heiß. Sie starb auf der Ueberfahrt. Als die Auswanderer in Batavia an das Land stiegen, war ihr erstes, in dem neu gewonnenen Erdreich ein Grab zu graben, in das sie den jungfräulichen Leib der Tochter des Kabbalisten versenkten. Bei ihrem Begräbnisse wurde nach geheimnißvoller kabba-

listischer Anordnung das Schophar geblasen, wol als Vorzeichen der einst erschallenden Posaunen bei der Auferstehung der Todten. In dem Lande, das noch nie der Fuß eines Juden betreten, ertönte alsbald der Posaunenton aus Canaan, der zurück zu alten Zeiten und hinaus ans Ende alles Erdenlebens rief . . .

Wenige Tage, nachdem Rabbi Aboab ausgewandert war, ging Baruch um die gewohnte Stunde nach dem Hause des Magister Nigritius. Frau Gertrui Ufmsand, die Hauswirthin, trat ihm entgegen mit der Kunde, daß der Magister heute Morgen in seinem Lehnstuhle todt gefunden worden sei, seine Lampe hatte noch gebrannt.

Baruch ging hinauf und schaute noch einmal in das erstarrte Antlitz des Lehrers, eine kindliche Milde war in den Zügen des Verstorbenen festgebannt, sein Lieblingsbuch Cicero de finibus bonorum et malorum lag vor ihm aufgeschlagen.

So waren nun dem Jüngling auf Einmal die Führer entrissen, die ihn leiten sollten zum Empfange der Schätze, die die Menschen vor ihm errungen hatten. Wie viel Tausende erben ohne Mühe und auf geebnetem Wege die geistigen Erträgnisse der Vorzeit und sind glücklich in deren Besitze, und immer auf's Neue mußte Baruch darnach trachten und konnte sich des Erworbenen doch nicht vollauf freuen.

In jugendlicher Selbstanklage däuchte ihn der Verlust der Führer ein gerechter Lohn für die Sünde, weil er im Stillen widerspenstig gegen ihre gepriesenen Ergebnisse war. Konnte er aber anders?

Hatte ihn das Schicksal berufen, ein erster Mensch zu sein, unbelastet von den Errungenschaften der Vorfahren, unbeirrt von ihren Fingerzeigen, aus der Tiefe des eige-

nen Lebens, aus der Erkenntniß der Menschennatur und ihrer Gesetze das Heil zu schöpfen? Muß Jeder, dem eine Offenbarung des Ewigen werden soll, sich zurückziehen aus der verwirrenden Menschengemeinschaft in die lebensberaubte Wüste, in die Einsamkeit, wo er allein auf Erden ist, wo nur die Pulsschläge seines Herzens ihm die Zeit messen?

---

9. Der Lucianist.

Ein neues Denken, das erfuhr Baruch jetzt an sich selbst, verändert nicht alsbald das gewohnte Leben, es ist von Manchem noch Abschied zu nehmen und die Trennung wird schwer, denn im Scheiden drängt sich nochmals mit lebendiger Kraft das Bewußtsein auf, wie traut und fest die Gewohnheit war.

Baruch hatte am letzten Versöhnungstage mit zerknirschter Seele gebetet: „Herr! Gott! laß mich sterben, ehe ich werde der Sünder oder Gottlosen einer.“ Er blieb aber am Leben und verlor noch dazu seinen treuesten Freund, der ihm in jeder Fahr und Noth beigestanden hatte. — Dreimal des Tages in der Synagoge, und außer derselben, wenn er ein Glas Wasser trank, einen Apfel oder ein Brod genoß, wenn er sein Studium begann oder endete, kurz, bei jedem Genuß und jedem Ereigniß, stets hatte er das hiebei vorgeschriebene Gebet verrichtet; und des Nachts, wenn er einsam im Bette lag, sprach er das alphabetisch gesetzte Sündenregister und schlug sich bei jedem Worte reuvoll auf die Brust, drauf schlief er ruhig und heiter bis zum andern Morgen. Hier aber, in nächtiger Stille, schlich der Zweifel auf leisen Socken zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: was zerhämmerst du deine Brust über Dinge, die du nie begangen? Hast du je geraubt, gestohlen, muthwillig gesündigt,

geflissentlich Jemanden falschen Rath ertheilt, wie es hier in dem Küchenzettel der Hölle geschrieben steht? — Er that Einsprache: dies Gebet ist nicht für mich allein, ich bete für ganz Israel, ja, für die ganze Menschheit um Vergebung ihrer Sünden. — „Was Andere durch die That verbrochen, willst du durch dein Wort gut machen?“ entgegnete es ihm. Er brach mitten im Gebete ab und schlief ruhig ein. „Wenn du betest so zweifle nicht,“ sagte der weise Jesus Sirach; wie aber gebietet man den Zweifeln? Und als Baruch in der Synagoge stand und vor ihm aufgeschlagen war das tägliche Frühgebet, da trat der Versucher abermals zu ihm und sprach: Hast du dich wieder mit dem Glockenschlage eingefunden? Wie magst du nur die von David oder anderen Männern in ihrer Bedrängniß ausgestoßenen Worte dir in den Mund legen lassen? Sollen deine eigensten religiösen Gefühle erst durch fremdes Machtwort hervorgerufen werden? — Er faßte den Entschluß, fortan nur in selbstgewählter Form und wenn ein unbezwingbarer Drang ihn dazu nöthigte, zu beten. Das geschah lange nicht, und als es geschah, ward er inne, daß er durch die lange Unterbrechung außer Zusammenhang mit seinem Schöpfer gesetzt sei; er fand ihn nicht so bald wie sonst. Was braucht es der Worte, sprach er dann zu sich, der Gedanke muß genügen, wenn Gott allwissend ist... wenn er ist — Wehe! er konnte nicht mehr beten.

Das fühlte er jetzt noch beschwerender, als er an dem Krankenbette seines ächzenden Vaters saß; tiefe Seufzer entstiegen seiner beklommenen Brust, Thränen brannten in seinen Augen, er konnte nicht mehr weinen.

„Beruhige dich, mein Sohn,“ sagte der Vater, „vertraue auf den Allgütigen, er wird helfen.“ Er wußte nicht, daß diese

Worte gleich zweischneidigen Dolchen das Herz seines Sohnes durchwühlten. Keines Gedankens mehr fähig, saß dieser kalt und stumm da. Der politische Chirurgus Flyns pfiff im Nebenzimmer die Melodie des Liedes: Wilhelms van Nassawe, und strich Pflaster dabei; der Vater hielt die kalte Hand seines Sohnes und ächzte unaufhörlich. Der Oranier draußen schwieg plötzlich, Miriam öffnete die Thüre, und Salomon de Silva von noch einem Manne geleitet, trat ein; der Chirurgus folgte ihnen mit Pflaster und Etui.

„Ich kann die Sache nicht allein über mich nehmen,“ begann Silva, „und habe daher meinen geehrten Collegen hier, den Dr. van den Ende gebeten mit mir gemeinsam die Operation vorzunehmen. Fühlt Ihr Euch im Augenblicke stark genug dazu und seid Ihr bereit?“

„Ich bin's,“ sagte der Kranke, „mein Leben liegt in Gottes Hand.“ Ein flüchtiges Zucken bewegte bei diesen Worten die Mundwinkel des neu angekommenen Arztes. Baruch hatte denselben mit aufmerksamen Blicken betrachtet, und glaubte in diesem Lächeln die sichere Kunde von seines Vaters Tode zu lesen.Er täuschte sich. Van den Ende fragte lateinisch, ob er sich vor dem anwesenden Sohne in dieser Sprache unterreden dürfe. Silva bejahte, denn Baruch verstünde nur wenig Latein. Die beiden Aerzte besprachen sich nun geraume Zeit, es lag ein unverkennbarer Spott in den Mienen van den Ende's, während er sehr eifrig sprach. Der lange Flyns hörte der ärztlichen Besprechung mit gespannten Mienen zu, und nickte bald diesem bald jenem, als ob er Alles verstünde, in der That aber verstand er kein Wort davon; auch Baruch erging es fast so, nur hie und da fiel ein Wort wie ein

vom Windzuge hergetragener Ton an sein Ohr, aber nichts desto minder heftete auch er seinen aufmerksamen Blick auf den fremden Arzt. Aus Wesen und Haltung dieses kleinen Mannes sprach eine so seltene Heiterkeit und Ruhe, die Baruch in seiner jetzigen Lage besonders anziehen mußte. Die beiden Hände, die bis an die Fingerwurzeln von weißen gekrausten Manschetten bedeckt waren, hatte er auf dem vergoldeten Knauf seines spanischen Rohres übereinander gelegt, der Oberkörper ruhte behaglich auf der gepolsterten Rücklehne seines Stuhles; das runde Bäuchlein schien fast etwas zu weit hervorzuragen für das kurze niedliche Fußgestell, an welchem Schnallen und bunte Bänder zur aufmerksamen Beachtung reizten; aber bald mußte man seinen Blick erheben zu dem Haupte: aus den fein gekräuselten Wellen der Perücke, die bis auf die Schultern herabflossen, guckte das runde Antlitz wohlgemuth in die Welt hinein, und wol Niemand hätte geahnt, daß es schon mehr als fünfzig Winter gesehen, wenn nicht einige Falten, die sich beim Lächeln um die Augenwinkel nisteten, so wie das dunkle Roth auf der Nase und den ihr zunächst liegenden Theilen ein vorgerücktes Alter gedeutet hätten; die halb versteckten grauen Augen bewegten sich unaufhörlich; sonst stach die äußere Ruhe des kleinen Mannes vortheilhaft ab gegen die heftigen Gestikulationen Silva's, der seinen Collegen bald am Mantel faßte und ihm, ohne es zu wissen, bald auf den Arm und bald auf den Schenkel schlug, um seinen Worten die gehörige Aufmerksamkeit zu erregen. Baruch hatte den Fremden genau betrachtet, er hätte ihn um den lateinischen Redefluß, der so rasch und frei über seine Lippen strömte, beneiden mögen, wenn er hier am Krankenbette seines Vaters an seine Studien hätte denken dürfen.

Die Operation ging über alle Erwartung glücklich vorüber, van den Ende besuchte den Genesenden fast täglich und unterhielt sich dabei am meisten mit Baruch; seinem Scharfblicke blieb die innere Unruhe des Jünglings, so wie dessen rühriger Geist nicht lange verborgen. — Der dankbare Vater willfahrte ihm gerne in dem Wunsche, Baruch in den klassischen Wissenschaften unterrichten zu dürfen.

Baruch ging mit dem Arzte in seine Wohnung, die am Ende der Krautgasse war, unweit der St. Olaikirche und der Kapelle, die nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut ist. Baruch war einst mit Chisdai hier vorübergegangen, Chisdai hatte dreimal ausgespuckt, Baruch hatte nur bemerkt, daß die Baumeister sehr gegen das Original verstoßen hätten, es sei dieß aber auch nicht anders möglich, denn selbst wer den Thalmud verstehe, könne sich noch keinen vollständigen Begriff von der äußern und innern Gestalt des Tempels zu Jerusalem machen, da das wahre Urbild desselben nur im Himmel ist. Jetzt aber kümmerte er sich wenig mehr um die Architektur des Tempels im Himmel oder auf der Erde, als er in das Haus des Arztes eintrat. Es war eine ganz neue Atmosphäre in der er sich hier bewegte: jubelnde Triller einer Mädchenstimme von Orgelklang begleitet, drangen ihm schon auf dem Hausflur entgegen. Der Arzt führte seinen Schüler in ein großes Zimmer und ließ ihn eine Weile allein. Farbenfrische Bilder schauten von allen Seiten nieder und buhlten und wetteiferten um Augenmerk: hier eine Leda im Bade, ein Oelgemälde mit frischen lockenden Farben; dort eine Venus, wie sie in aller Herrlichkeit und Vollendung aus dem Schaume geboren wird, neben ihr eine Semele auf die sich eine Wolke niedersenkt; an

den andern Wänden vlämische Stillleben, Blumen und Fruchtstücke, Landschaftsbilder mit ihrer unerreichten Farbentreue und Naturwahrheit, kleine Büsten von weißem und röthlichem Marmor auf den feingebohnten Schränken; Kanarienvögel stimmten in vergoldeten Käfigen die wohleinstudirten Lieder an, und zwischen drein schmetterten sie wieder den mächtigen Schwall ihres Naturgesangs. Rosen, Tulpen, Nelken, Lilien und Anemonen, die in zierlichen Töpfen unter den Fenstern blühten, zogen den Blick dorthin. Der Arzt kam wieder und erklärte Baruch die Schönheiten der Bilder und manche nahm er sogar herab und überging sie zur besseren Beschauung mit einem feuchten Schwamme. Besonders lange hielt er sich bei einer Natureinsamkeit von dem Zeitgenossen Jakob Ruysdael und bei einer Landschaft mit reicher Staffage von dem ebenfalls gleichzeitigen Nikolaus Berghem auf. — Sodann führte er Baruch in ein anderes Zimmer, das fast noch mehr Staunen erregte. Die Wände waren über und über mit anatomischen Tafeln behangen; gläserne Kästchen, in denen Käfer und Schmetterlinge in bunter Ordnung angespießt waren, hingen dazwischen; ausgestopfte Vögel saßen auf kleinen geschnitzten Bäumen, die auf den Bücherschränken angebracht waren. An dem einen Ende des Zimmers standen Kolben und Retorten, in einer Ecke lag ein großer Stoß grauen Papiers, an welchem ein Stiel oder ein Blatt der ausgetrockneten Pflanzen hervorguckte; auch ein großes Skelett, dem ein goldpapiernes Scepter zwischen die Fingerknochen gesteckt war, stand dort. Ueber dem grünen Schreibpulte stand eine Marmorbüste, ein dürrer Lorbeerkranz war um die Stirne dieses griechischen Schalksgesichtes gewunden.

Baruch betrachtete aufmerksam diese ganze Umgebung, in

der trotz einer fast überladenen Mannigfaltigkeit eine behagliche Ordnung herrschte: das Leben läßt sich noch mit andern Dingen als mit Bibelstellen, Commentaren und Religionsgebräuchen ausfüllen; hier ist eine ganz andere Welt — so sprach es in ihm und der Arzt störte ihn nicht in seinen Gedanken, denn er suchte in den Schränken nach einem Buche. Er nahm endlich Cicero de officiis und ließ Baruch daraus übersetzen. Der Lehrer schüttelte oft bedenklich den Kopf; nicht weil Baruch gar kein Latein verstanden hätte, das konnte man nicht unbedingt sagen; er war dadurch, daß er mit der Schnellkraft seines Geistes die grammatischen Formen sprengen wollte, in ein sonderbares Verhältniß zu dem Autor, den er las, gerathen; waren ihm nur einzelne Worte, die den ungefähren Gang oder einen Zielpunkt des Gedankens bezeichneten, klar, so setzte er leicht und oft ganz richtig den Sinn desselben zusammen; weit häufiger aber war es noch, daß er, den Ideenkreis des Autors überspringend, seinen eigenen oft weiter gehenden Combinationen folgte. Van den Ende sah, daß hier eine ganz eigenthümliche Unterrichtsweise befolgt werden müsse; hier war ein ausgewachsener Baum, der schon manches Jahres Blüthe und Frucht fallen sah, und nun versetzt werden sollte in ein anderes Erdreich.

Die Fortschritte erfolgten indeß nicht so schnell als man glauben sollte, denn der Unterricht ward beinahe immer durch Erörterungen über andere Gegenstände unterbrochen.

Baruch hatte Vertrauen zu seinem Lehrer gefaßt und erzählte ihm einst in treuherzigem Tone den Verlauf, wie er das Gebet verloren. Der Arzt lachte so heftig, daß er sich den Bauch halten mußte; er sah indeß, wie sehr das seinen Schüler verdroß.

„Müßt mir verzeihen," sagte er, „ich lach' nicht über Euch, ha, ha, ha! wir hatten im Narrenhause zu Mailand ein Prachtexemplar von einem theologisch-philosophischen Narcissus. Er hing ein Tuch über sein Angesicht, lag den ganzen Tag auf den Knieen und betete: heiliger Christoph, steh mir bei und vergieb mir meine Sünden — ha, ha, ha! und wenn man ihn fragte: wo und wer ist denn der heilige Christoph? dann stand er auf, lüftete das Tuch vor seinem Angesichte und mit majestätischem Tone rief er: seht her, seht ihr die Glorie um meine Stirne? Kniet nieder und betet, Ich bin der heilige Christoph, ha, ha, ha! Wenn man es aber recht bedenkt, lag viel Methode in diesem Wahnsinn. Was soll am Ende das Gebet? Auf Gott einwirken? Das gestehen auch die Halbvernünftigen, daß es widersinnig wäre, wenn sich Gott etwas von uns einflüstern ließe; sodann sagt auch schon das Sprüchwort: ora et labora; also das Ganze ist, um unsere von Schmerz und Kummer zerknickte und verwirrte sogenannte Seele wieder aufzurichten und zu sammeln; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapitel aus der Logik oder Physik, so ist es gerad so gut; darum betrübt Euch nicht, daß Ihr selbständig geworden seid, laßt den Kopf nicht hängen und seid lustig und guter Dinge, ich bin es auch und habe seit mehr als zwanzig Jahren nicht an das Beten gedacht. Wenn man nur der Jugend recht eindringlich beibringen könnte, daß sie nicht die schönste Lebenszeit mit unnützem Krimskrams vergeuden sollte."

So sprach der Arzt und seine kleinen grauen Augen funkelten. Baruch konnte seiner Auffassung nichts entgegenstellen, aber von dieser Stunde an wurde er rückhaltender gegen ihn; er studirte die naturwissenschaftlichen und mathematischen Werke,

die er von ihm erhalten, fleißig, fragte ihn über einzelne Schwierigkeiten, die Darlegung seiner eigenen Seelenzustände vermied er sorgfältig.

Der Arzt verstand es indeß durch Zutraulichkeit abermals Vertrauen zu erwecken.

„Ich war auch einst so in verworrenen Zweifeln gefangen wie Ihr," sagte er einmal zu Baruch; „ich weiß auch, wie anerzogene Befangenheit nachwirkt, und noch jetzt, da ich mich frei gemacht zu haben glaube, ertappe ich mich noch oft auf jener Ausschließlichkeit, die der Besitz der alleinigen Wahrheit einflößte. Ich bin nicht wie Ihr aus der Bibel selbst auf den Weg der Freiheit gekommen. Es war ein seltsamer und eigentlich geringer Anstoß, der mich dahin führte. Ich war als frommer Katholik auf die Universität nach Leyden gezogen; einst, es war am Himmelfahrtsabend, ich hatte lange studirt, bis mein Licht abgebrannt war; als ich sodann ruhig im Bette lag, da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: wo ist sie nun hin diese Kraft der Erleuchtung? Das Feuer hat die Nahrungsstoffe verzehrt und ist in's All zerflossen. Wie, wenn es mit unserer Seele auch also wäre? Meine Lehrer bestärkten mich in der sonst auch vielverbreiteten Ansicht, daß das Leben ein Verbrennungsprozeß sei. Man kann es so nennen ohne eigentlich damit etwas erklärt zu haben; das was wir Seele, Denken und Empfinden nennen, ist nichts als eine Verarbeitung der Stoffe, hat seine Nahrung aus Stoffen, greifbaren und ungreifbaren, und wird wieder zu solchen. Der eine Mensch verdaut schwerer, der andere leichter, der mit Lust, jener mit Unlust."

„Und was wäre dann unser Vorzug vor den Thieren?"

„Wer sagt Euch, daß wir einen solchen haben müssen? aber wir haben ihn wirklich, und zwar wieder nur, weil wir reichlicher mit den feineren Stoffen begabt sind, und darum wirken die sogenannten ungreifbaren Stoffe, Farbe, Klang und Wort mächtiger auf uns. Das Gehirn des Menschen übertrifft oft den fünfzigsten Theil vom Gewichte seines ganzen Körpers, und darum hat er auch am meisten von dem, was man Vernunft und Geist heißt; bei'm Ochsen z. B. betrifft das Gehirn kaum den achthundertsten Theil seines Gewichts, und darum ist er dumm, der Elephant ist schwerfällig, aber klug, weil er verhältnißmäßig ein sehr großes Gehirn hat. Verletzt man Euch Euer Gehirn, so seid Ihr ein Simpel, was faselt Ihr nun immer von Eurem Jenseits und Eurer ewigen Fortdauer."

„Unsre Bestimmung wäre also, möglichst viel Annehmliches zu verarbeiten oder zu verdauen wie Ihr es nennt?"

„Allerdings."

„Ich hätt' Euch nicht für so egoistisch gehalten," entgegnete Baruch.

„Ich bin es nicht," erwiederte der Arzt, „freudig schlage ich Gut und Blut in die Schanze für das Gemeinbeste, für den Staat, aber für Religion und Glauben ließe ich mir nicht ein Haar aus meiner Perücke krümmen; das sicherste und höchste Wohlbefinden des Menschen liegt im Staatswohl und dafür zu sorgen, das ist die Bestimmung des Menschen, in allem übrigen steigt man von einer Nebelwolke in die andere."

„Eure Bestrebungen für Vaterland und Menschheit wären ja am Ende wieder nichts anderes, als daß es diesem und jenem, oder wenn man sagen will, der Gesammtheit möglich werde, besser und bequemer zu essen und zu trinken und seinen Lüsten

nachzugehen; in ihrer Ausdehnung werden sie somit nichts Höheres, sondern nur etwas Allgemeineres."

„Ich will offen mit Euch sprechen," sagte der Arzt, und rückte vertraulich seinem Schüler näher, ein seltener Ernst sprach aus seinen Mienen; „es muß ein jeder diese Krisis durchmachen, in der Ihr jetzt seid; auch ich schwärmte einst, da ich in Eurem Alter war, für die sogenannten höheren oder geistigen Interessen der Menschheit und glaubte sie dürften nie getrennt werden von den Bestrebungen für das Staatswohl; ich war in dieser Beziehung ein eifriger Katholik, aber auch nur in dieser Beziehung. Es war die Zeit, da

Gomar und Armin mit Toben und Schnauben
Stritten um den rechten Glauben.

Ich sah den Advokaten das Schaffot besteigen, weil er sich gegen den alten Judenglauben wehrte, mit dem man nun die Christen durch die Gnadenwahl zur auserwählten Leibgarde Gottes machen wollte; da stand, auf seinen Stab gestützt, der zwei und siebzigjährige Oldenbarnevelt auf dem Blutgerüste. „O Gott!" rief er, „was wird aus dem Menschen!" und um und um stand die kopflose Menge, und doch Kopf an Kopf, das glotzte drein und jauchzte, als das edle Haupt vom Rumpfe getrennt ward. Damals lernte ich das Volk verachten, damals gewann ich die Einsicht, daß es vor Allem noth ist, sich jeglicher Einwirkung auf das, was bei dem Volke Religion heißt, zu enthalten. Der Aberglaube ist ein hohler Zahn; oft läßt er lange in Ruh, aber ein harter Bissen, ein Luftzug macht, daß man fast rasend wird. Versucht es ihn auszureißen, so schlägt Euch der Patient in's Gesicht, und laßt Ihr einen Splitter stecken, so kriegt Ihr den nicht heraus, außer

mit Gefahr das Zahnfleisch mitzureißen, oder einen Kopfnerv zu verletzen; wer denn aber doch helfen will, der sagt, daß er nur untersuchen wolle, bringt die Zange in den Rachen und dann Ruck! heraus damit; am besten ist's aber, man hilft dem nicht, der nicht den Muth hat, sich helfen zu lassen."

„Ihr erklärt somit das Streben nach Besitz und Vermehrung der idealen Errungenschaft der Menschheit für einen Geisteslurus?"

„Ja, wenn es nicht reelle Zwecke hat; euch Juden verarge ich es aber nicht, wenn ihr euch gerne ein Himmelreich aufbaut, euch fehlt das Erdenreich. Warum lacht Ihr? habe ich nicht recht?"

„Im Thalmud heißt es: der beste unter den Aerzten kommt in die Hölle, die Heilkünstler hatten gewiß auch schon damals solche Ideen, wie Ihr jetzt."

„Was geht mich Euer Thalmud an? Euer Moses war ein großer Politikus; aber der weise Salomo ist mein Mann, der hat das Leben verstanden, drum hat er auch in seinem Prediger gesagt: Ich lobe mir die Lustigkeit, es giebt nichts Besseres für den Menschen unter der Sonne, als daß er esse und trinke und fröhlich sei."

„Da erfüllten die Thiere am nächsten ihre Bestimmung, und die Mollusken, die nur aus einem Magen bestehen, wären die vollkommensten Geschöpfe."

„Nein, ich will Euch zugeben, daß das Thier auch fröhlich sein kann, aber der Mensch hat doch einen besondern Vorzug, nicht den, daß er aufrecht geht, schreiben und lesen kann, damit er weiß was vor ihm geschah, und berichtet was mit ihm geschah; nein, der Mensch allein kann lachen. Demokrit und Lucian das waren die zwei gescheitesten Männer Griechenlands, die anderen haben meist nur nach Wind geschnappt. Ich

bin ein alter Praktikus, glaubt mir, kein Genuß auf der Welt ist so unvergänglich als das Lachen, und dabei verdaut man ganz normal und bleibt frisch und gesund."

„Merkwürdig ist's, daß Ihr wieder mit dem Thalmud übereinstimmt, denn auch dort heißt es: Das Lachen ist ein Vorzug des Menschen."

„Wahrhaftig? da steht doch auch einmal was Gescheites in den dicken Büchern; aber ich gehe noch weiter, und sage: es ist auch ein Vorzug des Menschen vor den Göttern, denn wen nichts überrascht, der kann auch nicht lachen."

„Bleiben wir bei den Menschen," fiel Baruch ein, „was sollen nach Eurer Ansicht die Armen, die ihre Brodrinde mit Thränen befeuchten, die Alten, Kranken und Traurigen, die nichts zu genießen und nichts zu lachen haben? wo ist Trost und Freude für sie?"

„Die sollen glauben und fröhlich sein in der Gottseligkeit."

„Wenn sie aber zur Erkenntniß kommen, und Alles zu unterst zu oberst kehren?"

„Ist nicht zu fürchten, dahin wird es nie kommen; es wird zu allen Zeiten nur wenig Einsichtige geben, der Pöbel wird stets glauben, und das muß auch sein, weil ihm Bildung und Urtheilskraft fehlt, und er anders nicht im Zaum zu halten wäre."

Das also sind die, welche sich die Freien nennen, auch der Unglaube hat seine auserkorne Schaar! — Solches und noch manches andere hegte Baruch in seinem Sinne als er wegging.

Wieder einmal lagen die Bücher vor ihnen aufgeschlagen, und Lehrer und Schüler sprachen über ganz andere Dinge, als da geschrieben standen. „Glaubt mir," sagte der Arzt, und er

blinzelte mit seinen grauen Aeuglein wie einer der in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht ist, „glaubt mir, ich lugte schon oft hinter die Gardinen; ich kenne die Ehegeschichte von dem, was man Materie und Geist nennt und durch einen Religionsact eingesegnet und zusammengekuppelt, gar gut.“

„Jeder verlangt doch, daß man ihm glauben soll,“ antwortete der Schüler: „hätte ich aber das gewollt, wäre ich drüben geblieben bei meinen Rabbinen, vielleicht wäre mir's gelungen, noch ein Stockwerk auf den babylonischen Thalmudbau zu zimmern, der mit dem Ende in den Himmel hineinragen soll; ich aber will Erkenntniß, will Gewißheit.“

„Die findet Ihr nur in der Materie, von allem andern kann ich Euch eben so gut beweisen, daß es wirklich existirt, als daß es nicht existirt.“

„In der Zusammensetzung meiner selbst aus einer ununterbrochenen Reihe von Eindrücken, Gefühlen und Gedanken, weiß ich mich doch als geistige Einheit, die selbständig und unabhängig vom Körper ist. Der Selbstmord, so verabscheuungswürdig er auch ist, bezeugt er nicht eine Herrschaft des menschlichen Geistes über den Körper, die sich sogar bis zur Vernichtung dieses letztern erstreckt?“

„Der Menschenstolz!“ entgegnete der Arzt, „das ist doch die Erbsünde, die Allen anklebt. Was Ihr da sagt, kann eben so gut Folge eines physischen Triebes sein, wie man das bei den sogenannten unvernünftigen Thieren als ausgemacht annimmt. Man hat Beispiele, daß ein Marder oder eine Ratte, die mit einem Fuß in der Falle gefangen waren, sich mit den eigenen Zähnen den Fuß abbissen und davon liefen. Mir fällt noch ein deutlicheres Beispiel ein: auf meinen Reisen in Unteritalien sah

ich oft, wie sich die Bauern das grausame Vergnügen machten, daß sie in die Mitte eines ziemlich großen Kreises von glühenden Kohlen einen Skorpion warfen. Das arme Thier wollte fliehen und schoß hastig nach allen Seiten umher, aber überall war es von dem brennenden Ringe gefangen; wie um Gnade flehend richtete es seinen Kopf zu den Umstehenden empor, aber alle lachten und jauchzten, und Niemand öffnete ihm einen Ausweg; da schoß es wüthend im Kreise umher, Angst und Verzweiflung jagte es, es wagte mit seinen Scheeren die glühenden Kohlen zu berühren, aber schnell zuckte es zurück und schüttelte seinen ganzen Körper. Als es keinen Ausweg mehr sah, kroch es langsam bis in die Mitte des Kreises, weit weg von der Gluth. Ohne Bewegung wie todt lag es da, aber plötzlich hob es den Stachel an seinem Schweife empor, es bäumte sich aus aller Macht, durchbohrte sich selber und war todt. Sagt mir nun einmal: fühlte sich der Skorpion auch als unabhängige geistige Einheit?"

Baruch wollte dieß gerade zugestehen und somit in allen Kreisen der Natur ein freies Walten des Geistes annehmen; aber er fühlte, daß er die bloße Kraft seines eigenen Nachdenkens nicht in die Wagschale legen konnte gegen einen reichen Schatz von Erfahrungen, wo ihm stets Ungewohntes vor die Augen geführt wurde, das er im Augenblick nicht bewältigen konnte. Eine innere Stimme widersprach der ihm hier gebotenen Anschauungsweise, aber er vermochte nicht diese Stimme nach außen zu bekräftigen. Er schwieg. Der Lehrer zweifelte nicht, hier einen Proselyten gewonnen zu haben und bedeutete Baruch des andern Abends zu ihm zu kommen, er wollte ihm die Geheimnisse einer Lehre offenbaren, die ihm Staunen und Bewunderung abnöthigen würden.

Baruch fand sich zur bestimmten Stunde ein. Van den Ende führte ihn in sein Studierzimmer, verriegelte die Thüre sorgfältig hinter sich, zog die Fenstergardinen herunter und lauschte ob sich Niemand dem Zimmer nahe. Baruch mußte fast lachen über die komisch ernste Miene des Arztes, der ein brennendes Licht zwischen die Fingerknochen des Skelettes steckte.

„Kennt Ihr die Legende von dem Prior bei St. Dominicus zu Tiel?“ fragte der Arzt während er in einem Schranke nach Etwas suchte.

„Nein!“ antwortete Baruch.

„Hört“ fuhr jener fort, „der fromme Prior wurde einst vom Teufel heimgesucht, während er gerade mit dem Lesen eines heiligen Buches beschäftigt war. Der Teufel wollte den Frommen von seinem heiligen Geschäfte abbringen, sprang auf den Tisch und machte allerlei Schnörkel vor ihm; aber der Prior zwang den Teufel, ihm die Kerze zu halten, bis sie abgebrannt war, worauf er ihn dann gnädig entließ. Seht, der Domine dort, der soll uns jetzt leuchten, während wir des Teufels Testament lesen. So, da ist der Schlüssel. Betrachtet einmal das Beinhaus da genauer: das ganze Gebälke war einst mit Fett ausgefüllt, da war ein Wanst, der viel Leckerbissen von der Tafel des Prinzen Moritz von Oranien beherbergt hat, jene Backen- und Stirnknochen hatten einen karfunkelrothen Ueberzug, dort in den Höhlen saßen gehorsame Augen, die den menschlichen Vorzug sich himmelwärts zu kehren oft in Anwendung brachten, über jenen Zähnen war ein Lippenpaar das viel gegen die Remonstranten geiferte, und bei'm Schlürfen köstlichen Rheinweines sich in der Enthaltsamkeit übte; das war ehedem der dicke Domine, der am meisten gegen den edlen Oldenbarnevelt wüthete

und ihn auf's Schaffot geleitete. Er war prädestinirt, daß er einst als Leiche von mir gestohlen werden sollte; ich habe Todesgefahr bei dem Unternehmen ausgestanden, es ist das eine schöne Geschichte, ich will sie Euch ein andermal erzählen. Heiliger Laurentius! hier ist wieder ein Jünger, der zu Euch wallfahret, um aus Eurem weisen Haupte Lehre zu empfahen. Freut Euch, denn bald ist die Schaar gleich dem Sand am Meer und den Sternen am Himmelszelt." Bei diesen letzten Worten kreuzte der Arzt seine Arme auf der Brust über einander, und verbeugte sich dreimal vor dem Skelett; „ha ha ha!" unterbrach er sich, „es ist zum Todtlachen, ich werde ja noch ganz biblisch, aber ich will Euch weiter keinen Hokus Pokus vormachen." Er stieg nun auf einen Stuhl, öffnete mit dem Schlüsselchen die obere Schale des Schädels, nahm eine Schrift heraus, und sagte im Heruntersteigen: „So lang der da gelebt hat, ist nichts so gescheites dort beherbergt worden, als ich ihm jetzt zum Aufbewahren gebe; schwört mir, daß Ihr Niemanden verrathen wollt, daß Ihr das Buch bei mir gesehen; meine bürgerliche Stellung wäre dadurch gefährdet."

„Wie soll ich schwören?" fragte Baruch, indem er den Vorsatz faßte, lieber Nichts zu erfahren, als nochmals einen so gräßlichen Eid zu leisten wie bei dem Rabbi. Der Arzt verstand es anders.

„Ihr habt Recht," sagte er, „könntet Ihr schwören, so dürftet Ihr das nicht vernehmen. Seht diese runden gemächlich gezeichneten Schriftzüge, so schön schreibt man in des Teufels Canzellei; das Buch ist ein Erbstück von einem Frater Dominikaner, der es aus Augsburg mitgebracht hat, ein deutscher Kaiser, Friedrich der zweite von Hohenstaufen, ist der Verfasser; den Titel

werdet Ihr wol verstehen, er heißt: De tribus impostoribus, es sind nur neun und zwanzig Paragraphen. Da setzt Euch her, ich will's Euch holländisch vorlesen."

Baruch schauderte vor der verzweifelten Gottverlassenheit und kaltblütigen Section alles Glaubens, die hier vor seinem Geistesauge vorging; und als er die Stelle des 21. §. hörte, wo es heißt: Quid enim Deus sit, in revelatione qualicunque obscurius longe est quam antea, war's ihm als ob man mit glühenden Zangen den Kern alles religiösen Bewußtseins ausreißen wollte.

„Junger Freund, wenn Ihr das Leben näher kennen gelernt haben werdet," sagte der Arzt als er aufstand, „werdet Ihr einsehen, daß die Moral, die sich auf dem Markt des Lebens umhertummelt, eigentlich nicht aus Tintenfässern geschöpft wird. Euer Judenthum und unser Judenthum taugt nichts mehr, Euer Judenthum ist längst nur eine Mumie, die bei einem Luftzuge in Staub zerfällt; das unsrige war bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts eitel Barbarei, es hat den Geist des Classicismus in sich aufgenommen, und dieser Geist wird es auseinandersprengen. Tretet nur ein in die luftigen lichten Hallen classischer Weisheit, Ihr werdet genießen, spotten und schweigen lernen."

Gräßliches Labyrinth! sprach Baruch im Herzen als er wegging, aber ich fühl's, ein Ausweg muß gefunden werden.

---

10. Benedictus sit.

Es sollt' eine Jungfrau früh aufsteh'n,
Und ihren Liebsten suchen geh'n;
Sie sucht ihn unter den Linden
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

So sang Olympia van den Ende, und sie jagte die langathmenden Töne ihrer kleinen Orgel mit mächtigem Gebrause durcheinander, als ihr Vater zu ihr in's Zimmer trat.

„Du hast dich ja heute wieder ganz in deinen Liederhimmel verstiegen," sagte er, „und weißt gar nichts von dem, was unten auf der unmusikalischen Welt vorgeht; schon vor einer Stunde sind wir an deinem Zimmer vorübergegangen. Hier habe ich endlich den vielbesprochenen Herrn de Spinoza mitgebracht; hiemit stelle ich Euch meine Tochter vor, sie ist beständiger Ministrant bei meinem heiligen Lehramte, Ihr müßt Euch in gutes Vernehmen mit ihr setzen."

„Mein Vater hat mir, so oft er aus Eurem Hause kam, von Euch erzählt," sagte Olympia, „und ich freue mich endlich meinen Wunsch erfüllt zu sehen. So viel ich aber von Euch gehört habe, sehe ich doch jetzt, daß ich mir wieder eine falsche Vorstellung von Eurer persönlichen Erscheinung gemacht hatte. Sagt mir nun, Ihr seid ja ein Philosoph, darf ich das nicht als einen Beweis annehmen, daß alle unsere Vorstellungen von Dingen

und Personen die über unsere unmittelbare Sphäre hinausliegen, unrichtig sind?"

Welch eine Begegnung war das, die ihm sogleich ein Problem entgegen warf und ihn zum erstenmale einen Philosophen nannte?

Baruch schlug die Augen nieder, er glaubte das Forschen ihrer Blicke in seinen Gesichtszügen zu verspüren; er machte eine stumme Verbeugung, er wußte nicht, was er antworten sollte.

„An meiner Tochter findet Ihr eine halbe Philosophin, mit der Ihr viel disputiren könnt," sagte der Arzt, um Baruch aus der Verlegenheit zu bringen; er aber wurde dessen nicht gewahr.

„Da hat mir Oldenburg heute ein anmuthiges Lied geschickt," sagte Olympia zu ihrem Vater, reichte ihm das Blatt und fuhr zu Baruch gewendet fort: „sind Sie auch musikalisch, Herr von Spinoza?"

„Nein!"

„Aber Sie singen doch gewiß die Psalmen? Sie müssen mir einmal einen ebräischen Psalm singen, ich möchte doch auch hören wie das lautet. Hat man noch die Melodieen von König David?"

„Wir haben noch viel ältere, denn fast alle unsere Synagogen-Melodieen stammen nach der Tradition vom Berge Sinai; obgleich die Gebete erst viel später abgefaßt wurden, so gingen die Melodieen einstweilen wortlos von Mund zu Munde."

„Das ist possierlich, das wäre ja gerade, wie wenn Kleider ohne Leib spazieren gehen, oder ein Arsenal ohne Soldaten eine Schlacht liefern wollte."

„Ich sprach blos von der herkömmlichen Annahme," antwortete Baruch.

„O, es ist doch eine schöne Tradition. Das muß herrlich gewesen sein," fuhr Olympia fort, „das Rollen des Donners und das Schmettern der zahllosen Posaunen war ein grandioses Accompagnement, bedeutend furioso, aber so mußte es sein; o singen Sie mir doch etwas aus dem Sinai-Oratorium, wenn's meine christlichen Ohren hören dürfen."

Baruch entschuldigte sich, da er nicht singen könne; aber Olympia ward immer dringender, so daß Baruch vor Verlegenheit sich nicht zu helfen und zu rathen wußte.

„Das ist ein musikalischer Fanatismus," sagte van den Ende. „So warte doch, bis Herr von Spinoza von selbst dir die Scala seines Glaubens angiebt; du bringst ja durch deine sonderbaren Launen jeden, der dich nicht kennt, in die peinlichste Verlegenheit."

Olympia bat Baruch um Entschuldigung wegen ihres Ungestüms, sie sei eben in aufgeregter Stimmung, er solle nicht ungünstig von ihr urtheilen. — Baruch ging nach kurzem Verweilen in nie gekannter Beklommenheit weg, er glaubte Olympia habe ihn verspottet, und nicht sowohl ihn persönlich als den Juden überhaupt. Diese Wahrnehmung verletzt den aus dem abgeschlossenen Lebenskreise Heraustretenden noch weit mehr und selbst da noch, wenn er sich in Denken und Thun von der Genossenschaft getrennt weiß.

So war das erste Zusammentreffen mit Olympia an jenem Tage, an welchem ihn van den Ende zuerst in sein Haus gebracht hatte. Seitdem war er ihr noch oft begegnet, hatte flüchtige Worte mit ihr gewechselt, sonst aber kümmerte er sich wenig um sie; er konnte mit Hiob sagen: Ich hatte einen Bund geschlossen mit meinen Augen, auf daß ich nicht achtete auf eine

Jungfrau (Hiob 31, 1.). Nun aber war die Zeit gekommen, wo er achten mußte auf eine Jungfrau, und wo er mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes ihrer Worte lauschte. Der Arzt war verreist, und hatte die Fortsetzung des Unterrichts seiner Tochter übergeben, auch Baruch ward ihr Schüler.

Gleich ihrer Namensschwester Olympia Morata aus Ferrara, die im vergangenen Jahrhunderte durch ihre griechischen und lateinischen Dichtungen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregte, war Olympia van den Ende ebenfalls in der klassischen Welt heimisch, neigte aber mehr zu gelehrten Forschungen, so daß sie es hätte wohl erreichen können, mit dem philosophischen Doktorhut gekrönt zu werden; aber sie wußte, daß das schwarze Sammethäubchen, mit den feinen Brüsseler Spitzen eingerändert, zu der Fülle ihrer blonden Locken und der Lilienweiße ihrer Haut weit besser kleidete, als der rothsammetne spitze Doktorhut. Tullia, Cicero's eigne Tochter, hätte die Briefe, die ihr schönredender Vater an sie gerichtet, nicht in eleganterem Latein beantwortet, als die Tochter des Amsterdamer Arztes; darum befleckte sie auch ihre zarte weiße Hand, die ihre schönste Zierde war, sehr häufig mit gelehrter Tinte, denn sie übte bei ihren Schülern ein scharfes Censoren-Amt gegen jegliche Ausdrucksweise, die sich nicht das römische Bürgerrecht erworben hatte; darum zog sich ihre schneeweiße glatte Stirne in Falten, wenn ihr Barbarismen vorkamen, ihr helles blaues Auge leuchtete freundlich, und ihr Mund, der durch Hervorragen des Unterkiefers ihrem Gesichte einen gewissen Ausdruck der Herbheit gab, lächelte so mild und einnehmend, wenn sie bemerkte, daß ihre Schüler in den lateinischen Versen keine Masche hatten fallen lassen.

Mißmuthig saß Baruch die ersten Stunden vor seiner Lehrerin, die an dem Periodenbau des Curtius in seiner Geschichte Alexanders die Feinheiten der lateinischen Syntax demonstrirte. Olympia ärgerte sich über den linkischen Juden, der mit der augenscheinlichsten Befangenheit auf jede ihrer Fragen antwortete; sie stand auf und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Baruch betrachtete die hohe schlanke Gestalt mit dem majestätischen Gange, und statt den Kriegszügen Alexanders zu folgen, forschte er in den Zügen Olympia's, deren Syntax von schwärmerischer Gutmüthigkeit und herber Schärfe des Verstandes er eben so wenig entziffern konnte, als die verschlungenen Perioden des Curtius. Der Unterricht war hier fast wieder eben so unerquicklich, wie bei dem alten Magister Nigritius, denn Baruch hatte sich seit seinem ersten Zusammentreffen nur mit innerem Mißbehagen Olympien genähert. Diese aber verstand es bald, Beziehungen zwischen ihrer beiderseitigen so verschiedenen Geistesrichtung aufzufinden, die Baruch ihren Umgang immer angenehmer machten. Er war wieder so glücklich, daß von Allem mehr als von lateinischer Grammatik die Rede war. Er sprach mit Olympia über den in der Geschichte waltenden Weltgeist, über Menschen- und Staatenschicksale; sie fand die Ideen Baruchs hierüber höchst originell, ja oft barock, denn er war gewohnt, Alles gewissermaßen vom Standpunkte der jüdischen Geschichte aus zu betrachten und nach seinen Beziehungen zu dieser zu beurtheilen; hieraus ergab sich für Olympia oft die ergötzlichste Wendung, aber Alles was Baruch mit ihr sprach, war so ungewöhnlich, bezeugte eine so tiefe innerliche Rührigkeit, daß Olympia sich die Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen ließ, den Unterricht mehr als billig hintanzusetzen. Bis

zu den entferntesten Zonen und Zeiten stieg der Geist Beider hinan, und dort fanden sie sich wieder, denn Beide beseelte der gleiche Drang bis zum Ursprung des Weltgeschicks und des Weltdaseins hinanzudringen. — Mit Sehnsucht harrte Baruch von nun an jedesmal der Unterrichtsstunde, und er machte sich schon lange vor dem Glockenschlage auf den Weg; es war nicht selten, daß dann gerade Olympia aus dem Fenster sah und ihn schon von ferne freundlich grüßte.

Sie hatten eines Tages im achten Kapitel des siebenten Buches jene bekannte Rede der scythischen Gesandten an Alexander gelesen. Olympia bemerkte: „Es ist charakteristisch, daß Valerius Maximus erzählt: Aristarchus habe einst zu dem Könige gesagt, es gebe nach Demokrit zahllose Welten. Wehe! rief der König aus, ich Unglücklicher habe noch nicht einmal Eine erobert.“

„Im Thalmud finden sich auch die abenteuerlichsten Legenden über den „macedonischen Alexander,“ dem die Welt zu enge war,“ entgegnete Baruch.

„O erzählen Sie, erzählen Sie,“ bat Olympia. „Solche Blumen, die in der heißen Gluth des Orients üppig aufgeschossen sind, die liebe ich sehr.“

Es klopfte an, Olympia rief: „herein!“ ein großer stattlicher Mann mit einem feingeschnittenen Profil trat in das Zimmer. Mit ruhigem Anstand näherte er sich Olympien, hob ihre Hand auf und drückte sie an seine Lippen. „Ich freue mich,“ sagte er, „diese Hand küssen zu dürfen, die das Plectrum wie den Griffel der Geschichte mit gleicher Kunst führt, und schon so Manchem den Weg nach Attika's und Latium's herrlichen Gefilden gezeigt hat.“

„Es wäre schade, wenn Sie nicht in die diplomatische Laufbahn gerathen wären," entgegnete Olympia.

„Sonst könnte ich auch nicht das Vergnügen haben, Ihnen zu sagen, daß heute die Nachricht einging, daß Ihr Günstling, der fromme General Oliver Cromwell, von der Armee zum Lordprotektor Englands ernannt worden ist. Er hat das Parlament nicht umsonst mit der hohen rednerischen Formel: Ihr Trunkenbolde! auseinander gejagt."

„Lachen Sie immerhin über sein Rednertalent, er ist kein Demosthenes," sagte Olympia, „aber ein starker Charakter mit tiefdringendem Scharfblick; es freut mich, daß er so hoch gestiegen ist. Doch, wie sieht's bei uns aus? Können Sie mir nicht sagen, ob jetzt die bestimmten Nachrichten eingegangen sind, wie viele Menschen bei dem letzten Sturme verunglückt sind?"

„Nein! aber da hat sich der Humor wieder in's Tragische gemischt. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß meine Niedersächsische Heimath in Lebensgewohnheit und Denkweise auffallende Aehnlichkeit mit Ihrem Vaterlande hat; in Einem aber sind sie grundverschieden, und das ist ihr Verhältniß zu den Juden. In meiner frommen Vaterstadt hätte man's nie geduldet, daß die Kinder Abrahams ein Schiff ausrüsten, um es mit dem Namen „der Jude" in See stechen zu lassen; ist die Nordsee nicht ein christliches Meer? Darum hat die See auch den Juden zuerst verschluckt. Ich habe heute Morgen von meinem Fenster aus zugehört, wie ein alter Matrose seinem Kameraden das ganze Unglück aus der Gemeinschaft mit dem Juden ableitete."

Baruch war, sobald der Fremde eingetreten war, aufgestanden, er hatte sein Buch unter den Arm genommen und

wollte sich bei Olympia verabschieden; schon zweimal hatte er den Ansatz zu einer Verbeugung gemacht, aber immer war er durch den Fremden nicht bemerkt worden, er trat jetzt vor, aber der Fremde stellte sich wieder zwischen ihn und Olympien.

„Ich muß Ihnen doch auch noch erklären," fuhr der Fremde fort, „warum ich so zur ungewöhnlichen Stunde zu Ihnen komme. Sie gehen doch gewiß heute Abend in die Rhederjecken Kammer *); ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, vorher in den Garten der natura artis magistra zu gehen, Sie sehen dort, was Sie vielleicht noch nie gesehen haben: einen blühenden Palmbaum; es sind Blumen daran, so groß, daß zehn ganze Elfenfamilien bequem darin wohnen könnten."

Hier trat wieder eine Pause ein, und endlich gelang es Baruch, eine Verbeugung vor Olympien zu machen und einige Worte herauszustottern.

„Sie dürfen noch nicht gehen, Herr von Spinoza," sagte diese, „Sie müssen mir noch die Legende erzählen, und wenn ich dann die Lilien des Südens beaugenscheinige, kann ich ihnen auch etwas von ihrem Heimathlande erzählen."

„Der Matrosenglaube könnte der richtige sein, ich will mich daher lieber entfernen," sagte Baruch mit einem Seitenblicke auf den Fremden.

„Ah!" sagte dieser aufstehend, „mein alter Freund Caspar Barläus hatte doch Recht, er hatte viel Umgang mit Juden gehabt und war eher vorurtheilsvoll für sie eingenommen, weil er sie alle für geistreich hielt; über einen ihrer Fehler hat er sich aber oft beklagt, es ist die Empfindlichkeit; der unschuldigste

*) Redekammer, zugleich auch eine Art von Theater.

Blick, der harmloseste Scherz wird von ihnen als Spott mißdeutet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es nicht im Entferntesten meine Absicht war, zu beleidigen, und Jufrow Olympia kann mir meine unchristlichen Gesinnungen in Bezug auf die Juden bezeugen."

„Ja," sagte diese, „und ich bin eigentlich schuld an der ganzen Verwirrung, da ich Sie nicht vorgestellt habe; Herrn von Spinoza kennen Sie nun, und das ist Herr Oldenburg, so ein Stück von der Bremer Gesandtschaft. Ich bitte, erzählen Sie nun die Legende, sonst sehe ich mich als die Ursache eines Mißverhältnisses an, das mich sehr betrüben würde." Baruch sträubte sich.

„Ich will Ihnen eine Lehre geben," sagte Oldenburg, „prägen Sie sich ein, daß Jufrow Olympia täglich betet: Mein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Drum erzählen Sie nur frischweg, Sie müßten am Ende doch."

Baruch erzählte nun die bekannte Legende, wie Alexander bis zum Eingange des Edens mit seinem Heere vorgedrungen war; Oldenburg erzählte dann aus den alten Gedichten des Pfaffen Lamprecht und Ulrichs von Eschenbach jene herrlichen Sagen, mit denen der deutsche Dichtergeist die Großthaten Alexanders verklärt hat. Im Meinungsaustausch über den größten Helden des Alterthums, der zwar keinen Homer gefunden, dem aber der Dichtergenius aller Völker im Orient und Occident die farbigsten Blüthen geboten, schwand den Dreien eine schöne Stunde dahin. Der Fremde und Olympia sahen staunend auf Baruch, als dieser mit der gelassensten Ruhe und Bestimmtheit die Furcht als die einzige Ursache bezeichnete, aus welcher der Aberglaube entsteht und besteht; Alexander stellte sich hiefür als

auffälliges Beispiel dar, denn so oft ihn die Ungunst der Verhältnisse in Schrecken versetzte, rief er Opfer und allerlei Aberglaube zu Hülfe. Wie nun Baruch die betreffenden Stellen bei Curtius aus Buch 4, Cap. 10 und wieder aus Buch 5, Cap. 4 u. s. w. rasch zusammenfügte, erkannten die beiden Hörer, daß hier ein eigenthümlicher Geist mit neuer Betrachtungsweise die Vergangenheit durchforschte.

Oldenburg kam fortan öfter, wenn er wußte, daß Baruch bei Olympia zu treffen war, und diese freute sich, da sie sah, wie sich die beiden jungen Männer täglich mehr befreundeten. Sie fand einen gerechten Stolz darin, die Mittlerin zwischen so ungleichartigen Persönlichkeiten zu sein, und sie verstand es stets, Beziehungen zwischen der reichen Welterfahrung und Belesenheit Oldenburgs und dem tiefen Forschergeiste Baruchs zu Tage zu fördern. Neben allen einnehmenden Eigenschaften eines feinen Weltmannes besaß Oldenburg noch einen Vorzug, der zwar selten beachtet wird, der aber, ohne daß wir es wissen, häufig den bedeutungsvollen Eindruck des ersten Bekanntwerdens bestimmt; es ist dieß eine klangvolle, aller Modulationen fähige Stimme. Alles, was Oldenburg sprach, gewann durch diesen Wohllaut eine Fülle und Rundung, die unmittelbar und unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Baruch und Oldenburg waren Freunde, ohne daß sie es einander sagten.

„Sie haben nun bald den lateinischen Cursus absolvirt," sagte eines Tages Olympia zu Baruch, „wie wär's, wenn Sie zum Ersatz mich in der ebräischen Sprache unterrichteten?"

„Ich empfehle Ihnen dann die Polyglotte des Kirchenvaters Origenes," sagte Oldenburg lachend, „da können Sie herüber und hinüber springen von einer Sprache in die andere, wie's

Ihrem unruhigen Geiste beliebt. Wenden Sie sich an mich, ich verschaffe Ihnen dann den Lehrstuhl des Casaubonus oder des Skaliger. Ich sehe schon, wie die Studiosi in's Colleg strömen, denn die hochgelahrte Olympia van den Ende exegesirt das Hohe Lied in der Ursprache."

„Bedenken Sie," setzte Baruch hinzu, „es ist die heilige Sprache, die Sie lernen wollen."

„Sind Sie denn ein Heiliger?" entgegnete die Gereizte; „Sie haben ja gewiß einen ebräischen Namen, wie heißt er?"

„Baruch."

„Bahruch!" wiederholte Olympia, die sich vor Lachen kaum halten konnte, „Bahruch, hu! es wird mir ganz angst und bange, das klingt ja wie Geisterruf; der Name paßte nur für das lugubre in der Musik, ich würde ihn immer aus f moll accompagniren, hören Sie so." Sie ging an ihre Orgel und sang immer Bahruhdch! und begleitete ihren Gesang mit den düstersten Tönen. „Um's Himmels willen, den Namen müssen Sie aufgeben, sonst kann's Ihnen schlimm gehen," fuhr sie fort. „Ich hatte eine gute Freundin, deren Geliebter Balthaser Prompronius hieß, die war sehr unglücklich. Lieber Balthasar! nein, das geht nicht, das kann kein fühlendes Wesen sagen, das will ja gar nicht aus dem Mund heraus und zerreißt ja das Ohr; meine Freundin war sehr unglücklich, sie sagte immer nur: Lieber! und meinte am Ende einen Andern damit. Der abgeschmackte Name war viel an ihrem Unglück schuld, das ist mein fester Glaube."

„Sie sind also doch nicht so ungläubig, wie Sie sich geben," sagte Baruch.

„Bahruhdch," wiederholte Olympia immer, und sammelte den ganzen Umfang ihrer tiefsten Töne, um alles Unheimliche

in den Namen zu legen. „Bahruhch! nein, das geht nicht, es ist mir um Ihre künftige Frau, geben Sie acht, daß es ihr nicht geht wie meiner armen Mathilde; darum folgen Sie meinem Rath und nehmen Sie einen andern Namen an. Hat denn das Uhugekrächz eine Bedeutung?"

„O ja, es bedeutet: Gesegneter."

„Bravo! herrlich!" jauchzte Olympia und schlug freudig die Hände zusammen, „also Benediktus? das ist ja ein herrlicher Name. Wenn Sie Papst werden, so sind Sie jetzt gerade der XIV., fünf und siebenzig Jahre nach Ihrem Tode werden Sie kanonisirt und man wallfahrtet zum wunderthätigen Grabe des St. Benediktus; „„lieber Benediktus"" hören Sie nur, wie weich und innig das klingt, aber Bahruch, brrr! geben Sie mir Ihre Hand, und versprechen Sie mir, fortan den Namen Benediktus zu führen. Sie sind ja ein Gelehrter, darum müssen Sie auch einen lateinischen Namen haben; Sie werden einst großen Ruhm erwerben, und dann habe ich doch auch einen Namen auf die Nachwelt gebracht. Man muß auch seinen Gegnern nicht alle Gelegenheit zum Witz abschneiden. Ich sehe schon, wie ein Anathema gegen Sie damit beginnt: **Benedictus est Spinoza, quem rectius maledictum dixeris***). Die Römer haben aus der Stadt Malevent in Unteritalien Benevent gemacht, und der wohlweise Magister, der Sie auf diese Weise so witzig umtauft, hat gewissermaßen nur ein Plagiat begangen; ich sehe ihn aber doch vor mir, wie er sich das Kinn streichelt, das schwarze Käppchen aus der gelahrten Stirne rückt und zufrieden darüber schmunzelt, daß er Sie mit Einem Worte gebrandmarkt. Ach! und das

*) Der Gebenedeite wird Spinoza genannt, er sollte richtiger der Vermaledeite heißen.

große Verdienst wird nicht anerkannt, Ich bin die Urheberin solcher sublimen Einfälle, ohne mich hießen Sie ewig Baruch, darüber könnte Aristophanes selber nur lachen, aber keinen Witz machen."

So sprach Olympia, alle Gegengründe und Einsprüche Baruchs blieben fruchtlos.

„Wenn Sie nicht gutwillig meinem Rathe folgen," fuhr Olympia fort, „so nenne ich Sie von dieser Stunde an nie mehr anders, als Rabbi Bahruhch, ja, ich kaufe mir einen Papagei, dem will ich die Worte: Rabbi Bahruhch, so oft vorsagen, bis er sie ganz geläufig nachspricht, ich hänge ihn unter das Fenster, und wenn Sie gegen das Haus kommen, soll er Ihnen immer zurufen: Rabbi Bahruhch! Rabbi Bahruhch! Ich sehe schon, wie die Leute vor dem Haus stehen bleiben und sehen wollen, wie denn das Individuum aussieht, das einen Namen hat, der wie Rabengekrächze lautet. Ich frage Sie nun zum letzten Male, wollen Sie meinem Rathe folgen?"

„Sagte ich es Ihnen nicht gleich am ersten Tage als wir uns sahen", sprach Oldenburg, „Jufrow Olympia ist der jungfraugewordene Eigensinn? Gehorchen Sie nur ohne Zögern. Sie werden sich doch nicht solchen raffinirten Qualen aussetzen?"

Baruch willigte ein und reichte Olympia die Hand; sie drückte sie warm.

„Setzen Sie sich," sagte sie, „und Sie, Herr Oldenburg, treten Sie hieher, Sie sollen Taufzeuge sein." Sie legte nun ihre beiden Hände auf das Haupt Baruchs und sprach: „Im Namen des Aristoteles, Bacon und Cartesius gebe ich Dir den Namen Benediktus; auf daß der Name groß werde und daure für und für, und stets, wenn Du Deinen Namen schreibest, so

gedenke deren, von welcher das Wort ausging. Benedicite! In saecula saeculorum Amen!“ Die Schlußworte sang sie in feierlichem Kirchentone. „Hab' ich's recht gemacht?“ fragte sie dann, indem sie ihre Hände aufhob und wie unwillkürlich mit ihrer Rechten über die Wange Benedikts streifte.

„So brav,“ sagte Oldenburg, „daß, wenn Sie meinen Namen Heinrich — oder Hendrik, wie er hier zu Lande heißt — unmusikalisch finden sollten, ich mir auch noch einen andern von Ihnen geben lasse, ohne zu fürchten, daß man uns der Blasphemie beschuldigen wird. Ich möchte gar zu gerne erfahren, wie es einem zu Muthe ist unter Ihrer segnenden Hand.“

Olympia erröthete, fuhr sich aber mit der Hand über die Stirne, um ihre Betroffenheit zu verbergen.

---

11. Ein neuer Mensch.

Aus der lichten freundlichen Sphäre, wo er Benediktus genannt wurde, mußte er wieder hinüber in die düstere und abgeschiedene Umgebung, wo er Baruch hieß und als solcher handeln und denken sollte.

Warum ist der Name Benediktus wohllautender als der Name Baruch? Es ist nichts als Vorurtheil der Weltkinder, denen die heilige Sprache fremd und mißtönend klingt. Und doch, ist diese Namengebung nicht ein Zeichen, fortan in Wort und Weise der gesammten denkenden Welt zu leben und zu denken? Ist es nicht tiefdeutig, daß die Erzväter Abram und Jakob ihre Namen änderten, nachdem eine neue Sendung an sie ergangen war? Darfst du aus der Bibel eine Begründung für dich schöpfen? Und immer die Bibel? . . .

In solchen Erwägungen hatte unser junger Freund — den wir nun auch bei seinem Familiennamen Spinoza nennen müssen — das Haus van den Ende's verlassen. Der Familienname war geblieben und mit ihm die unlöslichen Beziehungen zu seiner Vergangenheit und Herkunft; innerhalb dieser und ihrer wartend ist es Niemanden gegeben, rein und frei dem Rufe eines Gedankens zu folgen. Die Krone, die er einst durch den Titel Rabbi empfangen, war von seinem Haupte genommen, eine zarte

weihende Hand hatte seine Stirne berührt und ihm einen andern Namen gegeben.

Unmittelbar von Olympia ging er in die Schule „Gesetzeskrone.“ Es däuchte ihm wie Ironie, daß man hier in dieser Niedergedrücktheit mit Kronen prunke; Alles erschien ihm so freudlos und trübe, noch weit mehr, als es eigentlich war. Noch klangen die munteren Scherze und die zarte Stimme Olympia's in seiner Erinnerung wieder, die Litanei der hier zerstreut an den Tischen sitzenden Schüler zerriß wie schrillender Mißlaut sein Ohr. Er hatte sich in einen Winkel gesetzt, um ungestört über einem offenen Buche seinen Gedanken nachzuhängen, als Chisdai zu ihm kam, und ihn über den Sinn einer schwierigen Thalmudstelle befragte. Baruch brauchte sich nicht lange darüber zu besinnen.

„Ich hab's schon längst gesagt,“ begann Chisdai, „du wirst ein zweiter Simson an Geist und Kenntnissen; wenn man dich irgendwo nicht aus- und einlassen will, nimmst du das Thor sammt Schloß und Riegel auf den Rücken und trägst es fort — aber ich bitte dich um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, laß dich nicht kirren durch die Delila, zu der du jetzt wandelst; ich selber habe sie nie gesehen, Gott bewahre! aber wie ich von den Leuten höre, ist sie nicht mehr jung und sie soll auch nicht schön sein.“

„Ich weiß nicht was du willst, laß mich,“ sagte Baruch unmuthig.

„Was ich will?“ entgegnete jener, „wie du dich doch verstellen kannst! Die Tochter des Arztes mein ich', nun, wie heißt sie doch? ja, Olympia van den Ende, die soll ja so geschickt sein, daß sie sieben Sprachen spricht. Ich bitte dich, folge mir: wenn

die drüben recht meinen, sie haben dich ganz und gar, mach's wie Simson, fang' die Füchse, bind' ihnen die Schwänze zusammen, zünd' sie an und jag' sie unter die reifen Kornfelder der Philister. Du verstehst mich doch, wie ich's mein'? aber ich fürcht', ich fürcht', sie stechen dir — Gott bewahre — die Augen aus, nehmen dir deine Kraft und machen dich zum Gespötte."

„Es ist schade," antwortete Baruch, „daß du diese neue Anwendung der Geschichte Simsons auf Religionsstreitigkeiten nicht auf deine morgende Predigt verspart hast. Um es aber zu Ende zu führen, will ich dir doch sagen, daß, wenn sie das, was du meinst, könnten oder wollten, ich auch den Muth hätte, wie Simson auszurufen: Meine Seele sterbe mit den Philistern! und auch darnach zu handeln."

Es war ihm ein peinliches Gefühl, denn es däuchte ihm wie Entweihung, den Namen Olympia's hier von Chisdai's Mund ausgesprochen und ihre holdselige Gestalt in diese trübe Umgebung hereingezerrt zu sehen. Seine Abneigung gegen Chisdai steigerte sich immer mehr, denn er sah deutlich, wie er allen Bewegungen seines Geistes nachzuspüren und ihre Wirkungen zu belauern trachtete; er mußte besondere Absichten dabei haben, da er selbst durch die ausgesuchteste Schroffheit des Benehmens nicht ferne zu halten war.

Chisdai hatte am Sabbath darauf die erste öffentliche Probe seines Rednertalents abgelegt. Der Versuch mißlang völlig.

„Ich war den Bewerbungen Chisdai's um deine Schwester Miriam nicht abgeneigt," sagte der Vater zu Baruch, als sie aus der Synagoge gingen, „Chisdai hat ein schönes Vermögen und bekommt noch einst ein schönes dazu, er ist auch nicht so häßlich, und ich begreife nicht, wie die Miriam dazu kommt, daß

sie sagt, sie habe einen unüberwindlichen Ekel vor ihm. Wie ich aber jetzt sehe, wird er der bedeutende Mann nicht, den man in ihm erwartet hat, und soll ich nun einmal nicht die Freude erleben, daß meine Tochter einen berühmten Schriftgelehrten zum Manne hat, so gebe ich sie lieber dem Samuel Carceres." Baruch bejahte. „Ich glaube, es ist nun Zeit," fuhr der Vater fort, „daß du dich endlich auch hören läßst; unserer ganzen Familie wird es einen Glanz geben. Ich möchte doch auch mit meinen alten Augen noch sehen, wie du da oben stehst, wer weiß, wie lang ich noch die Freude haben kann."

Baruch antwortete nicht, ein gräßlicher Schwindel, glaubte er, müsse ihn packen, wenn er da oben stehen müßte wie die Anderen, die mit so entschiedener Zuversicht sprechen, als ob sie dem lieben Herrgott in die Karten geschaut hätten und genau wüßten, warum er diesen oder jenen Trumpf ausgespielt, und was er künftig ausspielen werde oder müsse.

„Was bist du so nachdenklich?" begann der Vater wieder, „ich glaube gar, du bist schüchtern; schäme dich, du warst doch sonst so muthig. Denkst du noch daran, wie du es als höchste Glückseligkeit gepriesen hast, da oben zu stehen, und im lebendigen Worte den Geist Gottes auszugießen über die ganze Gemeinde?"

„Ich bin krank, ich habe unaufhörlich Herzklopfen, du weißt ja, daß ich unlängst Blut gespieen habe."

„Pah, pah, das sind Ausflüchte; ich habe schon mit unserm Chacham Aboab gesprochen, er will dir's gern erlauben, von heut über vierzehn Tagen zu predigen; ich will auch mit Silva, unserm Arzt, sprechen, wenn er's erlaubt mußt du mir meinen Wunsch erfüllen, oder ich verzeihe dir's auf meinem Todtenbette nicht."

Was war hierauf zu erwiedern? — Silva erlaubte es, und Baruch mußte sich auf seine Predigt vorbereiten. — Wer vermag all den widerstreitenden Gefühlen nachzuspüren, die ihn bei der Abfassung dieses Sermons beschlichen? Wer möchte all die neckischen Gedanken zählen, die ihm folgten, wenn er zu Olympia ging und mit ihr die Darstellung von dem heitern Lebensgenusse der Heiden las, wenn er sich an Oldenburgs lebemännischer Laune ergötzte, und dann wieder an die Ausarbeitung seiner Predigt ging?

Der jugendliche Prediger hatte viele Bücher vor sich aufgeschlagen, Beweisstellen, Gleichnisse und Fragen aus ihnen zu entnehmen. Seine Hand ruhte auf einem offenen Buche des Maimonides und sein Blick haftete an der Bücherreihe, die längs der Wand aufgestellt war: Da drinnen leben die Worte und Gedanken entschwundener Geister, gewiß haben auch sie gerungen, gezweifelt, getrauert, und doch am Ende den Frieden wieder gefunden. Ist es nicht Frevelmuth, ihr Leben und Lehren zum Wahn zu machen? Tausende waren weiser vor dir. Beuge deinen stolzen Sinn in Demuth und du wirst wieder eingehen in die Gottseligkeit und du bist Erbe der Gottseligkeit, die die längst Dahingegangenen beglückte. Du willst es und du kannst es, du mußt. Wie willst du Kraft finden auf einsamen Wegen, wo Niemand dir folgt, als dein eigenes Bewußtsein? Die Geister der Vorfahren steigen herauf und segnen dich und schließen dich in ihren Kreis . . . .

Es giebt einen geschichtlichen Trost, der die wankende Strebkraft wieder wie mit einem wunderbaren Halt ausrüstet; längst entschwundene Kräfte helfen und stützen und richten empor.

Eine strahlende Begeisterung leuchtete aus dem Auge des

Dreinschauenden und seine linke Hand legte sich auf die Brust, in die neue Ruhe einzog. Wird diese geschichtliche Tröstung und Entsagung, die das stürmende Drängen beschwichtigt, es immerdar zur Ruhe bringen, oder wird das Verlangen der Seele wieder erwachen, das nur aus sich selbst Befriedigung schöpft?

Der anberaumte Sabbath kam. Erwartungsvolle Stille herrschte in der ganzen Synagoge, als Baruch die Stufen des Altars hinanstieg. Welch ein Dämon zauberte ihm gerade jetzt das Bild Olympia's vor die Seele, daß er sie mit neckischem Tone: Rabbi Baruch! Rabbi Baruch! spotten hörte? Die äußerste Kraft seines Willens strengte er an, um dieses Bild jetzt, an dieser Stelle, spurlos wegzutilgen. Leichenblaß stand er oben, er trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er begann mit bebender Stimme: „Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn in Wahrheit anrufen.“ (Ps. 145, 18.) Er schilderte mit grellen Farben die Qualen des Zweiflers, der keinen Gott im Himmel, und keinen im Herzen hat. Er war zum zweiten Theile seiner Predigt übergegangen, wo er die Seligkeiten des allen Menschen eingebornen Glaubens pries; er schilderte jene Gottseligkeit, schon bei Lebzeiten versammelt zu sein zu seinen Vätern, einig mit ihnen im Erhalten und Weiterbauen des von ihnen Gegründeten, darinnen die Kraft ihres irdischen Daseins ruht; seine Rede ward feuriger, seine Stimme erscholl mächtig, da fühlte er plötzlich eine heftige Beklemmung, er hielt inne, und Blut floß aus seinem Munde in das schweißdurchnäßte Taschentuch.

Die Stille eines Friedhofes herrschte in der ganzen Versammlung, die Leute sahen einander an und schauten wieder mit-

leidsvoll auf den kranken Jüngling. Der Vater hatte schon den Mund geöffnet, um seinen Sohn zu bitten herabzusteigen, als sich dieser wieder aufrichtete und mit einem kleinen Gebete schloß. Wie aus Einem Munde rief die ganze Gemeinde: „Jesascher Coach!“ (der Herr stärke deine Kraft), welches das in den Synagogen übliche Bravo ist.

Baruch und sein Vater verließen alsbald die Synagoge. Als sie vor dem Stuhle Chisdai's vorüberkamen, fragte dieser freundlich, ob er sie begleiten dürfe. Baruch dankte. Aller Orten war der Unfall Baruchs der Gegenstand des Sabbathgesprächs; alte Weiber und Superkluge wollten Gräßliches daraus prophezeien. Nur Chisdai, der sonst nicht lange auf sein Urtheil warten ließ, zuckte die Achseln, wenn man ihn darüber fragte. Er hatte Ursache sich nicht bestimmt auszusprechen.

Baruch durfte schon nach drei Tagen wieder das Bett verlassen. Er wollte zu Olympia gehen. „Du darfst mir dieses Haus nicht mehr betreten,“ wehrte der Vater in offenbarem Mißmuth. „Schöne Geschichten, die ich von dem kleinen Doktor gehört habe. Das soll ja der leibhaftige Satan sein. Der Sohn des Indigohändlers Grönhof, der vor acht Tagen gestorben ist, hat noch vor seinem Tode gebeichtet: daß er bis jetzt gar keinen Glauben gehabt, der Doktor habe ihn dazu gebracht, er stifte eine ganze Sekte, ich hab' den Namen gewußt, ei wie heißt es doch? Nun, kurz und gut, du darfst mir seine Schwelle nicht mehr betreten.“

Baruch suchte seinen Vater auf andere Ansichten zu bringen, dieser aber fuhr fort: „Und schlimmer als der Vater soll seine Tochter sein, die soll in sieben Sprachen dem Teufel ein Ohr wegschwatzen. Ich lasse mich von dem Gerede der Menschen

nicht so leicht bestimmen, aber diese Dame soll ja von einem ganzen gelehrten Männerschwarm, der ihr huldigt, umgeben sein. Glaube mir, ich kenne die Welt besser als Du; da wird gescherzt, gelacht, gesungen, mit Begeisterung disputirt, mit schön geputzten Empfindungen und zierlichen Redewendungen getändelt. Ein reiner Sinn wie Du findet darin nichts als die gepriesene freie Heiterkeit der klassischen Welt, ich hab' es auch so nennen hören, es ist aber genau betrachtet nur vermummte Leichtfertigkeit, die kein Gesetz und keine Schranke mehr kennen will. — Haben deine Eltern darum ihr schönes Heimathland verlassen, allen Glanz und allen Stolz von sich gethan und nur froh geduldet zu werden — damit nun die Kinder leichtfertiger Tändelei mit dem Heiligsten verfallen? Du kennst die Schriften unserer Religion besser als ich, in der Welt aber bin ich erfahrener; laß mich's nicht umsonst sein. Glaube mir, du wirst öde und verarmt, wenn du Dich den lockenden Versuchungen der Welt hingiebst. Bleibe Du im stillen Tempel der heiligen Wissenschaften, freue Dich, daß Du ungestört darin leben kannst, wie Du heute ja selbst laut verkündet hast."

Die Stimme des Vaters war tief bewegt, wer weiß, wie viel Unausgesprochenes noch hinter diesen hastigen Worten lag; er hatte, in fremden Boden versetzt, früh gealtert, es schien, als ob noch ein Kummer in ihm waltete, daß das schöne Heimathland mit seiner stolzen Lust auf ewig entschwunden war, vielleicht klammerte er sich eben deshalb um so fester an die nun gewonnene Himmelsfreude und suchte den Sohn allein darin zu bergen.

Das Wesen des Vaters stellte sich als ein zwiefaches dar. Jene gehobene Empfindung, die ihn damals beseelte, als Baruch die rabbinische Würde erlangt hatte, war in sich von religiöser

Begeisterung und weltlichem Stolze gemischt. Er war an jenem Sabbathe ein anderer als an den Werkeltagen, er hatte noch immer mit Erinnerungen aus der Vergangenheit zu kämpfen, und das um so mehr, seitdem ihm die Gattin entrissen war; er zwang sich allzeit und mehr als erforderlich schien, sich in die jetzige Lebensweise zu finden und äußere Noth und Sorge beugte ihn tief. Um so eifriger wollte er darüber wachen, daß sein Sohn nicht gleich ihm durch fremde Erinnerungen in dem Frieden seines Lebens gestört werde. Der Jüngling, dem vom Arzte jedes heftige Sprechen verwehrt war, suchte in leisem Tone und mit bedachtsam gemäßigten Worten den Vater über Olympia und ihre Freunde anders zu belehren; da klopfte es an und Oldenburg trat ein, noch ein Fremder folgte ihm. Oldenburg ging auf Baruch zu und reichte ihm die Hand.

„Das ist brav," sagte er, „daß Sie sich noch nicht als Candidat der Unterwelt einschreiben ließen; wir waren sehr besorgt, weil Sie gar nichts von sich hören ließen. Jufrow Olympia läßt Sie herzlich grüßen, sie behauptet schon seit längerer Zeit an Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie unwohl seien. Erst auf ihre Bitten war ich so frei, Sie zu besuchen, und weil wir glaubten Sie seien schwerkrank, habe ich hier meinen Freund, den Doktor Ludwig Meyer, der ohnedieß schon längst wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ja, ich hatte große Angst um meinen Sohn," sagte der Vater, und Oldenburg verneigte sich gegen den Sprechenden.

„Also Sie sind der Vater unseres jungen Philosophen? Waren Sie nicht vor kurzer Zeit bei mir wegen einer Anforderung an das Haus Trosten?"

„Ja."

„Entschuldigen Sie, daß ich damals so einsylbig war, ich hatte gerade eine dringende Arbeit vor mir. Es that mir leid, Ihnen das nicht gesagt zu haben. Ihre Sache blieb indeß nicht vergessen, ich habe deshalb nach Bremen geschrieben und darauf angetragen, daß, wenn Sie nicht binnen vier Wochen bezahlt werden, Exekution eingelegt werden müsse."

„Ich danke für Ihre gütige Bemühung und für die Ehre, die Sie meinem Hause durch Ihren Besuch schenken."

Oldenburg unterredete sich nun eifrig mit dem Vater, und dieser sah sich zu seiner Ueberraschung von dem treuherzigen Wesen Oldenburgs gefangen genommen. Man kann fast sagen, das ganze Behaben Oldenburgs war in Ton und Charakter dem Ausdruck seiner Stimme entsprechend, voll und ruhig und vertrauenerweckend. Er erzählte dem Vater, daß Baruch der erste Jude sei, den er näher kennen gelernt habe, er bewundere nicht nur seine Geisteskraft und liebe seinen edeln Sinn, er sei ihm auch noch außerdem zu Dank verpflichtet, denn er habe ihn von einem Vorurtheile bekehrt, das durch Jugenderziehung und Gewohnheit doch noch unbewußt in ihm gelebt habe. Die ganze Gemüthsinnigkeit Oldenburgs und seine bewundernde Liebe zu Baruch, die sich diesem nie in Worten kundgeben konnte, wurde jetzt dem Vater erschlossen und machte dessen Antlitz in Freude erleuchten. Die ritterliche Erscheinung Oldenburgs, mit so offenbarem Wohlwollen ausgestattet, erquickte das Herz des alten Spaniers und muthete ihn an wie eine Jugenderinnerung.

Meyer unterhielt sich während dessen mit Baruch über seinen Unfall vom letzten Sabbath.

„Sie hätten es unserm grobkörnigen und braven Doktor

Luther nachthun sollen," sagte der junge Arzt mit dem dunkelbraunen Gesichte und den feurigen schwarzen Augen.

„Wie machte es denn der?" fragte Baruch.

„Er sagte einst: wenn ich auf den Predigerstuhl steige, sehe ich keinen Menschen an, sondern denke, es seien eitel Klötze, die da vor mir stehen, und rede Gottes Wort dahin. In gewisser Beziehung, wie er es aber nicht gemeint hat, bin ich vollkommen mit ihm einverstanden. Sie müssen den Mann studiren, er hat eine ziemliche Portion Glauben, die mir fehlt, ist aber eine grundehrliche Natur; ich beschäftige mich viel mit ihm."

„Das freut mich, daß Sie auch Theologica treiben."

„Ich führe eigentlich ein Amphibienleben zwischen der Theologie und der Medicin."

„Ja, Herr von Spinoza," sagte Oldenburg, sich in das Gespräch mischend, „Meyer hat die Medicin zur Frau und die Theologie zur Geliebten, mit dem können sie sich oft streiten, er kennt die Bibel auswendig."

Der Vater begleitete Oldenburg und Meyer als sie weggingen, bis unter die Hausthüre, und es schien ihm nicht unlieb, daß manche Vorübergehende sahen, wer ihn besucht hatte. Noch strahlte die Freude auf seinem Angesichte als er zu dem Sohne zurückgekehrt sagte: „Dieser Herr Oldenburg hält große Stücke auf Dich. Ich weiß wohl zu unterscheiden zwischen vornehm herablassender Gönnerschaft und wahrhafter Treuherzigkeit. Du darfst Dich wohl freuen, solch einen wackern biedern Mann zum Freunde zu haben."

„Und doch soll ich ihn und seinen Lebenskreis fortan meiden?" fragte Baruch.

„Ich habe Dich gewarnt," schloß der Vater, „vor verdecktem

Spiel; Du hast klaren Blick genug, um solches nun zu durchschauen. Ich habe nichts dagegen, Dich im Umgange mit Oldenburg zu wissen."

Spinoza setzte seine Besuche bei Olympia ungehindert fort. Mit Oldenburg befreundete er sich stets näher, während er mit Meyer in eine geistige Wechselwirkung trat, die durch eifrige Studien jenen vertraulich kameradschaftlichen Charakter annahm, wie ihn in anderer Weise gemeinsame Reisen mit sich bringen, wo man im Anschauen des Neuen und Fremden doch sich in trautem und lieb gewonnenem Geleite weiß. Meyer war, wenn auch theilweise nur flüchtig, bekannt in den neuen Gebieten. Die Völkergeschichte, die damals mit neuem Eifer betriebenen Studien der Physik, und vor Allem die Cartesianische Philosophie eröffneten ganz neue Regionen der Erkenntniß, in denen sich Spinoza mit dem Freunde heimisch machte.

Das Wissen und Forschen unseres jungen Freundes war bisher nur an jene Grenzen gedrängt, die hier das Gewesene abschließen, dort die Markscheide des Gebietes bezeichnen, das sich dem erloschenen Sinnenleben aufthut. Jetzt war sein Geist auf die Regungen der bewegten Welt hingewendet. Die eigene Menschennatur und das weite Reich der vielgestaltigen Natur um uns her muß erkannt und in ihren Gesetzen begriffen werden. Ist es nicht möglich und muß es nicht sein, die Bewegungen der unwandelbaren Menschennatur unter gleichen stetigen Gesetzen zu erkennen wie das Naturleben um uns her? Ist unser Wissen nur ein Wissen vom Todten, vom Todten vor uns und hinter uns, ist es nicht allein ein Wissen vom Leben? . . .

Das waren Fragen, die unsern jungen Freund in seinen neuen Studien geleiteten, eine Ahnung erhob sich in ihm, daß

er einer der ersten sein sollte, die das Wissen vom Leben feststellen mußten.

Die Freunde staunten, da er einst in diesem Sinne darlegte, wie der zum bewußten und wahren Leben Erweckte wiederum Alles aus der lebendigen Kraft in ihm und um ihn her gewinnen müsse, und dahin den sonst unverständlichen Ausspruch Christi (Matthäi 8, 22) „Laß die Todten ihre Todten begraben“ deutete. In Gedanken- und Ausdrucksweise hatten die Darlegungen Spinoza's etwas Weihevolles, Biblisches, und dieser Charakter wird dem Geiste unmittelbar, der sich wieder zum Urgrunde alles Lebens hindurchringt, die ewigen Worte sind wiederum die seinen, wenn sie auch in neuer Art und mit theilweise neuem Inhalte wieder in ihm erstehen.

Sowohl Oldenburg als Meyer waren dabei oft überrascht von der „philosophischen Naivetät“ Spinoza's, wie es ersterer bezeichnete, während Meyer es eine „geistig unbelegte Zunge“ nannte. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, von philosophischer Naivetät zu reden, und doch läßt sich damit das eigentliche Grundwesen des freien Denkens, zumal wie es in Spinoza heraustrat, bestimmen. Er kannte und wollte in nichts eine gewohnte herkömmliche Anschauung, seine innerste Kraft war rein verblieben unter all der Lehre, die man auf ihn übertrug, in ursprünglich unbefangener Weise erfaßte er die Dinge der Erscheinungswelt wie die in sich erzeugten Gedanken, als wäre er der erste, der die gegebene äußere Welt wie das innere Gedankenleben erfaßte.

---

12. Cartesianer.

Spinoza und Oldenburg standen lächelnd vor Meyer, der in einem länglichen Glase voll Wassers eine fratzenhafte gläserne Teufelsgestalt auf und nieder schweben, sich drehen und verbeugen machte, indem er auf den elastischen Stöpsel drückte und dabei allerlei Beschwörungsformeln der Magie deklamirte; bald ging er aber von dem Spiel auf die Bemerkung über:

„Ist die ganze Philosophie eigentlich mehr als der eingefangene hohle Begriff, das gläserne Teufelchen im Glase?“ Niemand antwortete darauf und er fuhr an Spinoza allein gewendet fort: „Wie gefällt Dir das Cartesianische Teufelchen? Vor zweitausend Jahren hätte der Schöpfer eines solchen Wunders ein Religionsstifter werden können, und im verborgensten Winkel der Erde würden ihm noch heute Loblieder gesungen und seine Hülfe angerufen.“

„Das ist sehr zu bezweifeln,“ war die Antwort; „ohne eine neue weltbewegende Idee hat kein sogenannter Wundermann sich im Andenken erhalten; das Cartesianische Teufelchen ist winzig gegen die Wunder, welche jüdische Kabbalisten verrichtet haben sollen.“

„Erzähle doch,“ bat Meyer, und Oldenburg machte ein saures Gesicht als Spinoza begann.

„In meines Vaters Hause ist eine alte Magd, Namens

Chaje, die hat mir einst erklärt, warum man zu Prag das Lied am Freitag Abend, worin Israel eine mystische Ehe mit dem Sabbath schließt, zweimal singt. Es lebte vor Zeiten in Prag ein großer Kabbalist, der hohe Rabbi Löw genannt, dieser formte sich aus Lehm eine menschliche Gestalt, hinten am kleinen Gehirn ließ er eine Oeffnung, in welche er ein Pergament legte, worauf der unaussprechliche Name Gottes geschrieben war. Sogleich erhob sich der Kloß und ward ein Mensch; er verrichtete seinem Schöpfer alle Dienste eines Knechtes, er holte Wasser, spaltete Holz und dergleichen mehr; man kannte ihn in der ganzen Judengasse unter dem Namen: der Golem des hohen Rabbi Löw. Jedesmal am Freitag Abend nahm ihm sein Herr das Pergament aus dem Kopfe, dann war er wieder Lehm bis Sonntag Morgens. Einst hatte der Rabbi diese Verrichtung vergessen, Alles war in der Synagoge, man hatte so eben das sabbathliche Minnelied begonnen, da stürzten Frauen und Kinder in die Versammlung und schrien: der Golem, der Golem zerstört Alles. Sogleich befahl der Rabbi dem Vorsänger, mit dem Schlusse des Gebetes inne zu halten, jetzt sei noch Rettung möglich, später aber könne er nicht wehren, daß die ganze Welt zerstört würde. Er eilte nach Hause und sah wie der Golem eben die Pfosten seines Hauses erfaßt hatte, um das ganze Gebäude einzureißen; er sprang hinzu, nahm ihm das Pergament und todter Lehm lag wieder vor seinen Füßen. Von dieser Zeit an singt man in Prag das sabbathliche Brautlied stets zweimal. Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Cartesius gedacht, und doch hatte sein Golem so viel Leben als alle Menschen, wenn man sich mit der neuen Ansicht vereinigt: der Zusammenhang zwischen Seele und Körper sei so locker, daß er

jeden Augenblick aufgehoben und wieder hergestellt werden könne."

Meyer schien die polemische Schlußwendung nicht zu beachten denn er sagte:

„Wenn ich meinen Briefwechsel zwischen Adam und Eva herausgebe, soll dein Golem einen Ehrenplatz darin bekommen."

Mit offenbarem Mißmuthe wendete sich Oldenburg an Spinoza:

„Meyer mag immerhin auf derlei seltsame Geschichten Jagd machen, die er wie seine Schmetterlinge und Käfer anspießt und systematisch ordnet; für meinen Geschmack liegt in der von dir erzählten Legende etwas jüdisch vergrämtes. In der Judengasse einen von der Kabbala geschaffenen Weltzerstörer auftreten lassen! Hätte man ihn noch nach der freispielenden Weise der Volkssagen eine Liebschaft mit einem Mädchen anknüpfen lassen, die jedesmal am Sabbath vergebens seiner harrt, oder hätte man ihn zum Großvezier oder zu einem andern Minister avanciren lassen, den sein Meister buchstäblich jeden Augenblick in Staub verwandeln und wieder zum großen Herrn erheben kann, da wäre doch auch noch Poesie oder Ironie bei der Sache; so aber gefällt mir der Golem unsers Herrn und Meisters dort viel besser; sieh nur, seine Complimente sind so graziös, daß ihn keine Dame am Hofe des XIV. Ludwig darin übertrifft."

„Herr und Meister," wiederholte Spinoza „das ist zu viel, ich bin weder sein Knecht noch sein Lehrjunge."

„Was muß ich hören?" fragte Meyer verwundert, „wie lange ist es her, daß du mit mir begonnen hast sein System zu erforschen, und du willst schon darüber hinaus, während ich noch froh bin ihn zu verstehen?"

„Mir wird's bange um unsre Freundschaft," setzte Oldenburg hinzu, „du hast ja oft gesagt, zwischen Freunden müsse eine Gleichheit der geistigen Mittel vorhanden sein, und ich konnte es noch nicht einmal dahin bringen, das System ganz zu fassen. Allerdings waren es Anfangs hauptsächlich die possierlichen Aeußerlichkeiten, die mich zu der neuen Lehre des Cartesius hinzogen; ich forschte gerne mit ihm in den Eingeweiden eines Kalbes, die er seine Bibliothek nannte, es gab da allerlei interessante Erscheinungen; aber bis zum Lebenspunkt seines philosophischen Systems konnte ich nie hinandringen. Ich verriegelte meine Thüre, ich verhing meine Fenster, setzte mich in einen einsamen Winkel und bannte meinen Geist auf das Buch; durch zwei drei Sätze, eine halbe Stunde, ja auch eine Stunde folgte ich ihm ganz, da hüpfte, ohne daß ich es wußte, ein fremder Gedanke zwischen den Zeilen herum, ein früheres Erlebniß, ein Wunsch, besonders aber die Erinnerung an ein Mädchen, das ich damals heiß und innig liebte, hatte sich zwischen die Propositionen, Axiome und Corollarien hineinverirrt, und ich merkte erst spät, daß ich den letzten Grund der Dinge hatte erforschen wollen, und nicht von den Alltäglichkeiten weg konnte. Ich legte dann das Buch weg, griff nach einem andern oder ging fort und zerstreute meinen Aerger und meine Grillen."

„Wie kommt es aber, daß du für einen so enthusiastischen Anhänger des Cartesius giltst und mitunter auch ein solcher bist?"

„Da muß ich etwas weit ausholen. Eigentlich bin ich dadurch am meisten Cartesianer, daß ich fast denselben Wirrwar durchgemacht habe, wie der Stifter dieser Schule selbst. Mein Vater war Pastor in meinem Geburtsorte; von meiner Kindheit an saß ich in seiner Bibliothek und las alles durcheinander,

Hexengeschichten, wirkliche Historien, anatomische, alchymistische und theologische Werke, es war mir Alles gleich, wenn ich nur etwas zu lesen hatte. Als ich älter wurde, gerieth das durcheinandergeschüttete Wissen in eine furchtbare Gährung, Religionszweifel kamen dazu, ich hatte an keinem Dinge und an keiner Beschäftigung mehr ein wahres Behagen. Nach meines Vaters Tode führte ich einige Zeit, zum großen Aerger der ehrsamen Bürger meiner Vaterstadt, ein ziemlich lockeres Leben, aber auch das gefiel mir nicht mehr; ich schnürte mein Bündel und ging als Freiwilliger unter die Fahne Gustav Adolphs. Bei der Contribution, die das schwedische Heer von meiner Vaterstadt eintreiben wollte, ward ich als Vermittler gebraucht, und erlangte hiedurch ein ziemliches Ansehen bei meinen Mitbürgern. Das Kriegshandwerk — denn sonst war es nichts — entleidete mir auch bald. Mitten im Lager wie auf dem Marsche überraschte mich wieder der Zweifel an allem Glauben, für dessen Unterschiede man hier so blutig kämpfte. Das war ein ewiges Morden, man wußte zuletzt gar nicht mehr für was; der aberwitzigste aller Gemeinbegriffe, die Bravour, machte sich allein und ganz für sich geltend. Man sah, wie Hugo Grotius sagt, Städte und Länder als Leichen, auf daß man sich nicht mehr über den Tod eines Einzelnen grämen sollte. — Ich zweifelte lange, ob ich recht thäte, ein geringfügiger Umstand entschied endlich; ich nahm meinen Abschied und ging auf die Universität nach Uytrecht. Studenten und Professoren waren damals auch in zwei Heereshaufen getheilt; du kannst dir denken, daß ich nicht lange schwankte und mich gegen den frommen Pfaffen Vötius für die Partei des Regius entschied. Dieser lehrte die neue Philosophie des Cartesius. Ich war damals erst ein

und zwanzig Jahre alt, voll Uebermuth und abenteuerlichen Sinnes, und da ich auch als ehemaliger Offizier eine ziemlich gute Klinge führte, gewann ich bald unter den Studenten eine gewisse Autorität."

„Ja, ich darf wohl sagen," fiel hier Meyer ein, „ich habe Oldenburg getreulich darin sekundirt, den Bötianern den Glauben beizubringen, daß sie prädestinirt seien, sich von uns Circumflexe und allerlei andere Kainszeichen in's Gesicht schreiben zu lassen."

„Wie hattet ihr doch eine weit lebendigere Jugend als ich!" schaltete Spinoza mit einem Seufzer ein. „Das ist die Frage," erwiederte Meyer und Oldenburg fuhr in seiner Erzählung fort: „Als Regius stets bitterer von Bötius Vater und Sohn ohne Geist verfolgt wurde, zogen wir eines Abends vor das Haus seiner Magnificenz und führten dort eine Katzenmusik auf. Ich wurde als einer der Rädelsführer relegirt, Meyer schlüpfte mit heiler Haut durch, und so war ich nun der Märtyrer einer Lehre, die, wie ich später einsah, Regius selber nicht recht verstanden hatte. Ich trieb mich noch einige Zeit in Holland herum, hielt mich mehrere Monate bei Cartesius selber auf, ich kenne fast alle einzelnen Sätze seiner Lehre, aber die erforderliche innere Beschaulichkeit, um das Keimen dieses an den Gittern der Mathematik sich hinaufrankenden Getriebes zu belauschen, die konnte ich mir nie recht aneignen."

„Mir ging es auch oft so," sagte Meyer, „daß ich von meiner philosophischen Kreuzfahrt, auf welcher ich das heilige Grab hatte erobern wollen, unverrichteter Sache, oder wie unser Sprüchwort sagt, mit dem Strumpf auf dem Kopfe zurückkam."

„Oldenburg hat das Streben besser als ein Streben nach

Beschaulichkeit bezeichnet", entgegnete Spinoza. „Blick umher, bald hier bald dort erkennst du Täuschung, Wahn und Irrthum; was bürgt dir dafür, daß nicht Alles, was sich dir darstellt, was du mit freiem Bewußtsein in dich aufgenommen, und was deine Seele von jeher erfüllt, nichts als Wahn und Täuschung ist? Was ist so fest und tief eingesenkt, das nicht der Zweifel auflockern könnte? Darum schließe die Augen, sage dich los von Allem, was um und an dir ist, und jetzt, so zurückversenkt in dein bloses eigenes Selbst, die ganze Welt der Erscheinungen in's Nichts zurückgeschleudert — bist du vielleicht selber auch ein Nichts? Woher weißt du, daß du wirklich existirst? . . . Hier bist du an dem äußersten Endpunkt des Zweifels und hier ruft dir eine innere Stimme zu: ich, ich bin, denn ich denke, ich bezweifle mein Sein, ich, das Denkende, das Bezweifelnde in mir, ich bin — und wenn Alles um mich her in Wahn und Schatten zerfließt. Hast du mit dem Zweifel begonnen, so darfst du an keinem willkürlichen Ruhepunkte innehalten; warum denn nur an den höheren geistigen Dingen zweifeln, giebt dir die Körperwelt eine festere Gewißheit, weil sie sich deinen Sinnen darstellt? Sind denn die Sinnentäuschungen nicht noch zahlreicher als die Täuschungen unseres Herzens und unserer Phantasie? Kannst du dich nicht als ein rein geistiges körperloses Wesen denken, kannst du nicht Alles, was dir vorher Gewißheit war, wie z. B. daß dein Körper wirklich existire, als Vorurtheil ablegen, so wirst du vergebens nach unumstößlicher Wahrheit ringen. Kannst du es aber, und hast du so den Mittelpunkt deines Selbstbewußtseins erfaßt, nun wohlan! so öffne die Augen, laß sie herantreten all die Dinge, die sich ehedem in deinen Gedanken befestigt hatten, nichts laß ungeprüft beharren, du hast einen Maßstab für die

cogito ergo sum

Wahrheit und Existenz eines jeglichen derselben: was sich dir so unumstößlich herausstellt wie das Bewußtsein deines eigenen Selbst, das allein ist Wahrheit."

„Ich verstehe dich," sagte Meyer, „du kommst auf den Grundsatz der Alten hinaus: der Mensch ist das Maaß der Dinge; der innere Mensch wie der äußere ist Maaßstab, wie man ja auch in die Bilder Menschenfiguren setzt, um an ihnen die Verkleinerung der Gegenstände zu bestimmen. Der Mensch ist das ideale allgemein giltige Ellenmaaß der Welt."

„Wenn aber einer in fortgesetztem Zweifel spräche," fiel hier Oldenburg ein, „noch habe ich keine vollkommene Gewißheit von jener Grundwahrheit, die mir als Norm dienen soll, und ich weiß noch immer nicht, ob mir wirklich ein Erkenntnißvermögen innewohnt."

„Der spräche entweder gegen sein eigenes Bewußtsein, oder wir müssen annehmen, daß es Menschen gäbe, die innerlich von Geburt oder durch Vorurtheil, d. h. also durch irgend einen äußern Grund geistig erblindet sind. Denn diese denken sich selber nicht; bejahen oder bezweifeln sie etwas, so wissen sie nicht, daß sie dies thun, sie sagen sie wüßten nichts, und das selbst, daß sie nichts wüßten, wüßten sie wiederum nicht; sie sagen das nicht so absolut, denn sie fürchten zu bekennen, daß sie als Nichtwissende existiren, so daß sie am Ende schweigen müssen, wenn sie nicht etwas anerkennen wollen, das doch Wahrheit in sich schließt. Kurz, mit solchen kann man von Wissenschaft nicht reden, denn im täglichen Leben und Verkehr zwingt sie die Nothwendigkeit anzuerkennen, daß sie sind, daß sie ihren Vortheil suchen, und sogar eidlich das eine bezeugen und das andere nicht. Beweist man ihnen aber sonst etwas, so wissen sie nicht, ob der

Beweis da ist; verneinen, bejahen oder streiten sie, so wissen sie von alle dem nichts, sie sind also seelenlose Automaten."

„Du wirst ja ganz eifrig," sagte Meyer, „Lucian hat das Ganze mit einem Scherze abgemacht, indem er einen radikalen Zweifler als Sklave verkauft werden läßt und dieser noch unter der Peitsche seine Sklaverei bezweifelt."

„Wozu aber bei Cartesius," fragte Oldenburg wieder, „dieses unerquickliche Würfeln mit Vierecken, Dreiecken und allen Teufelsecken?"

„Nur die mathematische Beweisführung," entgegnete Meyer, „ist die einzig richtige. Die Definitionen sind die genauen Darlegungen dessen, was mit dem Namen und den Eigenschaften eines Gegenstandes bezeichnet wird; die Postulate und Axiome, mit denen der Beweis geführt wird, sind solche Gemeinbegriffe, daß, wer nur das A B C weiß, übereinstimmen muß."

„Die mathematischen Wahrheiten," ergänzte Spinoza, „diese allein haben dieselbe innere Nothwendigkeit und äußere Evidenz wie das Bewußtsein unsrer selbst. Auf dieselbe Weise, wie ich bestimmt weiß, daß ich bin, weiß ich auch, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich seien zweien rechten. Das Verwickelte der höheren mathematischen Beweise ändert an der Sache nichts, da sie alle auf denselben einfachen und unumstößlichen Prinzipien beruhen, und jedes Mittelglied ihres nothwendigen Fortschritts so unumstößlich ist, als das Princip an sich. Die Zahl als solche ist erste und feste Begriffsbildung, sie sieht von den Besonderheiten der Dinge ab und faßt nur ihr Bestehen: Aepfel, Bäume, Menschen, Thiere, lassen sich darunter fassen. Dem weiter schreitenden Aufbau reicht die Zahl nicht mehr aus und er macht aus der einen Begriffsabstraction eine zweite, er setzt Buchstaben statt

Zahlen. Wie weit ab liegen nun die Einzelgegenstände, und doch muß man wieder jeden Augenblick zu ihnen zurückgreifen können, in der Aufstellung des Gesammtdenkens aber wären sie hinderlich, hier ist man nur mit dem reinen Gedanken —“

„Und wem da oben schwindelt, der bleibe auf dem Boden,“ schaltete Meyer scherzend ein, und Oldenburg näher eingehend fragte:

„Glaubst du, daß es eine mathematische Psychologie geben kann?“

„Nenne es immerhin so,“ nahm Spinoza wiederum auf, „die Bedingungen und Bewegungen unseres Denkens und Empfindens haben eben so feste Normen wie alles Naturdasein; sie sind ebenso berechenbar, sie müssen es sein; nur hindert uns, daß wir selbst es sind — “

„Und Gewohnheit und Affekte uns einen Strich durch die Rechnung machen,“ ergänzte Meyer. „In dir ist Cartesius zum zweitenmale Renatus *). Hat der Meister die Eingeweide eines Kalbes seine Bibliothek genannt, so hast du eine viel bessere. Ich sehe noch, wie du wie unser Admiral Tromp mit einem Besen auf dem Hauptmast durch das Weltmeer segelst, zum Zeichen, daß du das Lebenselement von herrschsüchtigen Vorurtheilen gesäubert hast.“

Spinoza ging leicht auf diese neckische Art des Freundes ein und suchte bei dem Gegenstande bleibend nur noch zu erklären, daß eben jener Strich durch die Rechnung gewissermaßen Gegenstand derselben sein, daß die Affekte nicht verworfen, sondern als Naturgesetze erkannt werden müssen.

---

*) Wiedergeboren. Cartesius hieß mit dem Vornamen Renatus und dieses Wortspiel findet sich in einem Gedichte vor dem ersten Werke Spinoza's.

Meyer versuchte es auf alle Weise, das Geistesgetriebe Spinoza's sich zu zerlegen, er kam deshalb oft auf seinen Studiengang mit ihm zu sprechen. „Ich habe über das nachgedacht," sagte er eines Tages zu ihm, „was du mir unlängst über das Studium des Thalmuds gesagt hast und glaube darin den Grund zu finden, warum ihr Juden so leicht jedwelche Begriffsleiter hinauf- und hinabklettern könnt; überspringt ihr auch zwei oder drei Sprossen, ihr tretet doch nie fehl. Das kommt gewiß vom Thalmudstudium, das euch schon früh an ungebundene Geistesgymnastik gewöhnt. Wir aber, ich darf nur mich zum Beispiel nehmen, wir werden ganz anders traktirt; soll ein in uns liegender Gedanke zur Welt gebracht werden, da kommen die katechetischen Hebammen, legen die Zangen an und nach den eingelernten Künsten und Handgriffen wird der Embryo zu Tage gefördert, darauf legt man ihn in Baumwolle und bindet ihn in ein Kissen, damit er ja nicht erfriere, und wenn er größer wird, lernt er am Laufbande gehen."

„Ich kenne eure Unterrichtsweise zu wenig," entgegnete Spinoza, „und kann auch nicht recht begreifen, wie eine Religion mit dogmatisch-historischer Basis auf sokratische Weise entwickelt werden kann; in dem, was du aber von den Juden sagst, magst du wol Recht haben. Es ist ihnen schon oft gelungen, gleich David mit einem aus freier Hand geworfenen Schleuderstein einen gepanzerten und im regelrechten Fechten geübten Kämpen niederzustrecken; aber dieser Mangel an Disciplin ertödtete auch meist alle wahre streng geordnete Wissenschaftlichkeit unter den Juden. Mein Bestreben ist, mich von jenem vagabundarischen Geistesleben zurückzuziehen und den Bau einer Wissenschaft von Punkt zu Punkt zu verfolgen. Cartesius ist hiebei mein verlässiger Geleitsmann."

Wie wundersam ist es, daß an einem Baume die tausend Blüthen allzumal aufbrechen, sie sind nur Ein Blüthenkelch und die zahllosen Bäume nur Ein Blüthenbaum, dem Menschenauge aber als tausende sich darstellend. So auch erschließen sich im Menschengeiste die Blüthen allzumal, es ist ein einziger Trieb, der die Erkenntniß, die Thatkraft, die Güte und die Liebe erschließt, und wir vermögen sie nur vereinzelt wahrzunehmen.

Das Reich der Erkenntniß und das Glück der Freundschaft erschloß sich Spinoza zugleich, ja sie waren eins, denn Erkenntniß ist das freudige Erfassen der Gesetze außer uns, das Bestreben und Bewußtsein der Uebereinstimmung mit ihnen, und Freundschaft ist die lebendige Bethätigung desselben in fester Erscheinung und mit gleichem Drange uns zustrebend.

Noch ein mächtiges Drittes regte sich in Spinoza, das er nicht zu nennen wagte.

13. Der neue Alliirte.

Olympia saß am Fenster und schaute in den Fensterspiegel, den sogenannten Spion, der ein ständiges Zeichen holländischer Gemächlichkeit und Schaulust ist. Ein junger Mann stand neben der Jungfrau. Er war von mittlerer Größe, sein längliches Gesicht, das, besonders im Profil betrachtet, schön genannt werden konnte, hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Olympia's, nur war in seinem Auge nichts von jener unruhigen Flamme zu entdecken, die aus den Augen Olympia's leuchtete. Die linke Hand war auf den vergoldeten Griff seines Galantriedegens gestützt und mit der Rechten streichelte er seinen blonden Stutzbart; bisweilen drückte er auch seine Augenwimpern zusammen und musterte seinen Anzug nach allen Seiten, es war nichts daran zu tadeln: die weiße Halskrause war in der erforderlichen Lage, der schwarze Mantel von dem feinsten venetianischen Sammet warf majestätische Falten und die aus Mattgold gewirkte Troddel spielte bei jeder Bewegung anmuthig auf der Brust, die bauschigen atlassenen Beinkleider waren an den Knieen kunstreich geknüpft, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen, alles war untadelhaft.

„Sehen Sie," sagte Olympia und der Schöngekleidete blickte

freundlich auf, „sehen Sie den jungen Mann dort, der so nachdenklich die Straße heraufkommt?"

Schnell hatte der Angeredete ein rothsaffianenes Futteral aus der Tasche, aus dem er ein mit Brillanten eingelegtes Perspektiv nahm.

„Meinen Sie den dort?" sagte er dann, „er ist von mittlerer Statur und hat einen bräunlichen Teint; ist das nicht ein Jude?"

„Allerdings," erwiederte Olympia, „er stammt aus einem vornehmen spanischen Geschlechte. Mein Vater hält große Stücke auf ihn, und ich — ich liebe ihn als einen meiner besten Freunde. Gerade weil er als Jude geboren ist, dem sich die ganze Welt widersacherisch gegenüber stellt, hat er sich zu einer Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit des Denkens, zu einer milden Gerechtigkeitsliebe erhoben, die man bewundern muß, und oft zu eigener innerer Beschämung."

„Was sagen Sie aber zu meiner physiognomischen Routine?" fuhr der Fremde fort, indem er seinen Knebelbart um den Zeigefinger wickelte und den wohlgefälligen Blick über die Fensterscheibe streifen ließ, die ihm sein Bild zurückstrahlte. „Ich finde die Juden auch recht interessant, sie sind so eine Art historischer Reliquie; und den Sinn für das Historische verdanke ich ja Ihnen. Ich betrachte die Juden als Splitter eines asiatischen Stammes, die uns durch ihre seltsamen Formen bisweilen unterhalten können."

„Hatten Sie in Hamburg viel Umgang mit Juden? fragte Olympia."

„Sie scherzen," war die Antwort, „aber ich kenne die Juden doch gründlich. En detail mag es manchen ehrlichen Mann

unter ihnen geben. Ich hatte in meiner Vaterstadt einen alten Schmul, dem ich meine nicht mehr moderne Garderobe verkaufte; ich hatte manchen Spaß mit ihm, er ließ sich Alles gefallen, wenn er nur einen guten Massematten machte, aber so geldgierig er auch war, so habe ich doch verschiedene Beweise seiner Ehrlichkeit; en gros betrachtet sind aber alle Juden Beutelschneider und eine schmutzige, widerliche Rasse, die leider, mein seliger Vater hat es oft gesagt, auch den Handel unserer Stadt an sich reißen wird. Denken Sie nur, ich hatte zu Hause einen Freund, der die noble Passion hatte, in ein Judenmädchen verliebt zu sein, und das so sehr, daß er an eine wirkliche Verbindung mit seiner schönen Rahel dachte. Es ist mir noch jetzt unbegreiflich, wie ein Mann von guter Familie nur den Gedanken ertragen kann, den Mausche und den Itzig zum Schwager zu haben, die alle nach Knoblauch riechen. Das Mädchen scheint allerdings über die Bildungsstufe der gänseschmalztriefenden Locken hinaus gewesen zu sein. Eines Morgens war mein Freund draußen in Cuxhaven, man zog einen Leichnam aus dem Wasser, er erkannte ihn, es war Rahel; man mußte ihn gewaltsam zurückhalten, daß er nicht augenblicklich sich selbst ein Leid anthat. Ich hatte inniges Mitleid mit dem Schmerze meines Freundes, er schwur hoch und heilig, nie einer andern anzugehören, aber man kennt ja diese Schwüre: er war schneller geheilt als man vermuthete; nach einem Jahre war er glücklicher Gatte der Tochter eines Senators, und wenn man ihn an seine frühere Schwärmerei erinnert, lächelt er nur still. — Gewiß, Jufrow Olympia scherzt oder gefällt sich in der Paradoxie, wenn sie einen Juden mit dem beneidenswerthen Titel ihres besten Freundes beehrt."

Olympia hatte sich während dieser Rede an ihre Orgel ge-

stellt und leise darauf präludirt, sie blickte ruhig nach dem Fremden um, der jedes seiner Worte nachdrucksvoll betonte und dabei mit dem Zeigefinger und Daumen, die er in einen Ring geschlossen hatte, gemessen tactirte.

„Sie haben ja große Lebenserfahrung gesammelt,“ sagte sie endlich, „aber Sie vergessen, daß Sie in Holland sind, wo man die Religionen nicht in herrschende und beherrschte eintheilt. Ich glaube, Amsterdam darf sich's zum Ruhm anrechnen, die einzige Stadt in der Welt zu sein, welche die Religionsfreiheit so weit ausdehnt, daß sie auch den Uebertritt vom Christenthum zum Judenthum gestattet. Sie müssen den Herrn von Spinoza kennen lernen, glauben Sie mir, es ist ein merkwürdiger Mensch. Sie haben doch sonst kein böses Herz, begegnen Sie ihm freundlich, mir zu liebe; doch still! er kommt.“

Spinoza trat ein.

„Da ist nun endlich Herr Kerkering,“ sagte Olympia, „von dem ich Ihnen schon erzählt habe, daß er vor Jahren mein Schüler war und durch den Tod seines Vaters bis jetzt abgehalten wurde, zu uns zurück zu kehren.“

„Sie werden gewiß meinen Entschluß vollkommen billigen, Herr de Spinoza,“ fiel Kerkering ein, „daß ich mich wieder zu Jufrow Olympia gewendet habe, um von ihren Honiglippen die Weisheit des Alterthums zu hören.“

„Eine mißrathene Artigkeit,“ entgegnete Olympia, „Sie sagen ich hätte gelbe Lippen und rücken mir mein Alter vor.“ Kerkering stutzte, Spinoza half ihm aus der Verlegenheit, indem er ihm sagte:

„Sie haben wahrscheinlich vergessen, Herr Kerkering, daß Jufrow Olympia gleich dem höchsten Wesen verlangt, man solle

kein Bildniß von ihr machen von Allem was im Himmel und auf der Erde ist."

„O Sie Ketzer!" sagte Olympia und ihr feuriges Auge schien es in der That auf ein Autodafé abgesehen zu haben. „Sie werden wohl gestatten," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß Herr Kerkering an unsern lateinischen Unterhaltungen, Unterricht darf ich es nicht mehr nennen, Theil nimmt?"

Spinoza bejahte, und während er sprach, trat Oldenburg ein. Er musterte Kerkering, den ihm Olympia vorstellte, mit einem flüchtigen Blicke.

„Ich hätte mir's denken sollen," sagte er zu Spinoza gewendet, „daß ich dich hier treffe, und hätte mir den Weg nach deinem Hause ersparen können."

„Du?" fragte Olympia, „o das herzige Du! Wie glücklich sind doch die Männer, daß sie die, denen sie zugethan sind, ohne Umstände mit dem traulichen Worte benennen dürfen. Die Römer wußten gar nicht, welchen Vorzug sie besaßen, daß sie einander nur mit Du anreden konnten. Ich bin stolz darauf, daß Sie beide sich so bald und so innig befreundet haben, denn ich war ja die Mittlerin."

„Zwei Größen, die einer dritten gleichen, gleichen sich untereinander," scherzte Spinoza.

„Einer vierten nicht auch?" fragte Olympia. „Wir sind hier als die Repräsentanten von den vier großen Mächten, wir wollen eine Quadrupel-Allianz schließen. Sie Herr von Spinoza müssen den Moses vertreten, Sie Herr Oldenburg Ihren Calvin, Herr Kerkering muß für seinen Luther einstehen und ich — ich will den Papst repräsentiren; er kann's nicht zurückweisen, denn ich heiße ja Olympia M a r i a Honoria. Herr Kerkering, geben Sie den

beiden Herren die Hand, wir unter uns haben uns schon längst geeint; wir Vier wollen den Kreis bilden, der alle Religionsunterschiede in sich aufnimmt und versöhnt."

„Ich fürchte, das ist das umgekehrte Problem von der Quadratur des Kreises," sagte Oldenburg und setzte hinzu: „Sie gehen ja noch weiter als Hugo Grotius, der auch von einem ewigen Frieden der Religionen träumte, und nur die Juden bei seiner projektirten Union vergessen hatte."

Olympia faßte die Hand Kerkerings und legte sie in die Hände der beiden Freunde. —

„Ewige Extravaganzen und Gewaltsamkeiten!" sagte Oldenburg zu Spinoza als er mit ihm wegging. „Frauen können es nicht lassen, Bündnisse zu knüpfen; sind sie verheirathet, wollen sie anderen schnell auch ein gleiches Glück bereiten, haben sie einen Freund, muß der andere auch mit ihm befreundet sein, und ginge es noch so gewaltsam. Was soll uns dieser Kerkering, den sie doch nur wie einen Automaten behandelt?"

„Du solltest nicht so unwillig über solche Verknüpfungen sein," entgegnete Spinoza, „denn hier hätte ja dein Herr und Meister Cartesius wieder ein Beispiel, daß ohne unaufhörliche äußere Vermittlung eines höheren Dritten keine wirkliche Existenz gedacht werden könne und Alles in sich zerfallen müßte."

---

14. Die Hantierung.

Während Spinoza über die wirkliche Existenz der Dinge, über den in ihnen selbst ruhenden Grund ihres Daseins, über ihre nothwendigen und zufälligen Bestimmungen sich in tiefes Nachdenken versenkte und die hierauf bezüglichen mathematischen Beweisführungen des Cartesius genau revidirte, hatte auch sein Vater über den zureichenden Grund der wirklichen Existenz nachgedacht und seine Demonstrationen waren nicht minder auf Ziffern und Zahlen gebaut als die des Philosophen. „Beharrst du noch immer dabei," sagte er eines Tages zu seinem Sohne, „nicht Rabbine werden zu wollen? Hast du bedacht, was du mir und dir dadurch thust? Ich sehe leider noch meine höchste Freude vor mir in's Grab dahin sinken." —

„In den Sprüchen der Väter heißt es," entgegnete Baruch mit gepreßter Stimme, „Rabbi Zadok sagt: mache aus deiner Kenntniß vom heiligen Gesetz keine Krone, um damit groß zu thun, und mache auch keinen Spaten daraus, um damit zu ackern. Es steht schlimm um jede Religion, so lange ihre Verkündiger einen klingenden Lohn erhalten."

„Gut, ich bin mit Rabbi Zadok einverstanden, wie aber, wenn man keinen andern Spaten hat? Sieh, ich rede stets offen mit dir: unsere Miriam ist jetzt Braut mit Samuel Carceres, er

will mit dem Manne der Rebecca die Diamantmühle vergrößern, er will neue Geheimnisse besitzen; meine Töchter wären nun mit Gottes Hülfe versorgt, nur du allein bist noch da. Soll ich dir's verhehlen? Mein Rechtsstreit steht schlimm, und was ich dir nach meinem Tode hinterlassen kann, ist so blutwenig, daß du davon nicht leben kannst; Gott soll aber mich und meine Kinder und Kindeskinder davor bewahren, daß sie nicht ohne Trauer im täglichen Gebete sagen könnten: Herr, laß uns nicht bedürftig werden der Gaben derer, die aus Fleisch und Blut geschaffen sind. Drum sage, was ist zu thun?"

„Soll ich ein Handelsmann werden?"

„Nein, das würde ich selber nicht zugeben, du hast von Kindheit auf keinen Handelsgeist gehabt. Zwar giebt es jetzt wieder neue Wege für den Handel, und wir brauchen nicht mehr alle so zusammengedrängt zu sein wie hier in Holland, wo einer dem andern den Vortheil vor der Nase wegschnappt. Nach Batavia zu gehen, das ist nichts, denn die dort sind, denen geht es herzlich schlecht und viele wollen wieder zurückkehren; aber es ist Nachricht eingegangen, daß Rabbi Menasse ben Israel, der mit dem Lordprotektor unterhandelt, es wahrscheinlich dahin bringen wird, daß die Juden wieder nach England ziehen dürfen."

„Ich habe davon gehört," erwiederte Baruch, „Rabbi Menasse soll dadurch am meisten Stimmen für sich gewonnen haben, daß er sagte, die wahre Erscheinung des Messias könne nicht vor sich gehen, wenn nicht vorher die Verheißung in Erfüllung gegangen wäre, daß Israel in alle Lande zerstreut sein würde. Das war eine unredliche Spitzfindigkeit."

„Laß das gut sein," sagte der Vater, „ein großer Theil

des Volkes thut's nicht anders als er muß betrogen sein, und da thut man ihm den Gefallen; aber das sind Dinge, die uns jetzt nichts angehen; bedenke du jetzt, womit du künftig deine Existenz sichern willst."

„Rabbi Gamaliel lehrt: schön ist das Studium des Gesetzes verbunden mit einem bürgerlichen Gewerbe, beiden obzuliegen macht des Lasters vergessen; das Studium ohne Arbeit ist am Ende ein müssiges und verleitet zu Sünden." Baruch führte noch mehrere Beispiele an, daß die größten Väter der Synagoge Handwerker waren, und er schloß mit den Worten: „Ich möchte ein Handwerk lernen."

„Du brauchst nicht so viele Stellen aus dem Thalmud anzuwenden, ich habe gar nichts dagegen, wenn du ein ehrbares Handwerk lernen willst."

Spinoza war froh, daß sein Vater nicht durch die angeführten Beispiele allein bewogen wurde, in sein Vorhaben einzuwilligen, denn er hatte sich gewissermaßen des vielbekannten „frommen Betrugs" hiebei bedient. Er war fest entschlossen, nie und nimmer in den gewöhnlichen Schlendrian einzutreten, und Wissen und Gewissen für das tägliche Brod zu verkaufen; konnte er mit dem Werke seiner Hände sich seinen Lebensunterhalt verschaffen, so blieb ihm seine Ueberzeugung frei und er durfte sie in keiner Weise den Erfordernissen und Bedürfnissen der Alltäglichkeit anbequemen. — Oder findet sich auch bei den Geistern ersten Ranges jene Leere, jene unbefriedigte Sehnsucht, die uns so oft überkommt, wenn wir immer und immer nur die Feder zu führen, das todte Wort zu beleben, neue Gedanken und Gefühle auszugraben und zu meißeln angewiesen sind? Erfaßt auch sie jener unbezwingbare Drang nach einer materiellen Beschäftigung, welche gewisser=

maßen auch das durch einseitige Nerventhätigkeit gestörte Gleichmaaß wieder herstellen soll?

Es war für unsern jungen Freund ein fruchtreiches Nachdenken, als er überlegen mußte, welchem Gewerbe er sich widmen sollte. Jetzt erinnerte er sich, wie oft er bei den Diamantmühlen stehen geblieben war und die Pferde in der untern Roßmühle beobachtet hatte, die vermittelst des Rades die Werkzeuge in den oberen Stockwerken in Bewegung setzen. Das Schleifen und Schneiden der Diamanten war ein Geheimniß seiner Glaubensgenossen, und sowohl dieses zog den Knaben mächtig an als auch die vertrauliche Kunde, daß der Diamant nur durch Diamantensplitter geschliffen und geschnitten werden könne. Wie oft, erinnerte er sich auch, war er beim Gange in die Thalmudschule und zu Magister Nigritius selbstvergessen an den offenen Werkstätten und den Fenstern stehen geblieben, innerhalb deren die Menschen in ihrem Gewerbe sich mühten. Wie war der betrachtende Blick des Knaben von diesen Hantierungen gebannt und wie tief hatte sich in sein Herz ein Verlangen nach gleicher Thätigkeit eingesenkt! Jetzt zum erstenmale stieg die Erkenntniß vor ihm auf, wie das, was man freien Willensentschluß nennt, in seinem Grunde nur das Ergebniß eines empfangenen Eindruckes ist, der sich selbst seine oft kaum bemerkbare Folgenreihe entwickelt. Er verweilte bei diesem in die Tiefe führenden Gedanken nur flüchtig, denn vor seiner Phantasie eröffneten sich die zahllosen Werkstätten, darin die Menschenkraft die Erzeugnisse der Natur baut und bildet und aufs Neue umschafft. Nur wer die Gebilde des Lebens neu formt und bindet, nur der hat das wirkliche Leben empfangen. Welch ein tausendfältiger Segen liegt in der Arbeit selbst wie in ihren Hervorbringungen! Und eine Hand

faßt die andere und ein Denken strömt in das andere in dem geschaffenen Gebilde. Die ganze Menschenthätigkeit ist eine unermeßliche brüderschaftliche Werkstätte. Aber auch hier hat einer den andern gewaltsam von sich geschieden, und wie die Kirchen im Reiche des Denkens und Empfindens, so hatten die Zünfte in der Arbeit der Hände ihre erwählten Genossen. Es bestand zwar kein gesetzliches Hinderniß, das den Juden von irgend einem Gewerbe ausschloß, aber Gewohnheit und bequemes Herkommen machte die Meister der Zünfte widerwillig und ausschließend.

Wieder war es Cartesius, von welchem die Entschließungen Spinozas einen Anstoß erhielten, der zu eigenen Zielen führte. Spinoza studirte die Dioptrica von Cartesius und lernte hier zum erstenmale das Gesetz der Refraction, sowie die erste richtige Erklärung des Regenbogens kennen. Der von Huygens damals mit allgemeiner Parteinahme begründete Vorwurf, daß Cartesius jenes Gesetz aus dem in Holland verbreiteten Manuskripte von Snellius entnommen habe und die Erklärung des Regenbogens von Antonio de Dominis und Kepler gekannt haben müsse, ohne weder diesen noch jenen zu nennen; alles das schien für den jungen Forscher jetzt von minderer Bedeutung, und doch bewegte es ihn seltsam, daß es auch im Reiche des Geistes eine Veruntreuung geben solle. Der sonst dunkle Ausspruch des Thalmuds: „Wer ein Wort, einen Gedanken, im Namen seines Urhebers vorbringt, der bringt die Erlösung über die Welt," ging ihm jetzt als Gesetz der Wahrhaftigkeit auf.

Das Verfahren von Cartesius war, wenn auch nicht zu entschuldigen, doch daraus zu erklären, daß er als Hofmann und in leichter Anbequemung gewohnt war, sich in Fremdes und Aeußerliches zu finden und es leicht als Eigenes und Inneres anzusehen.

Es war eine reine Andacht, als in Spinoza der Entschluß eine feste Gestalt gewann, sein Leben nur durch eigene Thätigkeit und durch nichts Ererbtes zu fristen und gleicherweise im Denken die Wahrheit in sich zu finden.

Eines Tages erklärte Spinoza seinem Vater, daß er die Kunst optische Gläser zu schleifen, erlernen wollte.

„Aber das ist ja ein Handwerk, das nur kümmerlich einen Menschen ernährt," entgegnete der Vater, „wie willst du einst mit einer ganzen Familie davon leben? Oder soll gar mit dir der ruhmvolle Name unserer Ahnen erlöschen?"

Spinoza antwortete nicht unmittelbar auf diese Mahnung; er hoffte und ahnte vielleicht auf andere Weise diesem Namen ewige Dauer zu verschaffen. Er berührte indeß bald eine in dem Vater schmerzlich wiederklingende Saite, indem er seinen Trieb nach Unabhängigkeit darlegte und wie ein Rabbi durch den empfangenen Sold wie durch unweigerliche Ehrengeschenke doch nur ein Diener der Einzelnen sei. Eine mit Wehmuth gemischte Heiterkeit sprach bei dieser Darlegung aus dem Antlitze des Vaters, der oft beifällig nickte. Der alte Spanier sah in seinem Sohne den gleichen stolzen Sinn, der in ihm selber noch nicht erstorben war. Kann man die Welt nicht durch Ansehen und Macht zwingen, ist es wohlgethan, sich von ihr abzuwenden und in der Abgeschiedenheit ihrer nicht zu achten. So regte sich's in den Gedanken des Vaters und immer wieder erwies sich der aufgelockerte Boden und die eigenthümliche Mischung seiner Bestandtheile, daraus die Lebenskraft Spinoza's zu freier Blüthe erwuchs.

„Nun meinetwegen, es sei," ließ sich endlich der Vater vernehmen, „wenn ich mir alle Gewerbe betrachte, finde ich nirgends etwas besseres, wenn man kein großes Kapital einzusetzen hat."

Vater und Sohn gingen nun zu dem als tüchtig bekannten Meister Christian Huygens, der ein Oheim des gleichnamigen Mathematikers war, aber wie es schien, weder mit dem dichterischen Genie seines Bruders noch mit dem seines Neffen eine Verwandtschaft hatte.

Spinoza erklärte dem Meister im Verlaufe der Rede, daß er die Gesetze der Optik schon kenne, und auch ziemlich mathematische Kenntnisse habe; er fragte nun, ob er vielleicht in einem halben Jahre das Handwerk erlernen könne. Der Meister, der alle Anträge bis jetzt ruhig angehört hatte, sprang bei diesen Worten so entrüstet auf, daß ihm seine Brille bis auf die Nasenspitze herabfiel.

„Daß dich der — —, da möcht' man katholisch werden, was die Jugend jetzt für Knirps im Kopf hat," rief er, „ich bin sieben und vierzig Jahre bei dem Geschäft, ich darf sagen, daß ich's versteh, und daß ich's auch Jemand lehren kann, und doch hab' ich drüben in der Werkstatt Gesellen, die schon fünf und sieben Jahr dabei sind, ich will das Mikroskop da auseinander legen, ich will's, wie es da ist, auffressen, wenn mir's einer wieder zusammenlegen kann wie sich's gehört. Da meinen sie nur, aus den Büchern könnt' man Alles lernen, ich geb' keinen Pfifferling für all' die Geschichten; das Papier ist geduldig, das läßt drauf drucken, was man will. Ich hab' auch einmal ein Mikroskop gemacht nach der Vorschrift, wie es in einem Buch gestanden ist, aber es war gerad' für nichts. Wer nicht selber bei dem Geschäft ist, der kann sein Lebtag nicht wissen, wie man nur die rechte Blende in's Glas hineinbringt. Bleibt mir vom Leib mit euren gelehrten Geschichten."

Auch die Frau Meisterin trat hinzu, sie hatte den Nasen-

klemmer in die Hand genommen und agirte nun heftig mit dem Instrumente.

„Ja", rief sie, „wenn man das nur so mir nichts dir nichts lernen könnte, möchte jeder Weißnichtwas herkommen, und will nur auch schnell Optikus werden."

Nur mit Mühe wurden die guten Leute wieder beruhigt.

„Ich bin ein Mensch wie ein Lamm," sagte dann der Meister, „wer mit mir nicht auskommt, kann mit Niemand in der Welt auskommen."

„Ja, er ist nur zu gut gegen alle Welt," fiel die Frau Meisterin ein, „und was er dann bei anderen verschüttet hat, will er mit mir wieder einbringen."

„Laß gut sein," sagte der Meister, „du läßst dir nichts geschehen; aber ich will ehrlich und offen mit Euch reden, Ihr sollt nicht hinten drein sagen können, das hätt' ich Euch vorher sagen sollen. Erstens, ist es ein ungesundes Geschäft; seht mich an, wie ich da bin hab' ich schon mehr als drei Centner Glas geschluckt; ich weiß wohl, ich treib's nicht mehr lang, nun in Gottes Namen."

„Versündige dich nicht, Christian," fiel die Frau Meisterin ein, „wenn's mit den Sechzigen so stark bergab geht, und man in drei Jahren dem Doktor und dem Apotheker keinen Deut gegeben hat, mein' ich, dürft' man Gott danken. Ihr müßt nicht Alles so genau nehmen, was er sagt."

„Jetzt laß Mich reden, ich weiß, was ich red'," entgegnete der Meister, und suchte sich ein Ansehen zu geben; er bog nun nächst dem kleinen Finger auch den Ringfinger an der linken Hand und sprach: „zweitens, ist es ein schlechtes Geschäft, es kommt nichts dabei heraus."

„Ja, da hat er Recht,“ commentirte die Meisterin, „als wir unser Gewerbe eröffneten, da waren wir und der verstorbene Greenwond, der bei dem abgebrannten Rathhause gewohnt hat, die zwei einzigen, und jetzt sind dreiundzwanzig in der Stadt; man verdient kaum mehr das Wasser zu der Suppe, und Ehr' und Schande halber kann man doch das Geschäft nicht aufgeben. Wir sind zwei alte Leute, wir brauchen wenig, und mit Sparen und Hausen schlagen wir uns so durch, daß, wenn das Jahr herum ist, man mit knapper Noth sein bischen Sach noch bei einander hat; ich weiß nicht, wie's die Leute machen, die einen Haufen Kinder bei einander haben und von dem kleinen Verdienst leben.“

Der Vater wollte, durch solche Vorstellungen bewogen, seine Einwilligung zurücknehmen, aber Spinoza blieb standhaft, und so kam man mit dem Meister überein, daß Spinoza gegen eine mäßige Entschädigung so lange lernen dürfe, als es ihm behage.

Es war nun abermals eine neue Atmosphäre, und zwar eine mit Pechgeruch und Glasstaub erfüllte, in welche Spinoza eintrat. Einen großen Theil des Tages brachte er fortan in der Werkstätte zu. Er lernte den scharfen Diamant handhaben, der in den einen Schenkel des Zirkels eingesetzt war, um aus den Scheiben Stücke von beliebiger Größe herauszuschneiden, aber noch nahmen diese Stücke beim Bruche willkürlich krystallisirte Formationen an. Spinoza trat nun in den ersten Grad der edeln Schleifkunst ein. Das ausgeschnittene Stück wurde mit Pech auf eine Schraubenmutter aufgesetzt, diese an einen Hebel befestigt und nun mit dem rechten Fuße das Rad gedreht, um welches ein Riemen gespannt war, der in eine Spindel eingriff, worauf ein ganz flacher bleierner Teller aufgesetzt war; der Teller

drehte sich und mit der linken Hand wurde der Glasscherben darauf gedrückt, der so lange Kreise auf demselben beschrieb, bis das Glas die beabsichtigte Form erhalten hatte. Stets mußte nasser Flugsand aufgeschüttet werden, um die Entzündung der sich reibenden harten Stoffe zu verhüten, und die Rauhheit des Blei's zu vermehren. Das erste Stadium war hiemit beendigt. Spinoza mochte sich wol das Handwerk weniger mühsam und vor Allem reinlicher gedacht haben; aber gerade diese Beigaben der Arbeit wurden seiner Denkerweise wieder zu einer nothwendigen Durchdringung des Wesens. Die Menschen sind leicht geneigt, rauh und abstoßend erscheinende Thätigkeiten als niedrige herabzusetzen; Spinoza gewöhnte sich immer stetiger daran, die Vorkommnisse des Lebens nicht nach gewohnten Eindrücken zu erfassen, sondern in ihrem Wesen zu ergründen. Auch diese Arbeit ist nur ihrer einseitigen Erscheinung nach unreinlich, nur der Arbeitende wird während seines Thuns von Sand und Staub bedeckt, die Arbeit an sich aber hat die höchste Sauberkeit und Reinheit zum Zweck. — Im zweiten Stadium entschied sich's nun, ob das flache Glas eine hohle oder erhabene Form erhalten sollte, und je nachdem wurde eine hohle oder erhabene messingene Platte auf die Walze gesetzt; mit Pech wurde wechselsweise auf der einen Seite des Glases eine Schraube aufgeklebt, und diese in der Mutter vermittelst eines Stiftes auf der messingenen Platte herumgedreht, dieselbe Bewegung wie im ersten Stadium begann. Zwischen drein mußte immer der durchgeschliffene Schleifsand, nun zum Glättsand verdünnt, mittelst eines Pinsels auf die Platte übertragen und dazwischen aus dem daneben stehenden zinnernen Becher ein Schluck Wasser in den Mund genommen und auf die Platte gespritzt werden.

Nachdem beide Seiten so zubereitet waren, ging es an das dritte Stadium. Der Messingteller wurde heiß gemacht, ein zunder Drillfleck der auf der Kehrseite mit Kitt bestrichen war, wurde auf der Vorderseite mit sogenanntem Caput mortuum (Eisenoxyd) bestrichen, wiederum immerwährend Wasser aufgetröpfelt und so das Glas polirt. Hätte das Glas die drei Stadien, Schleifen, Glätten und Poliren durchlaufen und konnte man mit der Lupe weder Riß noch Fuge entdecken, so war es vollendet.

Spinoza hatte die handwerksmäßigen Schwierigkeiten bald überwunden, und das erste Glas, das er von der ersten Verarbeitung an ohne fremde Beihülfe zur vollen Zufriedenheit des Meisters vollendet hatte, machte auch sein Auge hell erleuchten. Dieses Anschauen der vollendeten Arbeit war wie wechselseitiger Dank: Dank aus dem todten Stoffe, der zu seiner Bestimmung verklärt war, und Dank aus der Seele des Arbeitenden, daß der rohe Stoff das Gepräge seines Willens trug.

Die mathematische Berechnung und Zusammensetzung der Gläser begriff er schneller, als der Meister vermuthet hatte. Die Bücher mußten doch nicht lauter Unnützes enthalten haben. —

Während Spinoza hier ein Glas schliff, um den Kurz- und Schwachsichtigen das Ferne nah und das Nahe näher zu bringen, arbeitete er im Geiste die feinsten Ocularien aus, um die Geistespupillen der Mit- und Nachwelt zu unterstützen und zu schärfen. — Er freute sich, daß das immerwährende Geraspel nur kurze Besprechungen unter seinen Nebengesellen zuließ. Er konnte um so ungestörter seinen Gedanken folgen.

In der Werkstätte war ein lustiger Geselle, mit einer zarten und edlen Gesichtsbildung und kunstlos herabfallenden braunen Locken; mit Singen und Jubeln stelzte er jedesmal zur Thüre

herein, denn er ging an Krücken, da er krumme und rückwärts gewachsene Füße hatte. So lange er seine Krücken neben sich hinstellte, und die Hemdermel aufstreifend seine Werkbank in Ordnung brachte, die er in eigner Weise nur mit dem Knie drehte, gab er fast regelmäßig eine Volksrede zum Besten. Einst sagte er: „Bin ich nicht viel besser daran als der König Nebukadnezar? der hat, glaub' ich, irdene Füße gehabt, und hätte nicht über unser schlechtes Pflaster holpern können. Ich hab' doch noch einem Baum seine Arme ausgerissen, und hab' mir Füße daraus gemacht; der nächste beste Adler, der mir zwischen die Beine kömmt, dem rupf' ich seine Flügel aus, und näh' mir sie an; ich kann's von unserm Herrgott schon verlangen, daß er mir Flügel giebt, warum hat er mir Füße gegeben, die ich nicht brauchen kann? Brüder! dann ist's aus, dann könnt ihr fünf Tage in der Woche blauen Montag halten; man braucht keine Fernröhre mehr. Will so ein gelehrter Herr wissen, wie einer von den Sternen aussieht, da bin ich, der Peter Blyning, da, für ein gutes Trinkgeld flieg' ich hinauf und spionir' Alles aus, vielleicht bleib' ich aber auch droben und komm' gar nicht mehr herunter; wenn mich so ein schönes Mondmädchen heirathen will, ich bin gleich dabei, da unten muß ich doch ledig sterben."

Ein schallendes Gelächter lohnte statt des Bravo stets seine Rede, und er ergriff jede Gelegenheit, um seine Redekunst zum besten zu geben. „Eigentlich sind wir Alle, wie wir da sind," sagte er ein andermal, „wir sind lauter Krückenfabrikanten; was unser Herrgott verpfuscht hat, müssen wir wieder gut machen; hätt' er der Welt bessere Augen in's Gesicht gesteckt, braucht' man keine Fernröhre und keine Brillen. Gott verzeih' mir's, aber ich bin manchmal martialisch bös auf ihn. Was hab' ich

ihm gethan, daß er mich halb fertig in die Welt geschickt hat? Wenn er mir drüben keine besseren Füße giebt, so kann er sein ewiges Leben für sich behalten, ich nehm's nicht." Alle glotzten ihn mit blöden Gesichtern an, wenn er so sprach, nur Spinoza suchte ihn zu überzeugen, daß körperlicher Schmerz und Mangel kein wirklicher, und daß es der höchste Beruf des Menschen sei, den ihm von Gott zugetheilten Bestimmungen gemäß zu leben, und nicht nach einer Kraft zu verlangen, die uns von der Natur verweigert ist, sonst kämen wir nie zur wahren Befriedigung.

„Ja, Ihr habt gut reden," sagte Peter, und seine Stimme hatte einen wehmüthig zitternden Klang. „Ihr habt gut reden, verlang' ich denn etwas mehr, als was mir als Mensch gehört? Seht, nur ein einzigmal in meinem Leben möcht' ich tanzen, ich schwör' Euch, ich würde mich gleich darauf gern in's Grab legen. Wenn ich Tanzmusik höre, ja in diesem Augenblicke, wo ich nur dran denke, mein' ich, ich müßt' vor Zorn aus der Haut fahren; ich möcht' mir die Augen auskratzen, so schäm' ich mich oft, ich hab' mir schon mehr als einen Rausch getrunken, blos weil ich gefürchtet hab', ich könnte vor aller Welt weinen."

Spinoza suchte besänftigend auf Peter einzuwirken, er gewann ihn dadurch besonders für sich, daß er sich bisweilen Handgriffe von ihm zeigen ließ; aber unser Philosoph wurde bei seinen Einreden oft gewahr, wie unendlich schwer es ist, von der steilen Höhe des allgemeinen Idealismus herunter zu steigen bis zu den alltäglichen Bedürfnissen und Fragen der gewöhnlichen Menschen.

Auch in die Werkstätte war die Kunde gedrungen, daß Spinoza ein großer Gelehrter sei, und die Gesellen waren stolz auf solch einen Lehrling und rühmten sich dessen in den Schenken; in ihrem Benehmen gegen ihn selbst aber ließen sie

ihn unverhohlen merken, daß er doch nur ein Jude sei und hatten einen gewissen Adelsstolz und eine zutrauliche Herablassung gegen ihn. Mit Bekämpfung jeglicher Empfindlichkeit hielt sich Spinoza nur an die letztere Wahrnehmung, sein mildes und doch gehaltenes Wesen entwaffnete jede Rohheit und die Gesellen hatten bald eine gewisse wie verabredete Hochachtung vor Spinoza; auch Meister Huygens und seine Frau liebten den bescheidenen und stillen jungen Mann sehr. Spinoza war heiter und zufrieden.

Nicht so ganz zufrieden war Olympia, als er ihr seine begonnene Lebensweise erzählte:

„Es freut mich zwar, daß wir auch hierin übereinstimmen,“ sagte sie, „den ganzen lieben langen Tag blos eigenen oder fremden Gedanken nachhängen, ist zu viel oder zu wenig Arbeit; ich komme dann meist so weit, daß mir's peinlich wird und ich froh bin, wieder die Stiche zählen zu müssen. Wenn ich sticke, da hab' ich meine besten Gedanken. Sehen Sie die Rosenguirlande dort? Geschichten, toller und umfangreicher als die Gesta Romanorum sind dort unter den Nähten gefangen — ach! wie froh war ich damals, daß ich eine Handarbeit kannte.“

„Ich arbeite aber nicht bloß, um meinen Händen etwas zu thun, sondern auch um meinen Zähnen etwas zu kauen geben zu können.“

„Ich bemerke seit geraumer Zeit,“ erwiederte Olympia, „die Lectüre des Tacitus bewirkt einen ganz besondern Humor bei Ihnen.“

„Daß ich nicht wüßte, es ist mein völliger Ernst, ich will durch mein Handwerk künftig für meine Nahrung sorgen.“

„Wozu hätten Sie denn aber so viele Kenntnisse gesammelt?

Ich will nicht hoffen, daß es bloßer Egoismus war. Mein Vater will sein Institut erweitern und da sollen Sie ein Hauptlehrer werden; wollen Sie nicht mein Collega sein?“

„Ich muß leider Nein sagen. Nennen Sie es immerhin Egoismus, ich habe die nächsten Pflichten gegen mich, und muß erst mit mir im Reinen sein; kann ich dann Etwas lehren, was den Menschen nützlich ist, werde ich's bedenken, aber nie und nimmer werde ich die kleinste Ueberzeugung für ein vergängliches Gut verhandeln.“

„Sie erscheinen doch stets wie der Deus ex machina,“ sagte Olympia zu dem eintretenden Oldenburg, „wissen Sie schon, Ihr Taufpathe bereitet sich vor, erbgesessener Meister eines Handwerks zu werden.“

„Ein Apostel aller Lande, wollen Sie sagen“, entgegnete Oldenburg.

„Wär's noch eine Beschäftigung,“ fuhr Olympia fort, „wie sie die großen Weisen und Staatsmänner des Alterthums hatten, der Feldbau, das ließe ich mir noch zur Noth gefallen; es liegt etwas Großes darin, so die Extreme zu vereinigen und mit dem gebildetsten Geiste die Arbeit des rohen Naturmenschen zu verrichten, selbst die des Fischers und Zimmermanns hat noch etwas Poetisches; aber in einem Winkelzimmer Gläser zu schleifen, da verdumpft und verkrüppelt Leib und Seele. Mir kritzelt's in der Vorstellung, wenn ich nur an Glasschleifen denke. Die Hand eines Philosophen, die das Rad einer Maschine dreht und sich mit dummem Handwerkszeug abmüht, das ist ein widerwärtiger Gedanke.“

„Schelten Sie das Handwerkszeug nicht,“ entgegnete Spinoza mit besonderem Ernste „es ist ein Attribut der Menschennatur. Das Thier hat nur seine natürlich angeborenen Werk-

zeuge zum Bau seines Nestes, zu Erlangung seiner Nahrung, zu Vertheidigung und Angriff; der Mensch hat die außer ihm liegenden Erzeugnisse der Natur zu seinen Gliedmaßen gemacht: fehlt ihm die Flugkraft des Vogels, die Schnellfüßigkeit des Hirsches — Pfeil und Kugel überholen sie; seine Hände können nur schwer den Boden aufgraben, er schmelzt das Eisen und spitzt es zu Hacke und Pflug und jocht die Kraft der Thiere ein, und Baum und Stein zerschneidet und formt er. Die friedlich bildenden und schaffenden Werkzeuge sind das edelste Erbe der Menschheit, sind heilige Ueberlieferungen. Wer ein verbessertes Werkzeug den Nachkommen überläßt, reicht ihnen die helfende Hand, und hier giebt es Tausende unsterblicher Geister, die namenlos fortwirken. Könnte ich in Denken und Thun etwas hervorbringen, das den Menschen außer mir zur Erkenntniß und Verschönerung des Lebens dienen kann, ich wäre glücklich; nie aber darf man vergessen, daß alles Ueberlieferte nur Werkzeug zu eigenem Schaffen ist."

„Das ist alles schön und sinnreich," sagte Olympia, und nach Frauenart einen einzelnen Gedanken herausreißend fuhr sie fort, „das können Sie ja aber Alles denken ohne selbst Handwerker zu sein. Warum wollen Sie sich mit heiligen Aexten, heiligen Hacken und heiligen Feilen belasten?"

„Weil ich, um in Ihrer Weise zu antworten, mit einem heiligen Körper belastet bin, der sein Futter will, und an dem Handwerke, das ich gewählt habe, will ich Ihnen noch dazu alle Künste der Dialektik vordemonstriren: zwei hohlgeschliffene Gläser auf einander gelegt, zeigen einen durch sie betrachteten Gegenstand verkehrt, das Reflexionsglas dazwischen bringt ihn in seiner wahren Gestalt näher."

„Wann bist du geboren?" unterbrach ihn Oldenburg.

„Eine sonderbare Frage, Herr Gevatter,“ erwiederte Spinoza, „wenn du's doch nicht weißt, im November des Jahres 1632.“

„Das paßt vortrefflich“, fuhr Oldenburg fort, „du hast wol nie etwas von dem Görlitzer Apostel gehört, der ewig in apokalyptischer Ekstase faselte? Im November 24 hat er das Zeitliche gesegnet; er war seines Handwerks ein ehrsamer Schuster, und ich werde nun aus der Apokalypse beweisen, daß 7 Jahre nach seinem Tode ein neuer Philosoph geboren werden mußte, der auch ein Handwerker ist.

„Ihr Beispiel hinkt,“ sagte Olympia, „denn Ihr Jakob Böhme war ein Schuster und wurde als solcher ein Philosoph, während unser Maledictus vom Philosophen zum Handwerker wurde.“

„Verzeihen Sie,“ sagte Spinoza, „der Witz hinkt nicht, sondern hat ein Ueberbein, denn es sind 8 Jahre von 24 bis 32.“

„Thut nichts,“ versetzte Oldenburg, „so ein Jahr wird doch amputirt werden können. Aber ernstlich, du beleidigst deine Freunde durch den Zweck, den du mit deiner Lebensart erstreben willst; mir ist die Sache so selbstverständlich, daß ich nicht nur vor unserer Freundin, sondern vor jedem darüber sprechen könnte. Hast du mir nicht selbst zugestanden, daß unter Freunden Alles gemeinsam sein muß? Sind wir so ätherisch, daß wir blos klingende Worte und Gefühle und nicht auch unser klingendes Geld einander mittheilen dürfen?“

„Ich erkenne dein freies Herz und du weißt, wie ich dir dadurch am besten danke,“ entgegnete Spinoza, „aber ich habe dir schon gesagt, daß ich nie ein Geschenk von einem

Freunde annehme, so lange ich von meiner Hände Arbeit leben kann.

Spinoza ließ sich durch nichts abhalten, sein Handwerk emsig zu betreiben.

15. Das Unausgesprochene.

„Wie gefällt Ihnen Kerkering?“ fragte eines Tages Olympia, als dieser nicht zu dem Unterrichte gekommen war.

„Wie Ihnen,“ antwortete Spinoza.

„Sie bauen vielleicht doch zu viel darauf, daß wir uns so oft gegenseitig das Wort vom Munde wegnehmen,“ antwortete Olympia; „was haben Sie an ihm zu tadeln?“ Spinoza ward feuerroth, da er hierauf geradezu Antwort geben sollte; denn theils hatte er im Stillen einen ähnlichen Tadel schon auf Olympia ausgedehnt, theils fürchtete er auch, daß Olympia seine Worte als Eifersucht mißdeuten könnte. Im Nu waren diese widersprechenden Gedanken gekommen und gegangen, und nach einer kleinen Pause fuhr Olympia fort: „Kerkering hat ein von Grund aus gutes Herz; seine Redseligkeit ist ein Nationalfehler der deutschen Hansestädter.“

„Nun sehe ich doch,“ entgegnete Spinoza, „daß die Juden nicht allein das Schicksal haben, daß man vom ersten besten, der einem in den Wurf kommt, auf ihre Gesammtheit urtheilt; aber beachten Sie doch nur die Geschlossenheit und beständige Richtung nach dem Ethischen im Wesen unseres Oldenburg; warum machen Sie diese nicht zum Typus der deutschen Hansestädter?“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Olympia, „aber Sie brin-

gen mich noch so weit, daß ich mir gar kein Urtheil mehr erlauben werde; ich lasse mich stets zu sehr von den nächsten Gegenständen afficiren, und Sie fassen überall das Allgemeine so scharf."

„Nennen Sie es nicht Männerstolz," fiel Spinoza ein, „aber Sie bestätigen mir eine Wahrnehmung, die mir schon bei meinen Schwestern und ihren Freundinnen auffiel: die Frauen scheinen selten Freude an der lautern Gerechtigkeit zu haben, sie urtheilen nicht über eine That, sondern über den Thäter, und über diesen mit Zuneigung oder Abneigung."

„Immerhin. Wir sind nicht für die Philosophie auf der Welt. Darin sind Sie also doch mit mir einig: Sie lieben auch nicht das prahlerische Klimpern mit allzeit fertigen Gedankenmünzen; läßt man diese Rechenpfennige allstündlich cursiren, so werden sie abgegriffen, verlieren alles frische Gepräge und behalten nur noch den einmal bestimmten nominellen Werth. So geht's Kerkering, an wahrem innerem Reichthum fehlt es ihm."

„Es ist Alles gut ausgeglichen," sagte Spinoza, „er hat desto mehr von klingender Materie."

Olympia schien nicht auf diese Wendung eingehen zu wollen, denn sie fuhr jetzt seltsam mit den Augen zwinkernd fort:

„Unser Freund Oldenburg will immer, ich solle mich auch gleich meiner Namensschwester Olympia Morata in Poesien versuchen; aber ich muß bekennen, daß ich die Dichter nicht minder verehre als bemitleide, weil sie das Tiefinnerlichste ihrer ganzen Persönlichkeit vor den Augen der ganzen Welt darlegen können und müssen. Ich meine, wenn ich mein Eigenstens, das was den Kern meines Wesens bildet, hinausgegeben hätte an die Welt, ich hätte mich selbst nicht mehr: die Welt hat mich, ich bleibe nur ein Schatten dessen, was ich hergegeben, und ich

müßte dann urplötzlich vergehen. Da halte ich es lieber mit den Philosophen des Alterthums, die machten nie ihr eigenstes Gemüth zum Gegenstand der Darstellung, sie hatten eine esoterische Lehre, die nur in Symbolen, nie in Worten heraustrat."

„Mit der Idee, von der Sie ausgingen," sagte Spinoza, „bin ich ziemlich einverstanden; wäre ich Theologe, so könnte ich hier eine Allegorie daraus machen, daß der Hohepriester im Tempel zu Jerusalem nur ein Mal des Jahrs mit Gefahr seines Lebens das Allerheiligste betrat, von dort den unaussprechlichen Namen Jehovah's aussprach, daß alles Volk, das draußen stand, auf das Antlitz niederfiel. Durch einen kleinen „frommen Betrug" könnte man der Sache die Idee unterschieben, die Sie in anderer Weise so eben ausgesprochen; aber ich liebe das Ausdeuteln nicht, es ist meist Selbsttäuschung oder noch Schlimmeres."

„Nehmen Sie doch die Sachen nicht so barbarisch genau, das ist ja herrlich ausgedrückt: Nur ein Mal, wenn die Gottheit sich mit der Menschheit eint, darf das Allerheiligste des Herzenstempels geöffnet werden und das Unaussprechliche im Worte sich verkörpern. Ja, es gilt auch als Symbol für manche gewöhnliche Lebensverhältnisse; im alltäglichen Umgange sollen die, die uns nahe stehen, an einzelnen Ritzen, die sich öffnen, ahnen, was drinnen im Herzen verschlossen ruht und nicht ausgesprochen werden mag."

„Ahnung, auch die zuversichtlichste schließt doch Täuschung in sich."

„Nein, hier nicht, hier gewiß nicht. O! es ist ein seliges Bewußtsein, das Wort verschmähen zu können, und dennoch mit untrüglicher Zuversicht zu wissen, daß alle Wurzeln unserer

Seele tief, wo kein Auge hindringt, freundlich verschlungen sind mit einer andern. Was ist höher, als sich bei den tausend Begegnissen des Lebens so still in's Auge sehen zu können, und zu wissen: da drinnen lebt Alles in gleicher Kraft und unzerstörbarer Harmonie wie in dir selber?"

Es war ein Blick voll unaussprechlich innigen Verlangens, mit welchem Olympia auf Spinoza sah; ein dunkles Roth durchschoß ihre Wangen, ihre Lippen zuckten fieberhaft, ihr ganzes Wesen war Hingebung. — Spinoza schaute sie mit ruhiger Miene an. Sollte der Mann, der ein so feines Gefühl besaß, um den leisesten Regungen des Denkens und Empfindens nachzugehen, sollte er nicht einsehen, wie hier eine Seele nach bewußter Einigung mit ihm rang? Fühlte er Nichts für sie, oder kämpfte er mit starkem Willen eine Neigung nieder, die ihm und Olympien nur Kummer und Unglück bringen konnte? —

„Das Unausgesprochene, von dem Sie reden," sagte er nach einer peinlichen Pause, „muß, wie ich täglich mehr einsehe, bei dem, was wir über Gott und Natur denken, am ehesten ein solches bleiben; man wird meist nur halb verstanden oder mißverstanden."

Es ist klar, er hatte Olympia erkannt, und wollte ihre Gedanken nur auf einen andern Gegenstand lenken.

„Ich werde morgen nicht zu Ihnen kommen können," fuhr Spinoza fort, „meine Schwester Miriam verheirathet sich morgen mit dem jungen Carceres; wenn sie nur recht glücklich wird, sie versteht mich noch am meisten, wir plauderten oft halbe Nächte lang mit einander." Diese Ablenkung hatte den beabsichtigten Erfolg nicht.

„Sie sind doch um Vieles glücklicher als ich," entgegnete

Olympia, „ich stehe so ganz allein. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Sie können nicht ermessen, was das für ein Mädchen heißt: seine Mutter nie gekannt zu haben; ich habe schon oft darüber nachgedacht, gewiß, es wäre was ganz Anderes aus mir geworden, wenn ich nicht unter Männern aufgewachsen und nur von meinem Vater erzogen worden wäre. Der gräßliche Krieg hat mir meinen einzigen Bruder geraubt; meine Cousine Cäcilie, die seit meines Vaters Abreise bei uns im Hause ist, war seine Braut — ach! Sie hätten sich mit meinem Cornelius gewiß innig befreundet, vielleicht mehr als mit mir."

„Das gewiß nicht — aber es ist eigen, daß Sie beide so heidnische Namen haben." — Wollte Olympia auf diese Worte nicht eingehen oder überhörte sie dieselben wirklich? genug, sie fuhr in gleichem Tone fort:

„Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wenn doch Eines von uns sterben mußte, wär's nicht besser gewesen, ich wäre gestorben? Cornelius hätte der Welt nützen und sie genießen können, aber ich, wozu soll ich leben?"

„Um selbst an sich die Freude zu empfinden, um zu erleuchten und zu entzücken durch Ihren Geist und Ihre anmuthsvolle Gestalt," antwortete Spinoza, und er schalt sich in seinem Innern, denn er glaubte einen Frevel begangen zu haben mit dieser Rede.

„Sie scherzen," erwiederte Olympia mit Bitterkeit, „einst, ich gestehe es, war ich auch so eitel, das zu glauben, aber ich lernte einsehen, daß mich die Natur mit einem andern Lärvchen hätte ausstatten und zu einer andern Zeit hätte in die Welt schicken müssen."

„Ich bitte," unterbrach sie Spinoza, „sündigen Sie nicht

gegen sich selber; ich weiß gewiß, Sie denken besser von der Welt und von sich selbst. Ich darf Sie nicht loben, Sie sagen ja immer, ich hätte keinen Schönheitssinn."

Cäcilie trat hier zu rechtem Zeitpunkte ein und befreite die Beiden von einer peinlichen Unterredung. Spinoza verabschiedete sich bald darauf. Mit dem befriedigenden Gefühle der Selbstüberwindung ging er nach Hause, denn er glaubte mit männlicher Kraft die ersten Keime der Neigung Olympien's erstickt zu haben; eines gewissen heimlichen Triumphs, sich von einem solchen Mädchen ohne Werbung geliebt zu sehen konnte er sich jedoch nicht erwehren.

Olympia war den ganzen Abend verstimmt, und als sie sich zu Bette legte, benetzte sie ihr Kissen mit vielen Thränen. „So weit ist es mit dir gekommen," sprach sie zu sich, „daß du dich Einem an den Hals wirfst, und er die Arme schlaff sinken läßt!" Sie seufzte tief, Cäcilie fragte sie oft, was ihr denn fehle; sie gab keine Antwort und that, als ob sie nicht mehr wach wäre, in der That konnte sie aber noch lange keine Ruhe finden. „Er ist ein herzloser, eigensüchtiger Mensch mit frostigem Verstande." Nein, das konnte sie doch nicht, so konnte sie ihn nicht denken; seine göttliche Bescheidenheit, seine über Alles gehende Wahrhaftigkeit, und vor Allem die unauslöschlichen Zeugnisse des Wohlwollens und der Menschenliebe in seinen Zügen, das sanfte Lächeln seines lieblichen Mundes, die unergründliche Glut seiner schwarzen Augen! — nein, sie konnte ihn nicht zum Zerrbilde machen. — Singend und trillernd stand sie des andern Morgens auf, und als sie an den Spiegel trat, sprach es aus ihren Mienen: „Nein, so weit ist es noch nicht, und wär' er ein Gott, und dünkte er sich erhaben über alle menschlichen Leidenschaften,

es gilt meine Ehre und meine Selbstschätzung, er soll vor mir knien, und hab' ich ihn dann gewonnen, nun denn, so will ich sehen, was ich beginne.“ Mit vergnüglicher Selbstgefälligkeit machte sie ihre Toilette.

Nicht so heiter legte Miriam von Spinoza ihre Hochzeitgewänder an, denn das religiöse Herkommen hat sich hiebei in gar wunderlichen und scharfen Contrasten gefallen. Unter den schimmernden Hochzeitskleidern muß die Braut das Hemde tragen, mit dem sie einst in den Schoos der Erde gelegt wird — das Sterbehemd; die schönen Locken Miriam's mußten von diesem Tage an unter Schleier und Haube begraben liegen, das große Gebet des Versöhnungstages mit dem langen Sündenregister mußte sie beten, weder Speise noch Trank durfte über ihre Lippen kommen, bis unter dem Trauungsbaldachin ihr der Gatte den Liebestrank im Hochzeitsglase reichte, sie daraus trinken ließ und dann das Glas an der Wand zerschellte.

Das Familienfest, seit ihrer Vertreibung unter alle Völker das einzige was den Juden verblieben war, erschloß die ganze Fülle seiner innerlich gehegten Lust. Aus der Rührung, die in den Vorbereitungen zur Trauung und in dieser selbst alle Herzen bewegt hatte, erhob man sich jetzt wie entlastet zu freier Heiterkeit. Die Gatten drückten einander die Hände und sagten sich damit, daß man im Anschauen des neuen Bundes den längst geschlossenen innerlich erneute; Jünglinge und Jungfrauen sahen sich erglühend an, und die einen wurden stille, die anderen desto übermüthig lauter, um ihre Regung zu verbergen. Ein lärmendes Stimmengewirre herrschte unter den Versammelten und doch klang es Jedem wie Harmonie; man drängte sich hin und her und jedes las die Freude aus dem Antlitze des andern. Man freute

sich endlich bei Tische des trauten Zusammenseins und der festen Angehörigkeit, man sprach es aus und trank dabei einander zu, und in diesem Aussprechen der Freude erwuchs dieselbe nur um so höher. Man lobte Braut und Bräutigam, ihre Schönheit, ihre Herzensgüte, ihr künftiges Glück, und empfand einen Abglanz von allem diesem in sich selber wieder.

Baruch war mitten in all der Gemeinsamkeit und Freudigkeit nur um so einsamer und trauriger. War es, weil er an Olympia denken mußte und sich dadurch fremd fühlte oder weil er durch sein Denken überhaupt von der gegebenen Gemeinschaft abgelöst war?

Die Mahlzeit war vorüber, die Cigarren dampften lustig, die Gesellschaft gruppirte sich nach Gutdünken und jetzt war das Stimmengewirre noch belebter, daraus oft ein helljauchzendes Lachen auftönte.

Baruch war am Tische sitzen geblieben, sein Angesicht war glühend roth, denn auch er hatte nicht minder als die Andern wacker von dem „süßen Feuer" getrunken; stillträumend schaute er in den Grund seines Bechers.

Chisdai, der, um seine vormalige Werbung zu verbergen, hier beim Hochzeitsmahle Miriam's gesessen hatte, rückte jetzt Baruch mit Ephraim Cardoso näher. „Der Wein erfreut des Menschen Herz!" (Ps. 104, 15) recitirte er, mit lustigem Pathos den Becher schwingend.

„Darum wollen die Thalmudisten wahrscheinlich auch," erwiederte Baruch, „daß man keinen lebendigen Wein genieße, sondern ihn vorher schlachte durch das Hinzugießen von Wasser." Baruch sprach diese Worte in seinen Becher hinein, Chisdai mußte sie überhört haben.

„Ja," sagte Ephraim und trank Baruch zu, „unsere Vorfahren haben auch zu leben verstanden. Heißt es nicht im Thalmud: der Geist Gottes ruht auf dem Menschen nur in der Freudigkeit? Ich war einmal dabei, als der verstorbene Professor Barläus zu Rabbi Menasse ben Israel sagte: nur die Griechen allein, nicht einmal die Römer, hätten wahrhaft gewußt, wie man angenehm lebt; die Juden hätten sich nur ewig damit beschäftigt, zu ergründen, was Gott sei, wie er sei und wie man ihm dienen müsse; das hätten sie auch in ihrer Art so ziemlich herausgebracht, die wahre volle Lust des irdischen Lebensgenusses sei aber dabei zu Grunde gegangen. Jetzt sollt' er einmal herkommen und sehen, ob wir nicht auch lustig und guter Dinge sein können in aller Gottesfurcht."

„Du meinst es gut, Ephraim," sagte Baruch und trank ihm freundlich zu.

„Und wenn's auch wahr wäre, was der Christ gesagt hat," rief Chisdai und schlug dabei auf den Tisch, „darf man nicht alle Annehmlichkeiten, ja das Leben selbst hingeben für den Preis, daß wir allein die Offenbarung von dem wahren Wesen Gottes besitzen? Wir allein sind frei von jeglichem Wahn und Trug."

„Ho! ho!" sagte Baruch, „du nimmst den Mund zu voll. Weißt du denn nicht, daß im Tractat Sabbath (und er bemerkte dabei nach Art der Schriftgelehrten die S. 32) von dem Thalmudisten Rabbi Samuel erzählt wird, er sei nie über eine Brücke gegangen, wenn nicht Jemand von einem andern Glauben mitging, weil gegen zwei Religionen zumal der Satan keine Gewalt haben könne?"

Chisdai kraute sich in seinem jungen Barte und fragte dabei:

„Du studirst jetzt die Römer und Griechen, sage mir: findet sich im Judenthum nicht Alles und noch weit mehr, als alle Wissenschaften aller Völker je ergründen konnten?“

„Betrachte die Sache recht,“ antwortete Baruch, „so steht in der Bibel eben so wenig oder eben so viel von der lauteren Wahrheit, als in anderen Büchern; betracht' es unparteiisch, und nicht vom jüdischen Stolze befangen: ist nach allen Stellen der Bibel Gott ein unkörperliches Wesen? Ich weiß wohl, die Bibel soll den Leuten die Sache mundgerecht gemacht haben, aber bedenke nur: Gott wird im Raume gedacht, denn er läßt sich in Wolken und Feuer gehüllt auf den Sinai nieder; in der Vision, wo Moses ihn sah, war sein Fußgestell wie weißer Saphir, und das ist die höchste Wahrheitsidee von Gott? Es finden sich mitunter erhabene und reine Ideen von Gott in der Bibel, aber wie er in den Dingen und über ihnen ist, wie er sie schafft und erhält, das finde ich stets nur als vorweg angenommen, nie aber erwiesen. Ja selbst von dem Wesen der menschlichen Seele finde ich nirgends eine richtige Ansicht, bald ist sie im Blute, bald im Odem steckend gedacht.“

Chisdai ballte die Faust unter dem Tische. „Und die Propheten,“ fragte er, „die haben Alle nichts Rechtes gewußt?“

„Die Propheten,“ antwortete Spinoza, „waren große und rechtschaffene Männer, theilweise mit einem Geiste, der die Unendlichkeit und das All zu umfassen strebte; es waren Männer, denen zwar zunächst das Schicksal Israels, aber auch das der ganzen Welt am Herzen lag, wie Jesaias (16, 9.) „um Jäser weinte“; dabei waren es aber Menschen wie wir, ja sogar in manchen Dingen noch unwissender als wir, denn sie kannten oft die ersten Grundsätze der Naturkunde nicht; wenn der Geist

Gottes stets unmittelbar aus ihnen gesprochen hätte, wie konnten ihnen so einfache Dinge verborgen bleiben?" Er sprach noch weitläufig über diesen Gegenstand, und in Einzelheiten, die er anführte, wurde er immer schärfer und bestimmter. Chisdai blieb ruhig und kalt, nur bisweilen knirschte er die Zähne; als er endlich genug gehört hatte, entfernte er sich mit Ephraim, ohne ein Wort zu reden. Spinoza blieb allein am Tisch, er mochte nicht aufstehen, so unbehaglich und zuwider war ihm Alles. Eben hatte er einen Becher Wein hinuntergestürzt, um seine Gedanken zu verscheuchen, als seine Schwester Miriam zu ihm trat:

„Was hast du gethan?" sagte sie. „Der widerwärtige Chisdai speit ja Feuer und Flamme gegen dich. Ich stand eben draußen bei der Chaje in der Küche, und erinnerte sie daran, wie sie einst von meiner Hochzeit geträumt hatte, da hörte ich, wie Chisdai rief: Verflucht sei die Luft, die dieser Schändliche einathmet, du hast es gehört Ephraim, wie der Baruch Gott und die Propheten geschmäht hat; o! daß keine Hand vom Himmel herabreichte, und ihm seine Lästerzunge aus dem Rachen riß! aber ich will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis er vertilgt ist von der Erde. Ephraim suchte ihn zu beruhigen. Es ist gut, daß du dabei warst, fuhr Chisdai fort: Ein Zeuge ist nicht beglaubigt, du mußt mit mir vor das Sanhedrin, wir wollen ihn anklagen, er muß in den großen Bann, ich setze noch meinen Fuß auf seinen Nacken. Ephraim sagte: er trete nicht gegen dich auf, er habe nichts gehört. So? rief Chisdai, und packte ihn bei'm Arm, du willst nicht? so mußt du schwören, daß du Nichts gehört hast, und thust du's, dann kannst du mit ihm zum Satan gehen. — Ich hab' Alles gehört, sie haben mich nicht

bemerkt. Aber lieber Bruder, du bringst ja das fürchterlichste Unglück über uns, eher möcht' ich heut' an meinem Hochzeitstage sterben, als daß ich so etwas erleben sollte."

Spinoza beruhigte seine Schwester, sich selber konnte er aber nicht beruhigen. „Wie groß dünktest du dich gestern," sprach er zu sich, „als du zu Olympia sagtest: die Ansicht von den höchsten Dingen muß unausgesprochen in der Seele ruhen. Nun hast du dich erprobt." Er war den ganzen Tag in tiefes Leid versunken.

Chisdai's Bemühungen hatten den gehofften Erfolg nicht. Ueberall nahm man Rücksicht auf Binjamin Spinoza und seinen einflußreichen Anhang; auch standen nur Worte, keine Thatsachen gegen Baruch da. Chisdai mußte sein Unternehmen auf gelegenere Zeit verschieben; er konnte diese leicht erwarten, denn Baruchs Vater lag bald nach der Hochzeit Miriams wieder schwer krank darnieder. Niemand wollte dem kranken Manne das Gerede, das über seinen Sohn herrschte, hinterbringen.

---

16. Pantheismus.

Olympia entfaltete immer freier von Tag zu Tage den Reichthum ihres Gedanken- und Gemüthslebens vor Spinoza, und dieser fühlte sich auf's Erfreulichste angeregt von der Spannkraft und Lebendigkeit ihres geistigen Wesens. Sie hatte nicht nur den bei Frauen besonders seltenen Muth, die rückhaltslose Wahrheit in Berichtigung ihres Denkens zu verlangen, sondern auch die Ausführung dieser Forderung unverletzt und frei entgegen zu nehmen. Dabei hatte sie eine Art hausmütterlicher Wirthschaftlichkeit, die alles Eingebrachte, auch das was sie zunächst nicht zu verwenden wußte, mit freundlicher Bereitwilligkeit in Verwahrung nahm. So kam es, daß sie immer zu neuen Darbringungen reizte, und manches, was der Bringer selbst vergessen hatte, holte sie bei gelegener Zeit zur Ueberraschung wohlverwahrt hervor und erregte dadurch ein doppelt freudiges Gefühl in dem Urheber, die Freude an dem unverschleuderten Besitze und an der treuen Hüterin desselben. So kam es, daß das Denken Spinoza's leicht eine Beziehung zu Olympia nahm, daß er gegen sie noch mittheilsamer war, als gegen die Freunde.

War solche Hingebung nicht Liebe?

Spinoza wußte sich frei von Verlangen nach dem Besitze Olympia's, er hatte so manches an ihr zu tadeln, und kann die

Liebe an dem Gegenstande ihrer Verehrung einen Tadel finden? Er durfte es aber doch mit Recht mißbilligen, daß Olympia so oft auf Reichthum und Hochgenuß ihrer früheren Erlebnisse mit unverwüstlicher Naivetät zurückdeutete; hätte mit seiner Erscheinung ein neues Leben für sie begonnen, wozu dann die Auferweckung des Todten? Mußte nicht alles Vergangene spurlos verschwinden vor der beglückenden Gegenwart? Olympia hatte sonderbarer Weise geglaubt, durch ihr historisches Recht das ihr jetzt theilweise abgehende Naturrecht zu verstärken, aber gerade, daß Spinoza's Tadel sich hierauf wendete, konnte als Beweis dienen, daß er nicht so ganz frei war von Verlangen nach ihrem Besitze, weil er ja nach Alleinherrschaft bei ihr strebte.

Spinoza und Oldenburg waren eines Tages bei Olympia.

„Der Himmel scheint uns heute nicht günstig," sagte Oldenburg, „denn er schneidet ein so weinerliches Gesicht, daß wir wol darauf verzichten müssen, heute einen frohen Tag auf Ihrer freundlichen Buite (Landhaus) zu verleben."

„Der Himmel," wiederholte Olympia scherzend, „das war eine schöne Erfindung; sehen Sie, der Wetterprophet dort (sie deutete auf den Barometer) der gilt jetzt. Der Himmel kann nicht mehr thun, was er will, Toricelli hat ihm den Meister gezeigt. Ist es nicht zum Verzweifeln, daß wir keinen Himmel und keine Hölle mehr haben? Kopernikus und Galiläi haben glücklicher als die Titanen den Himmel gestürmt. Die Sterne sind in der Nähe dunkle Körper wie die Erde, und die Erde ist in der Ferne so leuchtend als die blinkenden Sternelein; der sternbesäte Fußteppich ist weg, wo ist nun der Thron Gottes aufgestellt? Die Hölle haben wir auch nicht mehr. Da meinte man immer, drunten, weit drunten, dort braten und sieden die Gott-

losen, bis Columbus immer nach Westen steuerte, und jetzt wissen wir, daß da unten auch Leute sind, die gerade so leben wie wir; wo bringen wir nun unsere Frommen und unsere Gottlosen unter?"

„Jufrow Olympia," antwortete Spinoza, „waren Sie nicht am letzten Freitag ganz mit mir einverstanden, als ich Ihnen erklärte, daß die Aeußerlichkeiten dieser Dinge mit Recht gefallen sind, und man doch den Begriff derselben festhalten kann? Jene Erhebung des Geistes, wo man aus der Harmonie seiner selbst übergeht und eingreift in die allgemeine Harmonie, in das Wesen Gottes, nennen Sie es, wenn Sie den Ausdruck so sehr lieben, meinetwegen den Himmel und seine Seligkeit; jenes Hinausgerissen-Sein aus sich selbst, nirgends in sich einen Halt und nirgends nach außen eine Handhabe, im Widerspruche mit den Gesetzen seiner naturgemäßen Bestimmung, von den kleinsten Schwankungen erschüttert, ohne jenes Bewußtsein eins zu sein mit dem All, giebt's eine schreckensvollere Hölle?"

„Wohl," entgegnete Olympia, „aber meine früheren Begriffe waren mir doch lieber."

„Das glaub' ich," sagte Oldenburg, „man kann sich solchen metaphysischen Begriffen nicht an den Hals werfen; daran ist aber Freund Spinoza nicht schuld."

Oldenburg hatte keinen Doppelsinn in seine Worte legen wollen, und doch machten sie fast einen solchen Eindruck. Olympia erröthete; eine kurze Pause trat ein, doch schnell suchte die Betroffene den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen.

„Sie glauben kaum," begann sie, „wie namenlos unglücklich ich war, da ich als Kind von zehn Jahren — ich verbitte mir, daß Sie nachrechnen, wie lange das her ist — zum ersten

Male erfuhr, daß es keinen Himmel gebe, und daß sich die Erde stets im endlosen All herumdrehe; es war mir, als ob ich mein Leben auf Händen trüge und es jeden Augenblick könnte fallen lassen. Ueber die Bewegung der Erde beruhigte mich mein Vater bald, aber den Himmel kann ich noch nicht verschmerzen. Es war doch schön, als er noch ein festes Gewölbe war, und jetzt ist das blaue Rund nichts als eine Lichtbrechung, das Blau des Himmels nichts anderes als das Blau ferner Berge, erzeugt durch die Beleuchtung von der einen und den Hintergrund dunkler Körper von der andern Seite. O unser schöner blauer Himmel!“

Spinoza gedachte bei sich jenes Schmerzes nach dem Tode seines Oheims Immanuel; es war ein eigen ansprechendes Gefühl für ihn, daß Olympia in ihrer Weise fast die gleichen Kämpfe hatte bestehen müssen wie er. Oldenburg übernahm es für ihn zu antworten:

„Ich bedaure herzlich,“ sagte er, „daß Sie der reizenden Hoffnung beraubt sind, einst Ihre metallvolle Stimme im Chore der Engel ertönen zu lassen, und mit Flügelein auf dem Rücken, die in allen Farben des Regenbogens schillern, zur Kurzweil den lieben langen Tag Hosianna und Halleluja zu singen.“

„Die Botschafter des Himmels bedienen sich doch keiner solchen verbrauchten Schmeicheleien, wie die Gesandten der Hansestädte,“ erwiederte Olympia rasch, und zu Spinoza gewendet fuhr sie fort: „Sehen Sie, ich kann Ihnen aus der Nähe ein Beispiel anführen, welch eine gute Herberge der alte Himmel ist. Meine Cousine Cäcilie — die heute ungewöhnlich lange in der Messe bleibt — war die Braut meines Bruders Cornelius, nun er todt ist, sieht sie mit Freuden ihre Reize wegsterben, denn

ihr tägliches Gebet ist, daß es Gott gefallen möge, sie bald im Himmel mit ihrem Bräutigam zu einen. An seinem Geburtstage schreibt sie jedesmal an ihn, erzählt ihm genau ihre Schicksale vom letzten Jahre, und freut sich, daß nun wieder ein Jahr um ist an der langen Frist, bis zu ihrer endlichen Vereinigung. Es ist mir oft unheimlich, mit ihr umzugehen, es ist mir, als ob ich eine Schlafwandlerin vor mir hätte, die durch einen unvorsichtigen Ruf von mir plötzlich von ihrer sichern Höhe herabstürzen könnte."

Cäcilie trat ein, in tiefe Trauer gehüllt, die sie seit dem Tode ihres Bräutigams nicht abgelegt hatte; aus der landesüblichen schwarzen Faille, die auf dem Scheitel befestigt, über den ganzen Körper herabhing, blickte ein blasses edel geformtes Gesicht hervor, auf welchem Kummer und Schmerz sich heimisch gemacht; die müden Augenlider senkten sich über die blauen Augen, deren Feuer fast erloschen war. Jener peinliche Schreck, der sich einer Gesellschaft bemächtigt, wenn eine Person, von der gerade gesprochen wurde, plötzlich in dieselbe tritt, steigerte sich hier noch durch die Eigenthümlichkeit der Erscheinung Cäciliens, die mit dem Rosenkranze in der Hand und der frommen Duldersmiene im Angesichte einer verklärten Büßerin ähnlich sah. Olympia ärgerte sich im Stillen — was die beiden Freunde bei sich schon getadelt hatten — daß sie die Geheimnisse einer gebrochenen Seele hier so unverhohlen preisgegeben hatte. Niemand konnte das Wort finden, mit dem man das Gespräch schnell wieder auffassen konnte; selbst Oldenburg, sonst der abgesagteste Feind aller Gramverzehrungen, konnte sich eines gewissen Schauers nicht erwehren, während er Cäcilie betrachtete. Diese fühlte indeß die veranlaßte Störung und entfernte sich bald mit der Entschuldigung, einen Besuch vergessen zu haben.

„Ich beneide Cäcilie oft um die Seligkeit ihres Glaubens," sagte Olympia.

„Die könnten Sie sich auch aneignen," erwiederte Spinoza.

„Nein, ich kann nicht," entgegnete Olympia heftig, „ich klagte mein Unglück einst meinem Oheim Bonifacius, der hier Priester bei St. Johann war; er rieth mir die Bibel zu lesen, ich that's, und es half nichts. Er sagte mir stets, ich müßte sie mit gläubigem Sinne lesen, aber den suchte ich ja erst in ihr, und wenn ich ihn schon hätte, brauchte ich die Bibel gar nicht. Es ist mir oft so bang und schwer, wenn ich mir bewußt werde, wie ich den Zusammenhang und Gang der Welt so gar nicht begreifen kann."

„Ich glaube, Cartesius könnte Sie von Ihren Zweifeln erlösen."

„Oldenburg, du wirst ja ein eifriger Freiwerber für deinen philosophischen Kriegsmann," sagte Spinoza, „meinst du, Jufrow Olympia könnte sich mit der Ansicht vereinigen, daß Seele und Körper jedes ein selbständiges Wesen ist, die einander nicht folgen würden, wenn nicht der unaufhörliche Beistand Gottes sie zusammenkoppelte und zum gegenseitigen Gehorsam zwänge?"

„Das wäre ja ein zusammengejochtes Paar, wie Frau Gertrui Ufmsand die unfreiwilligen Ehen nennt, die hass' ich für den Tod."

„Sprich es unverhohlen aus, findest du denn Cartesius Lehre so durchaus ungenügend?" fragte Oldenburg.

„Es ist nicht meine Art, die Fehler Anderer aufzudecken."

„So sage uns einfach positiv deine Lösung des ewigen Problems."

„Das ist nicht so leicht gethan; Regeln, die auf äußere Thaten abzwecken, lassen sich leichter in Positionen fassen als die Denkprozesse."

Erst nach langem Widerstreben erklärte Spinoza:

„Der Zusammenhang, in welchen Cartesius seine beiden Substanzen durch eine verbindende dritte gebracht hat, ist nur ein äußerlicher; es kann aber nicht zwei vollkommen selbständige und unabhängige Wesen neben einander geben, denn wo das Eine aufhört, fängt das Andere an, sie treten in ein Verhältniß, in das bestimmte Verhältniß der Begrenzung und Negation zu einander, eines hebt somit die absolute Selbständigkeit des andern auf. Es kann aber auch nicht zwei gleich vollkommene Wesen neben einander geben, denn: sind sie total oder theilweise ungleich, so ist keines derselben vollkommen, weil jedem Einzelnen gewisse Vollkommenheiten des Andern abgehen, sind sie total gleich, so sind sie eines. Somit können wir als vollkommen und absolut selbständige Substanz nur Eine denken, und die ist: Gott — Geist und Materie, Denken und Ausdehnung im All sind nur zwei besondere Aeußerungsarten des einen und selben Wesens."

„Ist also Gott?" fragte Olympia.

„Nur Gott ist, der Begriff Gottes schließt das Sein eben so nothwendig in sich, als der Begriff eines Dreiecks in sich schließt, daß die Winkel gleich seien zweien rechten."

„Können wir also von Gott einen eben so klaren Begriff haben, als von einem Dreieck?"

„Fragen Sie, ob wir von Gott einen so klaren Begriff haben können als von einem Dreieck, so antworte ich mit Ja; fragen Sie, ob wir ein so klares Bild von ihm haben können, so antworte ich mit Nein. Er ist die Unendlichkeit aller Eigen-

schaften als eines gedacht, wir erkennen ihn aber nur aus einzelnen Manifestationen, die wir auf ihn als den Mittelpunkt zurückführen; diesen Mittelpunkt selber aber als solchen können wir nicht erfassen, und ihn nicht durch eine Vorstellung vollkommen erschöpfend darthun. Die Worte: einer und einzig, mit denen man Gott als die allein bestehende Substanz bezeichnen könnte, sind immer noch aus menschlichen Vorstellungsarten genommen. Gott ist eine incommensurable Größe, die keine Beziehung zu einer andern haben kann, weil nichts außer ihr ist; „einer und einzig", wenn auch blos in ihrer Ausschließlichkeit gefaßt, setzen doch noch immer ein Verhältniß zu einem andern voraus."

„Steht also Gott auch in keinem Verhältniß zu Natur und Geschichte?"

„Nichts ist, was nicht in ihm und aus ihm ist, Alles was geschieht, thut er, alles was ist, ist er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche ist stets dasselbe."

„O das ist herrlich," rief Olympia. „Die reine kindliche Freude an der Natur mit ihren versteckten lachenden Gottheiten, wie sie die Alten hatten, vermählt sich hierin so schön mit jenem Schauerlichen, Kniebeugenden, das Juden und Christen bei ihrer Naturbetrachtung haben; in uns selbst wohnt Gott, von den Purpurlippen der Rose, aus den bescheidenen Augen des Veilchens, in den schmelzenden Tönen der Nachtigall spricht derselbe Geist, der auch in mir wohnt, sie kennen und sehen und hören mich, wie ich sie sehe, wir sind eins. Ja ich glaube, daß auch die unbelebten Gegenstände das haben was wir ein eigenes Leben, eine Seele nennen und nicht fassen können. Ein ungeschickter Stümper kann eine Flöte verblasen, wie man es nennt, sie giebt den Ton nicht mehr rein und man merkt auch nicht die kleinste Veränderung an dem

Stoffe, ihre Psyche ist verletzt; nur ein geschickter Meister kann durch bedachtsame gerechte Behandlung ihr wieder den rechten Ton entlocken, und man merkt wiederum keine Veränderung an dem Stoffe. Ach, und eine Menschenseele kann gerade so verstimmt werden, und sie freut sich, wenn ihr wieder der rechte Ton entlockt wird."

Es war schwer, nach dieser Abschweifung, die doch schließlich ein bestimmtes Ziel hatte, auf die gerade Bahn des allgemeinen Denkens zurück zu führen. Oldenburg wollte den ungewöhnlich mittheilsamen Freund dabei fest halten, und nach seiner eigenthümlichen Weise suchte er sich zuerst des Bundesgenossen zu versichern und ihn zu gleichem Schritthalten zu vermögen. Er wendete sich deshalb an Olympia indem er sagte: „Frauen wollen nicht gerne eine Darstellung, die nicht in Bildern gegeben ist, hierin sind sie oft den Kindern ähnlich. Wenn die Philosophie aber mit einer Kunst zu vergleichen ist, so wäre es wol nicht die Musik, sondern eher die Plastik. Ja, lächeln Sie nur. Die Begriffe sind kalt und farblos wie der Marmor, die Gebilde des Meißels wie des abstrakten Denkens sind nicht Porträts dieser und jener besondern Gestaltung, sie heben sich um so höher, je mehr sie typisch werden, dort der schöne Mensch, hier der wahre Mensch. Der Philosoph ist Plastiker, so parador das klingen mag."

Auch Olympia war bereit wieder einzulenken, sie wendete sich aber nicht an Oldenburg, sondern an Spinoza und sagte:

„Verschiedene Wege führen nach Rom, auch nach dem Rom des allein frei machenden Denkens. Jeder verarbeitet sich das Gegebene nach Gewohnheit und Bedürfniß. Ich will Ihnen beweisen, daß ich Sie verstehe. Wenn Sie sagen: wir hätten von

Gott einen ebenso klaren Begriff, aber kein so klares Bild wie von einem Dreieck, so übersetzte ich mir das so: Es giebt keinen reinen Ton, in jedem einzelnen Ton sind verschiedene, nicht nur im Anschlag, Anschwellen und Ausklingen. Wir könnten den reinen Ton gar nicht vernehmen, er wäre uns zu fein, und ebenso können wir uns von der reinen Idee Gottes nur einen Begriff aber kein Bild machen."

Lächelnd sagte endlich Spinoza:

„Ich wollte nur noch ausführen, daß, obgleich wir uns eins fühlen mit dem All, so sind die Stufen des Bewußtseins von der innewohnenden göttlichen Kraft doch unendlich verschieden. Vor Allem müssen wir aber jenen Menschenstolz ablegen, der Alles um sich her als Mittel und sich allein als Selbstzweck ansehen will, der Allem nur so viel Geltung beimißt, als er Beziehungen zu ihm, dem vermeintlichen Mittelpunkte, daran entdeckt. Alles in der Welt ist Mittel und Selbstzweck zugleich."

„Ich aber bleibe bei der Fahne meines Generalissimus," unterbrach ihn Oldenburg, „und frage dich: ist das nicht blos ein verfeinerter Materialismus, auf den du zurückkehrst?" —

„Wäre er vernunftgemäß, so wäre er gerechtfertigt; aber ich komme zu ganz anderem. Die allein und ausschließlich bestehende Substanz, die mir als allein vernünftig denkbar bleibt, ist nicht der rohe Klumpen, der allerdings auch nicht aus ihr ausgestoßen ist, ich materialisire nicht den Geist, ich vergeistige nur die Materie."

„Wie erklärst du aber mit dieser ewig einen Substanz den Uranfang des Weltdaseins?"

„Der Begriff von Ursache und Wirkung ist der uns unmittelbar inwohnende und der mit äußerer Evidenz erkannte;

geh' nun in der Reihe von Wirkungen und Ursachen zurück, so mußt du am Ende bei einer ersten Halt machen, diese erste kann nicht Folge einer andern sein, sie trägt den Grund ihres Daseins in sich, ist Ursache und Wirkung in der ursprünglichsten Unmittelbarkeit, ist Gott in seiner Offenbarung als Welt. Der Anfang der Welt ist zugleich der Anfang Gottes selbst, das eine ist ohne das andere nicht denkbar, die Welt ist die einzige Aeußerungsart des Gottesdaseins. Hat Gott die Kraft in sich, die Welt zu schaffen, so muß er sie schaffen, denn in ihm wohnt keine Kraft, die nicht unmittelbar heraustrete als That; eine in sich verschlossen ruhende Kraft wäre eine Unvollkommenheit, die wir Gott als dem Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht zusprechen können. Es kann weder ein zufällig oder willkürlich äußerer, noch auch ein derartiger innerer Beweggrund sein, der diese Kraft in die Wirkung übersetzte; ein äußerer nicht, denn Gott, als Complex aller Vollkommenheiten, muß absolut unabhängig und einer äußern Anregung nicht blosgestellt sein, es kann aber auch kein innerer, als Act der blosen Willkür sein, denn könnte Gott etwas so oder anders wollen, so könnte er ja auch etwas Unvollkommenes wollen, was seinem Wesen widerspricht; er kann nur das Vollkommene wollen, und sein Wille ist die That, somit ist Alles in ihm ein nothwendiges. Gott hat die Welt in sich und ist in ihr, Gott und Welt sind gleich ewig. Freilich, die sich Gott als etwas über der Welt, im leeren Raume (den es gar nicht giebt) Schwebendes gedacht haben, denen war Gott vor der Welt, er schuf sie aus dem Nichts und schwebt noch über ihr im Himmel; aber das sah man längst ein, daß aus dem Nichts nicht ein Etwas werden kann, und man mußte sogar seine Zuflucht zu den abenteuerlichsten Emanationstheorien nehmen; da

bleibt aber die Welt stets nur Etwas, das Gott von sich losgeschält hat, das er überwacht und in das er von Zeit zu Zeit von Oben hereingreift, und so werden nach dieser Vorstellungsweise die Wunder, als Thaten, in denen Gott den einmal festgesetzten Gang der Natur aufhob, seine eigentlichen Manifestationen; Wunder gab es aber nur, so lange man daran glaubte, unsere Zeit hat keine mehr, und so wären wir denn von Gott verlassen? Das wären wir allerdings, wenn diese Ansicht die richtige wäre, sie ist es aber nicht, denn Gott ist nicht die äußerliche, sondern die der Welt selbst inwohnende Ursache des Weltdaseins, in ihm ist Alles ein Act der freien Nothwendigkeit, Alles." —

„Sehen Sie, ach sehen Sie, da fliegt ein weißer Rabe!" rief Olympia an's Fenster springend, auch Oldenburg stand auf, um zu sehen, was sie zu diesem unzeitigen Scherze veranlaßt hatte, nur Spinoza blieb sitzen, er lächelte ruhig, Olympia aber konnte sich vor Lachen kaum halten.

„O Staatsweisheit," sagte Spinoza, „die nicht merkt, daß ich hier einer Mißheirath zwischen zwei königlichen Begriffsfamilien angeschuldigt werde; aber setz' dich nur wieder, ich will dich rächen an der Spötterin. Ich habe jenen Ausdruck mit Bedacht gewählt; sagen Sie mir: was ist nothwendig?"

„Ich habe die Firmelung schon längst erhalten, und sollte also nicht so direct mir meinen Catechismus abfragen lassen; doch, nothwendig ist Alles, was sein muß."

„Nur halb gefaßt; Alles, was ohne innern Widerspruch mit seiner eigenen Natur nicht anders als sein muß, das ist nothwendig; daß in Gott keine schlummernde Kraft gedacht werden kann, habe ich Ihnen so eben gezeigt, und Alles, was er thut und ist, thut und ist er aus innerer Nothwendigkeit, aber auch

frei, denn frei ist: aus sich selbst heraus, von keinem Dinge außer oder neben ihm, bestimmt zu werden; Gott aber, außer dem Nichts ist und der nur stets aus sich selbst heraus will, handelt stets nach vollkommener Freiheit; ja selbst die Menschen sind nicht (wie man gewöhnlich glaubt) dann frei, wenn sie gegen die Gesetze ihrer Natur handeln, denn hier ist es immer nur ein Aeußeres und nicht ihre eigenste Natur, der sie gehorchen; nur dann sind sie wahrhaft frei, wenn sie der Nothwendigkeit, oder nennen Sie es lieber den Gesetzen ihrer Natur, folgen, denn da sind es wieder nur sie selber, denen sie gehorchen."

„Noch stellt sich mir hier eine Frage auf," erwiederte Olympia, „Gott, der seine Gesetze oder seine Nothwendigkeiten aus sich selber hat, der ist in all' seinem Handeln frei, aber die Menschen, die den Grund und die Gesetze ihres Handelns von Gott erhalten haben, die handeln nach dem allgemeinen Willen und wären also nicht frei?"

„Das einzelne Wollen ist von dem allgemeinen Willen eben so verschieden, wie der Peter und der Paul von der Menschheit: sie bestehen und handeln für sich im Einzelnen frei, obgleich sie im Allgemeinen unter den Begriff und die Gesetze der Menschheit fallen, von denen sie sich nicht anmaßen können, daß sie in ihnen vollkommen repräsentirt werden. Wer es so weit gebracht hat, daß sein einzles Wollen unmittelbar mit dem allgemeinen Vernunftgesetze eins ist, so daß er sich selber dazu bestimmt, zu was ihn seine Natur und ein nur scheinbar äußerliches Gesetz bestimmt hat, der lebt in Gott und ist der höchsten Glückseligkeit theilhaftig."

„Dadurch, daß aber Alles innerhalb der Grenzen und nach den Gesetzen des allgemeinen oder göttlichen Willens geschieht,

wäre ja das Böse eben so nothwendig als das Gute, und die es üben, nicht zurechnungsfähig, alle müßten daher glückselig werden. Es ist also eine Lüge, wenn es in der Schrift heißt, Gott bestrafe die Bösen? Das Böse ist somit ja auch nothwendig, und warum schuf es Gott?"

„Wenn es in der Schrift also heißt, so ist es, weil sie die Menschen keine Philosophie, sondern nur Gehorsam und rechtschaffenen Lebenswandel lehren will, und sich daher der gewöhnlichen Ausdrucksweise anbequemt. Gott schuf aber das, was wir nach unseren gewöhnlichen Begriffen Unvollkommenheiten nennen, weil er, mit einem Worte, den Stoff hatte, Alles zu schaffen, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe der Vollkommenheit, oder eigentlicher gesprochen, weil die Gesetze seiner Natur so umfassend sind, daß sie zur Schöpfung alles dessen, was nur von einem unendlichen Verstande begriffen werden kann, ausreichten. Die Menschen können wegen ihrer Thaten entschuldigt werden, und deßhalb doch der Glückseligkeit ermangeln und mit vielem Kreuz und Elend heimgesucht werden. Ich antworte mit Paulus," fuhr Spinoza mit herbem Tone fort, „Sie handeln ihrer Natur nach wie die Schlangen und müssen dennoch ausgerottet werden wie die Schlangen. Wer durch einen Hundsbiß wüthend geworden ist — ist er nicht zu entschuldigen? und doch thut man Recht daran, wenn man ihn brennt; wer seine Begierden nicht bezähmen und aus Achtung vor dem Gesetze bezwingen kann, ist wegen seiner Schwäche zu entschuldigen, und doch kann er jener Seelenruhe, jener Erkenntniß und Liebe Gottes — die allein die wahrhaften Güter sind — sich nicht erfreuen, es liegt in der Nothwendigkeit, daß er zu Grunde gehe."

„Du sprichst von der Liebe Gottes," fiel hier Oldenburg

ein, „von der, die wir zu ihm haben, und von der, die er uns angedeihen läßt; wenn, wie du gezeigt hast, Gott Alles aus Nothwendigkeit thut, so thut er nichts aus Liebe, und weil er Alles thun muß, wenn er nicht sein eignes Sein aufgeben will, kann er unsere Liebe nicht ansprechen und wir sie ihm nicht bieten."

„Das ist ein schöner Einwurf," entgegnete Spinoza, „muß denn die Liebe etwas der Natur Widersprechendes oder Willkürliches sein, um selbst als solche gelten und Gegenliebe ernten zu können? War das keine Liebe, die dein Vater gegen dich hegte, und liebtest du ihn weniger, weil er dich seiner innersten Natur nach lieben mußte? Was man im gewöhnlichen Leben die Wunder der Liebe nennt, ist hervorgegangen aus jener innern und somit an sich freien Bestimmung, aus jener höchsten Nothwendigkeit, die in unsere Natur gesetzt ist, und das ist die wahre Liebe mit dem unauslöschlichen Stempel der Göttlichkeit. Jede äußere That, jede Arbeit, jedes Kunstwerk ist um so vollendeter und freier, je weniger Willkürlichkeit dabei vorwaltet, je durchsichtiger das innewohnende Gesetz geworden ist und sie als freies Naturprodukt erscheinen läßt. Die Erkenntniß dessen, was ein Jedes aus sich heraus will oder eigentlich soll, das ist Erlösung, und darum ist die Liebe zu Gott die höchste Erlösung, oder wie ich es nennen möchte, die höchste Glückseligkeit."

Olympia war den beiden Freunden nur äußerst mühsam und ungerne bis zu jenen Eisregionen der metaphysischen Betrachtung gefolgt, wo keine Blume mehr sproßt, kein Vogel mehr singt, und Alles drunten in den Nebel der Allgemeinheit gehüllt ist; sie bewunderte und verehrte die Geistesmacht Spinoza's, der sie bis hieher trug, und sie einen Blick in die Un-

endlichkeit thun ließ, aber es war ihr doch unheimlich hier über den Wolken, denn der Weg bis zu ihrer Orgel, ihren schöngereihten Büchern und ihren munteren Kanarienvögeln lag so weit fernab; da trafen sie diese Worte Spinoza's wie ein Gruß aus freundlicher seliger Heimath. Jetzt bangte ihr nicht mehr vor diesem himmelstürmenden Heldengeiste, denn wer solche Worte spricht, der kennt die Liebe. Ihre Wangen glühten, ihr leuchtendes Auge blickte starr vor sich hin, ihre ganze Seele war tief erregt. Die beiden Freunde merkten es nicht, denn sie stritten über den ununterbrochenen und unauflöslichen Zusammenhang im ganzen All; endlich sah Spinoza auf Olympia, auch sie sah auf, ihre Blicke begegneten sich.

„Wo waren Sie jetzt wieder?“ fragte Spinoza mit mildem Vorwurfe.

„Ach! überall,“ antwortete Olympia wie erwachend.

„Aber nur nicht bei uns,“ sagte Spinoza; er ahnte nicht, wie sehr diese Worte Olympia verwundeten.

„Hier habe ich wieder einen deutlichen Beweis“, triumphirte Oldenburg, „daß Körper und Seele zwei vollkommen selbständige Wesen sind; Ihre Seele schweifte weit weg in entlegene Gebiete und vergaß ganz, daß Sie eigentlich hier bei uns sind.“

„Wenn Sie alle Ereignisse des Moments so schnell für Ihr Interesse einfangen, so gratulire ich den Einwohnern der guten Stadt Bremen zu ihrem Gesandten.“

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Spinoza, „er wollte sich nur für den weißen Raben rächen, es ist ihm nicht Ernst.“

„Allerdings ist mir's Ernst, solche aus der nächsten Umgebung gegriffene Beispiele wahren am besten gegen vage Spekulation.“

„Die sogenannten praktischen Beweise haben leicht etwas Zorniges, ja Fanatisches," entgegnete Spinoza lächelnd. „Ich habe nur gesagt, daß Geist und Körper insofern unzertrennlich und gegen einander unselbständig sind, daß sie beide nur als verschiedene Ausdrucksweisen des einen und selben Wesens angesehen werden können; der Geist wird weder durch den Körper noch dieser durch jenen begrenzt. Noch Niemand hat erforscht, was der Körper allein ohne den Geist vermöchte und durch welche Mittel der Geist den Körper in Bewegung setzt, ja es giebt eine große Anzahl von Ideen, von denen wir bestimmt wissen, daß eine gewisse Anlage des Körpers dazu erforderlich ist. Reden und Schweigen selbst, die man als das Privilegium des Geistes ansehen und daraus seine unmittelbare Alleinherrschaft darthun will, beweisen nichts, denn im Schlafe und im Rausche redet man ohne freie Willensbestimmung durch den Geist; ein freies Denken, weit über unsere blose körperliche Sphäre hinaus, findet immer statt, ohne daß dadurch eine selbständige Trennung vom Körper eintrete."

„Eigentlich sollte ich mich nicht gegen deine Ansicht stemmen," sagte Oldenburg, „diese gleiche Berechtigung, und so zu sagen gleiche Göttlichkeit von Seele und Körper, trifft mit einer Lieblingsidee von mir zusammen; es war mir stets zuwider, wenn ich die Phrase hören mußte: das Fleisch gelüstet wider den Geist. Dieser Helotenstand unsers Körpers mit der gottgefälligen Abtödtung der Satansnatur unseres Leibes, kann, consequent durchgeführt, wie bei den Hindu's, den Selbstmord nicht nur entschuldigen, sondern sogar als höchste Moralpflicht darstellen."

„Paradox, sehr paradox," sagte Spinoza: „der Selbstmör-

der bleibt unter allen Umständen ein Geistesschwächling, da er sich von äußerlichen Dingen, die sich mit seiner Natur in Widerspruch gesetzt haben, so ganz und gar darniederdrücken läßt. Von der untersten Stufe des natürlichen Daseins bis höher hinauf ist das Grundbestreben eines jeglichen Wesens: sein Dasein zu erhalten, und dieß auf vernunftgemäße Weise, d. h. wie uns die Natur angewiesen, zu thun, das ist Tugend. Es ist dies kein egoistisches Prinzip, denn jenes Selbsterhalten ist nicht möglich ohne die entsprechende Erhaltung anderer. Was von außen unserer Natur und dem Selbsterhaltungstriebe entspricht, ist gut, um so mehr was in unserer Natur selbst liegt; man muß natürlich hiebei stets streng im Auge behalten, daß nur die wahre Erkenntniß Gottes und unserer Natur das wahre Gut ist, und daß wir hierauf unsern Lebenszweck richten müssen. Gut und böse an sich betrachtet ist nichts Positives an den Dingen (was ja auch gewissermaßen die Parole deines Generals ist), es sind nur verschiedene Arten des Denkens oder der Begriffe, die sich daraus bilden, weil wir die Dinge untereinander vergleichen. Ihre Lieblingsbeschäftigung z. B. Jufrow Olympia, die Musik, ist für einen Melancholischen gut, für den Traurigen böse, für den Tauben weder gut noch böse." Olympia wollte widersprechen, aber Spinoza fuhr eifrig fort; „Wir wollen aber bei dem Ideale des Menschen, das wir uns denken, den Ausdruck gut dennoch beibehalten für alles das, wovon wir gewiß wissen, daß es uns jenem Urbilde der menschlichen Natur nähere, und böse, von dem wir gewiß wissen, daß es von demselben entferne. Kein Mensch, der Dieb, der Mörder, der Wollüstling, Niemand will das Böse, weil es böse ist, sondern in dem Momente, als er eine Missethat begeht, hält er's als gut für seine

Selbsterhaltung, für Mehrung und Verbesserung seines eigenen Wohls, und ist nur in dieser Verirrung, da er seinen Leidenschaften folgt, den Gesetzen seiner Natur untreu geworden. Der freie Mensch, d. h. der, wie er unmittelbar aus der Hand Gottes oder der Natur hervorgegangen ist, kennt die Begriffe von gut und böse noch nicht; er handelt in Allem nach der unmittelbarsten Eingebung seines Naturgesetzes; erst dann, wenn der Zwiespalt zwischen Wünschen und Bedürfnissen mit den Forderungen seiner Natur eintritt, und wenn er durch den Hinzutritt anderer über diese hinaus will, tritt die Erkenntniß zwischen gut und böse und das Böse selber ein. Der Zwiespalt ist da, da er durch ein anderes, ihm von außen entgegengestelltes Wesen sich bestimmen läßt, und nicht mehr allwege in der Freiheit seiner eigenen Gesetze handelt; der Zwiespalt liegt auch darin, daß er zur Erfüllung seiner Naturgesetze einer Einigung mit dem äußern Gegenstande bedarf. Der freie, unabhängige Mensch als der uranfängliche, kennt den Unterschied von gut und böse nicht, er handelt stets nach innerer Einheit und Freiheit; mit der Gesellschaft trat der Zwiespalt, die Sünde und die Geschichte ein. Unser höchstes Ziel muß es bleiben, uns wieder rückwärts dieser Freiheit und Selbständigkeit einzuverleiben, ohne die einmal daseiende Gesellschaft aufzuheben; im Gegentheil, nicht in der Einsamkeit, sondern im Staate, wo man nach gemeinsamer Uebereinkunft lebt, sind wir mehr frei. Wir müssen uns wieder auf jenen Standpunkt der innern Freiheit zurückführen, wo es uns gegeben ist, die Gesetze Gottes d. h. unserer Natur zu kennen und aus innerer Nothwendigkeit ihnen zu folgen; das war auch das reine Streben Jesu Christi, die Menschheit wieder zurückzuführen zu der ursprünglichen Freiheit ihrer Gesetze, in die

natürliche Einheit mit denselben. Darum war er, nach seinen Worten, nicht gekommen um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen."

Spinoza hatte absichtlich alle Einzelheiten vermieden, die zu einer Ablenkung Veranlassung geben konnten, aber Olympia, die sich wieder gezwungen hatte, der Erörterung zu folgen, fragte jetzt:

„Darf man von Ihren Ideen nicht auch verlangen, daß sie die Schmerzen der Welt heilen, Kranke und Nothleidende gesund und froh machen?"

„Ich verstehe nicht was Sie meinen."

„Ich frage Sie: wie erklären Sie nach Ihrer Ansicht das Dasein des physischen Uebels? das ist doch etwas Positives? Sie haben von dem lustigen Glasschleifer Peter Blyning erzählt. Was hat der gute Mensch verschuldet, daß er Klumpfüße nachschleppen muß?"

„Sie mengen die Fragen so untereinander, daß ich mir erlauben muß, sie zu trennen. Welchen Trost hat denn die gewöhnliche Ansicht für den Blyning? etwa: wen Gott liebt, den züchtigt er, oder, wir sind hier nur Candidaten einer höhern Laufbahn — die Frage bleibt: warum gerade seine Candidatur so sehr erschwert wird? Drüben werde ihm Alles ersetzt, sagt man; bekäme er aber drüben auch gerade Füße, hier hatte er sie nicht und hier war der Schmerz um ihren Mangel. Die leichteste Art, sich diese Fragen vom Halse zu schaffen, ist zu sagen: Gottes Wege sind unerforschlich. Aber die Lösung dieser Fragen liegt auf einem ganz andern Gebiete: alle die Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Schönheit und Häßlichkeit, sind wie die Zweckbegriffe, die wir der Natur unterschieben,

nicht unmittelbar in derselben vorhanden, sondern nur von uns auf sie übertragen, da wir den Dingen Beziehungen geben, die sie an sich nicht haben. Alle diese Begriffe entstehen nur dadurch, daß wir Dinge von derselben Form und Gattung miteinander vergleichen, und dann Mängel und Fehler entdecken, wo nirgends solche sind; Alles ist vollkommen, denn jedes Ding darf nur mit sich selber verglichen werden. Irrthum und Verwirrung kommt immer daraus, weil wir die Dinge gerne nach Idealen messen, d. h. nach allgemeinen Ideen, die wir überkommen oder uns gebildet haben. Das Ideal oder die reine Idee einer jeglichen Sache darf aber nur aus ihr selber, ihrer Wesenheit und ihren Eigenschaften entnommen werden. Dann hört auch die Klage auf, daß die Welt nicht verwirkliche, was wir ihr zumuthen. Was nicht unmittelbar aus der nothwendigen Natur der wirkenden Ursache folgt, das kommt der Natur eines Dinges nicht zu, und Alles, was aus der nothwendigen Natur dieser wirkenden Ursache folgt, das muß es nothwendig sein. Darüber hinaus kann und darf es nicht verlangen, es hat weiter keine Berechtigung und keine Verpflichtung, und auch wir können keinen höhern Maßstab an dasselbe anlegen. Dieser Peter Blyning ist, an sich betrachtet, eben so vollkommen als der vollendetste Adonis. Er kann eben so wenig verlangen andere Füße zu haben, als er Flügel ansprechen kann, denn der zureichende Grund seines Daseins gilt blos für diese Erscheinung und für keine andere. Finden Sie es unvollkommen, daß der Ochse ein Ochse und kein Adler geworden ist? Auf jeder Stufe des Daseins ist es gegeben, sich zu fühlen und zu finden in der Einheit mit sich selbst und mit dem All und heiter von ihm getragen und gehoben zu werden, und je nach der Stufe der erlangten Vollkommenheit,

nach Ablegung dieser Erscheinung in eine höhere einzugehen. Die Erkenntniß der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs mit unserer gegebenen Natur, der Glaube, daß diese Erkenntniß uns gegeben ist, die man als bloßes Naturgefühl Gewissen nennt —."

„Das Gewissen ist ein Strumpf, der sich nach dem Fuß zieht; der Wilde schlägt seinen Vater todt, wenn er alt und gebrechlich ist und hält das für Gewissenspflicht; den Juden klagt sein Gewissen an, wenn er Schweinefleisch genießt, und der Katholik schlägt sich auf die Brust, wenn er die Messe versäumt hat." So sprach der alte van den Ende, der hier plötzlich eintrat. Spinoza antwortete mit Ruhe, daß man ein Gewissen nicht wegräsonniren könne; jenes unvermittelte, im bloßen Gefühl ruhende Gewissen, das man mit allerlei Aeußerlichkeiten überkleidet habe, müsse oft Täuschung zulassen, aber jene innere, zum Bewußtsein herausgetretene Stimme, die uns deutlich erkennen läßt, wenn wir den Gesetzen unserer Natur und denen des allgemeinen Zusammenhangs entgegengehandelt haben, sei so unleugbar und zuverlässig als das Wissen von unserm Dasein selber.

„Ja, lieber Vater," sagte Olympia, „ich werde Herrn von Spinoza ewig dankbar sein für die vielen und großen Ideen, die er uns so eben mitgetheilt hat." Sie erklärte nun ihrem Vater die Grundzüge des eben Besprochenen; Spinoza hatte hin und wieder einiges zu ergänzen, im Allgemeinen aber empfand er eine unnennbare Freude, als er erkannte wie Olympia so ganz in das Grundwesen seiner Anschauungsweise eingegangen war; diese Freude blieb ihm jedoch nicht lange ungetrübt, denn das Lachen des alten van den Ende verdroß ihn sehr.

„Erinnert Ihr Euch noch des heiligen Christoph im Narren-

tempel zu Mailand, von dem ich Euch einst erzählte?" sagte er, „der paßt ganz gut zu Euch, das war auch so ein Stück Gott, ha, ha, ha! das ist doch auch wieder einmal etwas Prächtiges zum Lachen."

Spinoza's ganze Seele empörte sich bei diesen Worten. Spott ist die giftigste Natter, welche die Lebenskeime eines werdenden Charakters oder einer werdenden Idee tödten kann; unser Philosoph war aber schon genugsam erstarkt, um mit leichter Mühe alle die spitzen Pfeile, die van den Ende gegen seine Spekulationen losschnellte, unversehrt aufzufangen und hinweg zu schleudern.

Spinoza fühlte sich seltsam betroffen als ihm Olympia bei'm Abschiede sagte: „Ich bin nun doch dem Regen dankbar, daß er uns in die vier Wände bannte. Ich glaube, daß solche Gedankenverbindungen, wie Sie uns gaben, gar nicht in der freien Natur entstehen oder laut werden könnten; Farbe, Klang und Duft würden dagegen protestiren, da muß man allein in sich zu Hause sein. Die griechischen Weisen kamen auch nicht dahin, weil sie im Freien lebten und lehrten. Kommen Sie morgen auf unsere Buite, Sokrates und Plato in grünen Büschen warten auf Sie."

Spinoza hatte nicht Zeit zu erklären, welch einen eigenthümlichen Wiederhall dieser Ausspruch in ihm erweckte, denn er erinnerte sich, wie auch die Rabbinen bestimmen: „Daserne zweie mit einander gehen und über die Offenbarung (der Thora) sprechen und einer sagt: siehe wie schön ist das Feld, wie schön ist dieser Baum — der hat eine Todesschuld begangen."

Verlangt das höchste Denken ein Abschließen von der Welt?

Die beiden Freunde verließen schweigend das Haus; vor demselben begegnete ihnen Cäcilie. „Du mußt auch sagen: wer es fassen mag, der fasse es“ (Matth. 19, 12) sagte Oldenburg; Spinoza drückte ihm die Hand und trennte sich von ihm.

Er mußte, jetzt, nach solchen Erörterungen, in die Synagoge gehen.

17. Proselyten.

De lagchlust hieß die Inschrift über dem Eingange an dem Landhause van den Ende's mit den frisch angestrichenen Thüren und Fensterläden vor dem Utrechter Thore; es war bescheiden und anmuthig und zeigte im Anbau des Gartens, in Spaliergewächsen, reichen Blumenbeeten und schattigen Büschen den Charakter der Holländer, die, bei der Entbehrung landschaftlichen Reizes durch Gebirge, vermittelst erhöhter Cultur dem Boden eine sinnige Schönheit verleihen.

Wir treffen unsere bekannte Gesellschaft endlich auch einmal hier im Freien, wo in dunklen Büschen olympische Götter versteckt waren und vor Allem eine Büste Demokrits auf einer saftig grünen Wiese den Blick auf sich zog.

Heute schienen Garten und Haus ihrem Namen nicht zu entsprechen, es zeigte sich nichts von Lachlust, eine eigenthümlich befangene Stimmung schien Alle zu beherrschen.

Kerkering und van den Ende entfernten sich in eifrigem Gespräche in einen abgelegenen Gang, die beiden Freunde gingen neben Olympia und Cäcilie.

Olympia bat Spinoza, nun alle Sorgen zu verscheuchen, die Krankheit seines Vaters sei ja gewiß unbedeutend, er solle sich nur dem freudigen Naturgenusse hingeben. „Ihr König Sa-

lomo," fuhr sie fort, „muß doch recht glücklich gewesen sein, der verstand ja der Sage nach die Sprache aller Vögel und aller anderen Thiere, der muß in der Natur gut zu Hause gewesen sein."

„Vielleicht war er darin zu viel zu Hause, und darum sagte er: Alles ist eitel," fiel Oldenburg ein.

„Ich vermisse jenes Talent Salomo's beim Naturgenusse nicht," sagte Spinoza, „mir wäre die Natur zuwider, wenn sie mir ewig all ihr Thun und Lassen vorplauderte und mich nicht auch mir selber überließe." Er hatte diesen Worten durchaus keine entfernter liegende Beziehung geben wollen, und doch sahen sich Oldenburg und Cäcilie verlegen an, als sie dieselben hörten, denn Olympia hatte oft etwas von dem Cathedermäßigen der meisten Docirenden, die gewohnt sind, Lernende in stummer Aufmerksamkeit vor sich zu haben und daher das Erklären und Aufzeigen auch auf die Besprechung übertragen.

Olympia dachte aber nicht im Entferntesten an eine Nebenbeziehung jenes Ausspruches, sie leitete ihn vielmehr auf ihre gestrigen Abschiedsworte zurück. „Ich kann es nicht ertragen," sagte sie, „die Natur allein zu genießen; wenn ich oft im höchsten Genusse der reinen Anschauung mich in alle Welt hinausgetragen fühlte, griff ich oft unwillkürlich nach der Seite, um eine befreundete Hand in stummer Vergessenheit warm zu fassen."

Keine Antwort erfolgte, ein jeder heftete den Blick zu Boden. Oldenburg hatte ebenfalls seit einiger Zeit das Verhältniß, das sich zwischen Olympia und Spinoza gestaltete, aus einzelnen Blicken und Gesprächswendungen entziffert; er war Diplomat genug, um zu glauben, diese aufgefangenen geheimen Botschaf-

ten noch vor der offenen Erklärung zu einer gütlichen Ausgleichung benützen zu können.

„Was sagen Sie dazu," fragte er, „daß die Königin Christine von Schweden Krone und Scepter ihrem Vetter geschenkt hat, nicht um, wie man glaubte, blos mit dem Dichterlorbeer allein, sondern auch bald mit dem Myrthenkranze ihre Stirne zu zieren?"

„Was?" fragte Olympia, „will die Königin Christine heirathen?"

„Es sind gestern Handelsbriefe aus Rom eingegangen, worin auf's Bestimmteste versichert wird, die Tochter Gustav Adolphs werde in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren, um ihren ersten Kämmerer Monaldeschi heirathen zu können."

„Gewiß, die Königin Christine hat den irdischen Tand nur von sich geworfen, um frei und ungehindert der Seligkeit unsers Glaubens theilhaftig zu werden," sagte Cäcilie mit sanfter Stimme. Niemand wollte ihr widersprechen.

„Hat Gustav Adolphs Tochter diesen Schritt gethan," hob Olympia nach einer Pause an, „um dem Manne ihrer Wahl vollkommen anzugehören, so ist ihre Handlung über jeden Tadel erhaben, die Liebe ist das Band, das alle früheren lösen muß; wie naiv wahr ist das schon in der Bibel ausgedrückt, wenn es heißt: ihrethalben verläßt man Vater und Mutter. Die Frage ist hier nur: geht der Gehorsam des schwach genannten Geschlechtes so weit, auch hierin sich zu opfern? Christina von Schweden hat gewiß genug gethan durch ihre Entsagung; war es nun nicht vielmehr Pflicht des Mannes, statt der Geliebten diesen unangenehmen Schritt zu thun? Wollte er aber das nicht, so war er ihrer

Liebe unwürdig und verlustig, und ihr Schritt ist verdammenswerth."

„Wenn aber ein solcher Schritt gegen seine innerste Ueberzeugung war?"

Olympia antwortete nicht, sie schlug den Blick zur Erde.

Spinoza überlegte bei sich, ob er sich in das Gespräch mischen sollte, denn er hatte gewissermaßen die Absichten Oldenburgs durchschaut; als ihn aber jetzt Olympia wie mit forschendem und Hülfe rufendem Blicke ansah, erwiederte er:

„War dieser Monaldeschi die Ursache der Kronentsagung und wußte er das, so hatte er dadurch Pflichten gegen die Königin eingegangen, und nichts durfte ihn mehr abhalten in Allem ihrem Wunsche zu willfahren; gab es für ihn unüberwindliche Rücksichten, so hätte er als Mann von Ehre gleich von Anfang ein Verhältniß ablehnen müssen, dessen nothwendige Bedingungen er nicht erfüllen wollte oder konnte. Ich möchte aus diesem Vorgange aber auch wieder eine allgemeine Erkenntniß ableiten. Hier zu Lande nimmt die reformirte Geistlichkeit die cartesianische Lehre als beste Deduktion der Lehre Calvins; Königin Christine, die eifrigste Schülerin desselben Philosophen, der sie selbst lehrte, kann sich hieraus auch Beweise zurecht machen zur Begründung ihres Uebertritts zur katholischen Kirche."

„Die katholische Religion," unterbrach hier Olympia „ist die Mutterreligion, und es ist ein natürlicher Zug zu ihr zurückzukehren."

„Sprich's nur aus", sagte Oldenburg zu Spinoza, „ich sehe dir's an dem Zucken deiner Mundwinkel an, du wolltest erwiedern: wenn die katholische die Mutter-, wäre die jüdische die Großmutter-Religion und könnte eben so verlangen, daß man sich nach ihrer Tracht kleide. Nehmen wir aber ein anderes Beispiel.

Türenne ist eine zu entschiedene Feldherrennatur, er will allein, den Stern des eignen Glaubens auf der Brust, vor der Fronte stehen und sich nicht in Reih und Glied des Katholicismus wie ein gewöhnlicher Soldat stellen, thut er nicht recht daran?"

Spinoza merkte diese Schwenkung wohl, als van den Ende, der mit Kerkering hinzugetreten war, einfiel:

„Türenne ist ein Soldat, und die Soldaten, die stündlich das Leben einsetzen, legen nicht gerne die einmal gewohnte Rüstung ab; sie meinen, dieser oder jener Aberglaube habe sie kugelfest gemacht; ist einmal Friede, wird's auch nicht schwer halten, Türenne zum Katholiken zu machen."

„Ist er fähig ein Mädchen heiß und innig zu lieben," setzte Kerkering hinzu, „wird er bald nach dem allein-seligmachenden Glauben ihres Besitzes ringen; es wäre Feigheit, da, wo es das Größte gilt, nicht ein altes Vorurtheil aus der Kinderstube besiegen zu können. Wer wahrhaft liebt, der darf nur an seine Geliebte glauben; ihr Herz ist seine Kirche, ihre Worte sind seine einzigen Offenbarungen, ihr allein gilt seine Verehrung, und nichts ist außer ihr. Das ist die wahrhafte Wiedergeburt, die wir in der Liebe eines Mädchens erlangen, daß wir unzertrennlich eins sind mit ihr; wer darf da noch der Schranken gedenken, welche die Menschen willkürlich gegeneinander gestellt?"

Betroffen starrten die Anwesenden auf Kerkering nach diesen Worten, nur der alte van den Ende nickte ihm beifällig zu und Olympia sagte nach einer peinlichen Pause:

„Während wir hier über die Prinzipien sprechen, stirbt vielleicht eine schwer kranke Dichtermatrone eines solchen Prinzipientodes."

„Wer denn?" fragte Oldenburg.

„Die Geliebte Ihres ehemaligen Freundes, die Dichterin

Maria Tesselschade wird den morgenden Tag wol schwerlich mehr begrüßen. Haben Sie den Caspar Barläus auch gekannt, Herr von Spinoza?"

„Nein, Jufrow Olympia, aber mein alter Magister Nigritius, der einmal von ihm verhöhnt worden war, hat oft genug über ihn geschimpft."

„Es sind jetzt sieben Jahre," fuhr Olympia fort, „ich erinnere mich noch wohl, es war nicht lange nach dem Neujahr von 1648, da fand man ihn in dem Brunnen bei der Waage todt; er war noch Abends vorher bei seiner Geliebten gewesen, der Brunnen war auf dem Wege nach seiner Wohnung."

„Hat er sich selber hineingestürzt?"

Olympia nickte bejahend, sie wollte aus Schonung nicht in Worten bejahen.

„Er hat sich gewiß entleibt," setzte Oldenburg hinzu; „aber das ist mir unbegreiflich, wie er Jahre lang mit so reiner Liebe an Tesselschade hing, und erst spät, als sie beide schon alt geworden waren, jenen verzweifelten Schritt that, weil er sie nicht heirathen konnte."

„Warum that er das nicht?"

„Sie war katholisch und er Protestant, ja, er hatte sogar früher als eifriger Remonstrant viel Ungemach erduldet; alle seine Gedanken waren der Griechen- und Römerwelt entlehnt, und doch konnte er sich nicht entschließen, aus Liebe zu seiner Tesselschade seine Glaubensform zu ändern."

„Es ist possierlich," fuhr van den Ende fort, die Rede seiner Tochter ergänzend, „all die Geschichten des alten und neuen Testaments hat er mit griechischer und römischer Mythologie und arkadischer Schäferpoesie besungen; er konnte nichts sagen ohne

den ganzen Olymp aufmarschiren zu lassen, ja seine eigene Liebe hat er in die Horazische Sprache übersetzt."

„Ich bin der Ansicht, lieber Vater," sagte Olympia, „daß Barläus zuerst alles in Gedanken in das Latein übersetzen mußte, um es richtig zu verstehen. Herr von Spinoza, lesen Sie seine Gedichte, eine Seele, ganz erfüllt von Menschenliebe liegt darin; er hat eine eigne Rubrik, Tessalica, worin er seine Geliebte besingt, wie sie zu Pferde saß und wie sie zur Harfe sang, ihre Halskrause, ihre Perlschnur, Alles vermochte ihn dichterisch zu begeistern. Er singt einmal:

Tessela quae coelo potes deducere lunam,
Et tetricos cantu demeruisse Deos*)

Verstehen Sie das Wortspiel, warum er den Namen Tesselschade in Tessela verwandelt hat?"

„Nein."

„In der zweiten Idylle des Theocrit ist Tessala ein unwiderstehlicher Liebeszauber; man hat die Namen der Pflanzen, aus denen der Zaubertrank bereitet wurde, aber die Pflanzen selber kennen wir nicht."

„Sie werden immer und ewig meine Lehrerin bleiben," sagte Spinoza dankend.

„Wollen Sie uns nicht, wenn Sie das Mittel gefunden haben, auch in der Zauberei unterrichten?" fragte Kerkering.

„Sie sind ja schon ein verzauberter Prinz," entgegnete Olympia. „Herr von Spinoza, glauben Sie auch an Zauberei?"

„An die Ihrige," erwiederte er rasch; Oldenburg schüttelte mißbehaglich den Kopf.

*) Tessela, du kannst mit deinem Gesange den Mond vom Himmel herabziehen, und die finsteren Götter zum Danke verbinden.

„Sie haben einen Hauptpunkt in der Liebesgeschichte des Barläus vergessen,“ sagte er, „erinnern Sie sich, daß er in der Dedikations-Epistel zu seinen Gedichten der drei L wegen die Ehe für unbequem hält, Libri, Liberi, Libertas*), die vertragen sich nicht wohl mit einander. Der Arme! Er hatte aller Welt Hochzeitsgedichte gemacht und er selbst konnte nie Hochzeit halten.“

„Er hat auch ein schönes Carmen auf die Hochzeit meines Oheims Overbeck in Hamburg gedichtet,“ schaltete Kerkering ein, und Oldenburg fuhr fort.

„Hätte in diesem Barläus eine wahrhaft göttliche durch und durch poetische Seele gewohnt, und hätte sich nicht aus allen Ecken und Enden die Magisternatur hervorgedrängt, der versagte Besitz seiner Tesselschade und die reine Liebe zu ihr allein hätte für ihn ein Blüthengarten der duftigsten und mit himmlischem Schmelz übergossenen Dichtungen werden müssen. Hätte Dante seine Beatrice umarmt, hätte Laura ihrem Petrarca eine Brodsuppe gekocht, nimmer vermochte jener durch seine unsterblichen Canzonen sich zum Homer der christlichen Weltbildung emporzuschwingen, und der ewige Wohllaut der Sonette Petrarca's wäre vor leidigem Kindergeschrei verstummt. Die Poesie ist nicht der Geier der Fabel, der ewig am Leben zehrt, sie ist die Flamme, aus welcher der Phönix neu verjüngt und mit unversehrten Fittigen sich himmelan schwingt; für den einzelnen Menschen wie für die strebende Menschheit wäre der höchste Besitz Eckel und Tod oder ein glücklicher Wahnsinn.“

„Wie? Sind Sie der Herr Oldenburg?“ fragte Olympia

---

*) Vielleicht im Deutschen durch drei W wiederzugeben: Wissenschaft, Windeln, Weiberregiment.

verwundert. „Das ist sehr originell; also Mönche und Nonnen sind in ihrer Abstinenz die auserwählte Poetenschaar?"

„Sie wollen mich durch eine geschickte Finte irre machen," erwiederte Oldenburg, „aber ich bin nicht ungeübt. Ich behaupte nur, ein Mann mit wahrhaft großer Seele darf sich nicht mit all seiner Lebenskraft an irgend eine willkürlich idealisirte Persönlichkeit anklammern; thut er das, so ist er vom Gott zum Menschen geworden und er stirbt den Tod der Menschen, denn er wird eingesargt zwischen den dürren Brettern der alltäglichen Rücksichten und Bedürfnisse, ja, könnte er sein frei und aus sich selbst geschaffenes Ideal vor sich verwirklicht finden, er müßte es fliehen."

„Ich bin auch Ihrer Ansicht," sagte der alte van den Ende, „die Götter haben Pygmalion nicht härter strafen können, als da sie ihm seine Bitte gewährten; diese Ehe mußte unfruchtbar sein."

„Es giebt keine Ideale auf Erden und es kann keine geben," fuhr Oldenburg in begeistertem Tone fort; „thöricht ist, wer sie sucht, und noch thörichter, wer sie gefunden zu haben glaubt; in uns leben und über uns schweben mögen sie in verklärter Erinnerung. Wie unendlich groß ist Dante, wenn er von seiner reinen und geläuterten Liebe singt."

„Es gab doch eine Zeit, wo Sie anders dachten", sagte Olympia.

„Ich denke noch so, ich selber habe keinen Anspruch auf die höchste Krone der Menschheit; wie Ich bin, so leben noch Tausende in der großen Masse, ich muß mich gefangen geben. Sähe ich aber einen Freund, der, mit hohem weltbezwingendem Geiste begabt, sich einfangen ließe in den vier Pfählen der Alltäglichkeit,

der seinen hohen Geist beugte, um einem selbstgeschaffenen Götzen zu dienen, ich würde ihn von mir stoßen, denn er ist zum Verräther geworden an der Hoheit und Majestät seines Berufes; kann er aber das Ideal, das die Gegenwart immer Lügen strafen wird, sich hoch und rein erhalten, so preise ich ihn glücklich."

„Das ist ein trauriges Märtyrthum, das Sie den hohen Geistern aufnöthigen wollen," sagte Olympia.

Das Dunkel brach herein, man trennte sich.

Spinoza begleitete Olympia nach Hause, sie hing an seinem Arme, er wußte nicht, wie er zu dem Muth und zu dem Glücke so naher Berührung gekommen war. Der alte van den Ende führte Cäcilie, Olympia und Spinoza gingen schweigend hinterdrein. Als sie an das Waaghaus kamen, sagte Olympia:

„Sehen Sie, dort ist der Brunnen, in dem der gutmüthigschwache Barläus den Tod getrunken; wär' es nicht vernunftgemäßer und männlicher gewesen, den Glauben aufzugeben als das Leben?"

„Weder den Glauben noch das Leben haben wir uns selber gegeben," antwortete Spinoza, „der Selbstmord an diesem wie an jenem ist Feigheit und Schwäche, die Stärke liegt darin, dieses wie jenen ertragen und in ihnen entsagen oder sie befreien zu lernen." — Olympia schwieg.

„Mich empört dieses sich aufdrängende diplomatische Vermitteln," sagte sie nach einer Pause, „das Oldenburg heute so kunstreich in's Werk zu setzen glaubte; ein dritter, der ein zartes Verhältniß nur mit einem Worte berührt, erzeugt Zerwürfnisse und Mißverständnisse, die ohne ihn nie entstanden oder doch schneller ausgeglichen wären."

„Es freut mich, daß ich Sie so finde," sagte Spinoza und

preßte im heftigen Seelenkampfe die Lippen übereinander. „Liebe Olympia," fuhr er fort, „ich habe mit aller Macht gerungen, aber ich bin so stark nicht, wie Sie wol meinen; ich unterliege, wenn Sie mir nicht Ihre Hand dazu bieten, oder vielmehr sie mir entziehen. Ich mag das Wort nicht nennen, das aus meiner Seele zu Ihnen spricht, aber ich bitte Sie, stoßen Sie mich von sich, nie, nie dürfen wir uns angehören."

Olympia drückte seinen Arm näher an ihre Brust, ihr Athem zitterte, ihre Hände faßten sich. „Wie?" fragte sie, „und warum denn nicht? Haben Wir Christum an's Kreuz geschlagen? Was kümmert uns, was vor tausend Jahren ein fanatischer Pöbel that? Haben Sie umsonst diese Höhe des Denkens erstiegen, um zurück zu schrecken vor einer Form, in die die Menschen sich gezwängt haben? Haben Sie mir nicht hundertmal gesagt, Sie liebten und verehrten Christum als den Welterlöser dem Geiste nach? Wollte Gott, das Verhältniß wäre umgekehrt, freudig folgte ich Ihnen vor den Altar; wo Liebe ist, kann Meineid nicht herrschen — oder soll ich hineilen in die Synagoge und mich taufen lassen von den Rabbinen?"

„Liebe Olympia, kennten Sie die Tiefe des Schmerzes, der mein Herz spaltet, Sie würden gewiß nicht also zu mir sprechen. Es ist Meineid, nichts anderes, den ich schwöre, wenn ich einen andern Glauben mit Bewußtsein annehme. Dank sei es der fortschreitenden Geschichte, ich darf mich von den Formen des Glaubens, in dem ich geboren bin, lossagen und darf mir eine Ansicht von den höheren Dingen aufbauen, wie sie mir die Natur meiner Denkkraft an die Hand giebt. Ich kann und werde mich durch keine persönlichen Rücksichten abhalten lassen, meine Ueberzeugungen über Glauben und Denken auszusprechen und ihnen

nachzuleben; eine Religionsgenossenschaft, in die mich die Geburt gestellt, kann mich daran nicht hindern; anders aber ist es, wenn ich selbstwillig in eine solche eintrete; die neuen Genossen können mir mit Recht zurufen: was trieb dich zu uns, wenn nicht die Wahrheit? Du hast kein Recht mehr auf das verlassene und auf das neu erfaßte Heiligthum einzuwirken . . . . . Ich kenne die Sophismen wohl, die uns zuraunen: du fügst dich blos der Form, dein Denken bleibt dir frei; aber es ist und bleibt Meineid, und dürfte ich, Meineidiger, je das Wort Wahrheit in den Mund nehmen ohne zu erröthen? Mein unglücklicher Stammesgenosse Uriel Akosta, von dem ich Ihnen früher erzählte, hat darum mit einem gräßlichen Selbstmorde geendigt, weil er diesen Selbstmord durch Widerruf schon an seinem Denken begangen hatte. Er mußte sich vor jeder Wahrheit verworfen und lebensunfähig erscheinen; Ja und Nein galten ihm nichts mehr und waren sinnlos geworden."

Olympia schwieg, sie hielt sich die eine Hand fest vor die Augen und ließ sich von Spinoza blindlings leiten und dieser fuhr mit bewegter Stimme fort: „Ich gebe Ihnen die Frage zurück: haben wir deshalb die Höhe des Denkens erklommen, um von einer Neigung, die der Quell unendlichen Kummers für uns werden muß, uns besiegen zu lassen? Ich kämpfte lange, aber ich mußte endlich frei und ehrlich mit Ihnen sprechen; von dieser Stunde an sei vergessen und ausgetilgt, was wir uns waren und werden wollten. Noch ist es Zeit. Trennung und ein starker Wille werden uns wiederum Ruhe finden lassen; wir haben uns geliebt, das ist uns genug, suchen Sie in einem Andern das Glück, das ich Ihnen nicht bieten darf, nicht bieten kann."

Seine Zunge versagte ihm den Dienst, er mußte inne halten, Olympia's Hand zitterte in der seinigen. „Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, ich habe darüber nachgedacht," sagte sie, „Sie können ohne irgend einer Ueberzeugung zu widersprechen, Christ werden, ich habe sogar deshalb die Stelle nachgeschlagen; wissen Sie, die Keimpunkte Ihrer neuen Anschauung liegen ja in den Worten Johannis: „„Daran erkennen wir, daß wir in Gott bleiben, und Gott in uns ist, weil er uns von seinem Geiste gegeben hat."" Ja ohne Inconsequenz müssen Sie Christ werden."

„Warum scheuen Sie sich," entgegnete Spinoza, „auch den vorhergehenden Vers anzuführen, der so sehr auf unsere Lage paßte? „„So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns."" Aber bedenken Sie, fallen auch einzelne Resultate meines Denkens mit der Weltanschauung des Christenthums zusammen, muß ich deßhalb den Kirchenglauben beschwören? Vielleicht wäre das die Consequenz, die Justus Lipsius beobachtete, der, wie Sie wissen, ein Buch de constantia (über die Beständigkeit) geschrieben und alle paar Jahre seinen Glauben gewechselt hat."

„Ich dachte, Sie wären selbständiger, aber ich sehe, Oldenburg hat Sie auch bekehrt," sagte Olympia in schneidendem Tone, „Sie streben nach der Glorie Dante's, aber ich bin keine Beatrice, will keine sein. O es ist groß! Sie werden sich hineinstürzen in's bewegte Leben, ach, vergißt sich da eine Jugendliebe nicht bald? Sie spotten vielleicht gar darüber, und ich? Was ist daran gelegen, wenn ich in Kummer untergehe?"

„Liebe Olympia," hob Spinoza an, „Ihr eignes Herz muß Sie wegen solcher Reden anklagen; aber bedenken Sie, was

könnte ich Ihnen bieten? Nichts als ein ärmliches, entsagungsreiches Leben; wenn ich auch den Glauben der Väter abschwören wollte, wenn ich nur ganz Ihnen leben möchte, ganz der Ihrige sein. —"

„Schalom Alechem Rabbi Baruch. Brauchst dich nicht zu eilen, Maariph*) ist schon zu Ende," unterbrach hier den Redenden eine schnarrende Stimme; Spinoza sah sich um, es war Chisdai, der, ohne einen Gegengruß abzuwarten, kopfschüttelnd weiter ging.

„Hat der Mensch wol meine Worte gehört?" fragte Spinoza.

„Ich glaube nicht," antwortete Olympia, „aber es ist gräßlich! Dürfen solche Medusengesichter freundlich grinsend Sie mit dem traulichen Du anreden? Nun ist's entschieden, eine höhere Pflicht kommt dazu, ich lasse Sie nicht. Ich hasse die Entsagung, sie ist nichts als schönthuerische Feigheit, sie wäre Ihrer und meiner unwürdig."

Man war am Hause van den Ende's angekommen, Spinoza wollte sich verabschieden. „Sie müssen noch mit hinaufgehen," sagte Olympia, „Sie glauben kaum, wie unheimlich es mir ist, wenn ich draußen eine mächtige Seelenerschütterung erlebt habe, und nun heimkomme, wo mich die alten Wände verwundert und fremd ansehen; es ist mir dann Alles zur Last, ich meine ich müßte vergehen vor Unruhe und einem unfaßlichen Heimweh; ich spiele dann gewöhnlich so lange Orgel, bis ich mich vollkommen betäubt zur Ruhe begebe. Ich bitte, gehen Sie mit."

*) Das Nachtgebet in der Synagoge.

18. Küssen und Sterben.

Cäcilie betete im offenen Nebenzimmer vor ihrem Crucifix, Spinoza saß schweigend bei Olympia, ihre Hand ruhte neben ihm, er wagte es nicht sie zu erfassen; still träumend und nachdenklich sahen die beiden Liebenden einander an.

„Wenn ich so bis zu den höchsten himmlischen Seelengenüssen mich erhebe,“ sagte Olympia, „so kenne ich nichts mehr als Sehnsucht nach dem Tode; jetzt, so hinweggetragen über alle kleinen Mühseligkeiten, jetzt möchte ich sterben, dem Höchsten nahe und innewohnend möchte ich in ihm aufgelöst werden.“

„Ehedem, als ich der religiösen Verzückungen noch fähig war, beschlich mich auch oft solche Sehnsucht nach dem Tode,“ erwiederte Spinoza. „Man könnte vielleicht eine Deutung dieser Empfindung in der thalmudischen Sage finden, daß Moses durch einen Kuß gestorben sei, indem Gott der Herr durch einen Kuß seine Seele wieder in sich zurückhauchte.“

Olympia war betroffen von dieser seltsamen Wendung. War dieser Geist immerdar versenkt in seine Forschungen oder wollte er mit solchem Hinweise einen heißen Wunsch seines Herzens verhüllen und darlegen? Sonst war der Austausch ihrer Gedanken leicht von statten gegangen, jetzt saßen sie stumm da und wußten einander nichts zu sagen. Olympia sang noch auf

den Wunsch Spinoza's jenes Volkslied, bei welchem er sie zum erstenmale überrascht hatte; den Schlußreim:

Ihr seid meine rechte Frauen,
Mit keiner andern laß ich mich trauen

sang sie mit so schmelzender Innigkeit, sie ließ die Töne der Orgel, mit denen sie ihren Gesang begleitete, so sanft ausklingend verhauchen, daß Spinoza die Ruhe, die sonst durch ihren Gesang über sein gährendes Innere gekommen war, schmerzlich vermißte; es ward ihm schwer, nicht an ihren Busen zu sinken und den sangesreichen Quell ihrer Lieder mit einem Kusse zu versiegeln. Er mochte sich selber nicht länger trauen, nahm seinen Hut und ging. Olympia nahm das Licht und leuchtete ihm voran die Treppe hinab, sie sprachen keine Silbe; drunten reichte ihr Spinoza die Hand, sie legte ihren Lockenkopf sanft an seine Brust, er umschlang sie, ihr Herz pochte heftig an seiner Hand. „Liebe Olympia," sagte er, „ich beschwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig ist, lieben Sie mich nicht, ich bin es nicht werth."

„Ich muß dich lieben," sagte sie; „gebiete meinem Herzen, daß es zu schlagen aufhört; ich kann dich nicht lassen —" ihre Stimme zitterte, er drückte sie inniger an seine Brust, mit einem innigen Kusse hielten sie sich fest umschlungen. Er riß sich los aus ihrer Umarmung und stürmte fort; Olympia sprang trällernd die Treppe hinan und rief in munterm Tone: „Gute Nacht, Herr von Spinoza."

Da stand er nun vor dem Hause, die Thüre war hinter ihm zugeschlossen. In schwer aufathmender Müdigkeit wandelten sorgenvolle Ehepaare, die den Feierabend in einer „Wandeling" in freier Luft genießen wollten, Liebende lustwandelten in raschem

Schritt und unter lebendiger Wechselrede, Matrosen schlenderten heran und johlten und sangen das holländische Volkslied:

Wir leben froh, wir leben frei,
Auf Niederland'schem Grund;
Erhoben aus der Sklaverei,
Durch Eintracht nun so groß und frei,
Der Boden duld't nicht Tyrannei,
Wo Freiheit je bestund.

Es war ein buntes Menschengewühl, Spinoza achtete kaum darauf. „Weiberherzen, ihr seid unergründlich!“ sprach er zu sich, „fühlte sie die unendliche Tiefe des Augenblickes nicht, oder war es ihr nur darum zu thun, mit dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit Alles, was vorgegangen war, so schnell vor Cäcilie zu verbergen? Wie war ihr aber das möglich?“

Mit so aufgeregtem Geiste konnte er nicht nach Hause gehen, er ging auf die andere Seite der Straße und setzte sich auf die Treppe am Eingange der St. Olai-Kapelle. Er schaute hinauf nach den erleuchteten Fenstern Olympia's, oft bemerkte er ihren Schatten vorüberschweben, bis endlich das Licht gelöscht wurde. Er schämte sich fast, hier wie ein verzauberter Ritter träumerisch nach dem Fenster der Geliebten zu schauen, und mußte innerlich lächeln, als ihm die Tessala einfielen. „Ich kann dich nicht lassen,“ sagtest du, „ich will, ich darf dich nicht lassen, erwiedere ich dir; habe ich nicht deine keuschen reinen Lippen an meinen Mund gedrückt? Du bist mein, mein auf immer. — War nicht auch meine Mutter eine Moslemin und wendete sich zu unserm Glauben, müßte ich ein Mosleme bleiben, wenn ich in dem andern Falle als solcher geboren wäre? — Aber dein Vater und deine Mutter liebten sich aus höherer Nothwendigkeit

gleich vom ersten Anschauen, und du, findest du Olympia tadelfrei? Hast du nicht, durch ihre bizarre Laune geschmeichelt, dich in ein Verhältniß hineingeklügelt, das dir anfänglich so widerspruchsvoll war? — Die Liebe, die den Zweifel überwinden muß, ist größer und dauernder als jene andere, die wie vom Himmel herabgefallen; es ist die intellectuelle Liebe. Du wolltest dir ein Leben voll Entsagungen aufbauen, weg damit! sie liebt dich und an ihrer Seite findest du Ruhm und Glück, Ehre und Genuß. Was giebt mir jene Genüsse zurück, die ich alle von mir lostrenne um der Wahrheit willen? — Die Wahrheit. — Aber muß ich ihr Sklave sein? Ich allein von so vielen Tausenden mich dazu verdammen, die mir eingebornen Anrechte auf die heiteren Lebensgenüsse aufzugeben? Ich will die Wahrheit mit dem Feigenblatte der Legitimität bedecken, will doppelzüngige Worte wählen und die bittere Pille ihnen überzuckern, diene ich so der Wahrheit nicht noch mehr? — Du dienst ihr durch die Lüge. — Nein, ich werde nie gegen meine Ueberzeugung sprechen, sondern diese nur in der Brust verschließen. — Und das katholische Glaubensbekenntniß? — Olympia liebt mich, muß ich sie nicht retten? Einst, in glücklicheren Zeiten, ja, da mag es anders sein, aber jetzt, ich muß der Zeit gehorchen. — Und dein Vater? und Geronimo? — Sie waren gläubige Juden, aber du?"

Solche Gedanken bewegten sich in dem Gemüthe Spinoza's, und das viertelstündlich wiederkehrende Glockenspiel in der stillen Nacht bildete eine eigenthümliche Begleitung. Ihm maß sich das Leben nicht ab nach dem Ton von den Kirchthürmen.

Läßt sich eine andere Weise finden? . . .

Er mußte lange hier gesessen haben, denn als gegen Mitternacht Maessen Blutzaufer und Flyns Arm in Arm, als zwei

Mächte die sich das Gleichgewicht halten, nach Hause taumelten, spotteten sie über den armen Sünder, der, statt zum Liebchen zu schlüpfen, hier in kühler Nacht auf hartem Steine hocke. Spinoza merkte nichts von Allem, was um ihn her vorging; endlich stand er auf, und als er den Ort betrachtete, wo er so lange geweilt hatte, mußte er unwillkürlich lächeln, es war die Kirche, die nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut war. „Schlafe sanft,“ sprach es in ihm, als er zu Olympia's Fenster hinaufblickte, „ich habe für dich gewacht, du sollst auf ewig an meiner Seite ruhen.“ —

Die Glocken summten tief, brausender Orgelklang durchwogte das ganze Gebäude, eine zahllose Menschenmenge erfüllte die katholische Hauptkirche. Spinoza stand vor dem Altare, in der Mitte zwischen dem Dr. van den Ende und seiner Tochter Olympia in bräutlichem Schmucke. Droben auf dem Empor stand der Vater Spinoza's, seine Kleider waren zerissen, sein Antlitz starr und unbewegt. Das Hochamt begann, Cäcilie und Olympia knieten nieder, Spinoza und van den Ende thaten desgleichen. Chisdai und das Skelett des dicken Domine waren als Ministranten eingekleidet, Chisdai schwang den Weihrauchkessel, und so oft er das Zeichen des Kreuzes über seinem Gesichte machte, stolperten seine Finger über dem Höcker seiner Nase, und zweimal als das Skelett diese Bewegung machte, verfingen sich seine fleischlosen Fingerknochen in der Höhle, wo einst die Nase gesessen hatte, und als es die Klingel läutete, klapperte sein dürres Gerippe wie leere Mohnköpfe, vom Winde zusammengeschlagen. Das Hochamt war zu Ende. Spinoza trat allein vor, und kniete auf die Stufen des Presbyteriums vor dem Priester nieder. Er verfluchte die Mutter aus deren Schooß er

hervorgegangen, und den Vater, der ihn erzeugt hatte, weil sie ihn nicht von Geburt an in den Schooß der allein seligmachenden Kirche geführt hatten; ein Schmerzensschrei ward vom Empor vernommen, man trug einen Entseelten weg. Spinoza sprach das Glaubensbekenntniß mit leiser, nur dem Priester vernehmbarer Stimme, der Priester legte beide Hände auf das Haupt des Täuflings, segnete ihn leise und besprengte darauf seine Stirne dreimal mit Weihwasser; in jubelndem Tone fiel die Orgel ein — — „Baruch! Baruch! steht auf!“ rief es jetzt . . . Es war nur ein Traum, Spinoza lag in seinem Bette, die alte Chaje stand mit einem Lichte vor ihm. Er griff sich über die Stirne, von welcher kalter Schweiß rann.

„Was giebt's?“ fragte er.

„Euer Vater liegt — dem Stein sei's gesagt — im Verscheiden, die Mannen aus der Nachbarschaft sind alle schon unten.“

Baruch sprang hastig aus dem Bette, kleidete sich nothdürftig an und rannte die Treppe hinab; es mußte schon weit sein mit seinem Vater, denn er hörte die Männer in lautem Chore rufen: Höre Israel! der Ewige unser Gott ist ein einiger Gott.

Als er in das Zimmer trat, sprach eben sein Vater den Schluß des Gebetes, wo es heißt: „— — und somit lege ich das Geständniß vor eurem Angesichte ab, daß jedes Wort und jeder Gedanke, den ich gegen Gott hatte, nichtig und vernichtet sein möge, wie ein zerbrochener Scherben, daß mein Wort, mein Gedanke und meine Ahnung haltlos sein möge, denn ich glaube an Deinen erhabenen Namen, daß Du der wahrhafte, Moses Dein Diener der wahrhafte und seine Thorah die wahrhafte ist. Du bist einzig und geeint, es giebt keine Einheit in keinerlei

Weise wie Du, der da war, ist und wird sein. Gott ist König, Gott regiert und wird regieren in alle Ewigkeit, und einst an jenem Tage wird Gott der einige und sein Name der einige sein. Nichts ist Dir gleich, im Himmel oben und auf Erden unten ist keiner außer Dir, gelobt sei er und gelobt sein Name in Ewigkeit, gelobt sei der Name seiner hohen Majestät für und für." Die Versammelten antworteten in einem großen Gebete, das mit den Worten schloß: „Deine Frömmigkeit möge vor dir hergehen, die Herrlichkeit Gottes dich einsammeln, und du in Frieden auf deinem Lager ruhen. Amen! Amen!"

Baruch setzte sich an das Bett seines Vaters, der immer mühsamer Athem holte; er faßte die Hand seines Sohnes, deren Fiebergluth durch die kalte Todtenhand nicht gelöscht werden konnte.

„Vater!" rief Baruch, mehr konnte er nicht sprechen.

„Bete für mich, mein Sohn," sagte der Vater leise; immer lauter röchelte er, jetzt und jetzt meinte man, müsse ihm der Athem ausgehen, alle Versammelten riefen unaufhörlich das: „Höre Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiger Gott." Der Kranke betete mit, er richtete sein Auge gen Himmel und mit dem Worte „einig" hauchte er seinen Athem aus; seine Lippen preßten sich noch zusammen und öffneten sich wie zu einem Kusse — er war todt.

Rabbi Saul Morteira öffnete ein Fenster, das ist das Zeichen, daß die Seele nun gen Himmel fährt, und alle Anwesenden sprachen: „Gelobt sei der wahrhaftige Richter." Baruch sank am Bette seines Vaters auf den Boden nieder, er hielt die todte Hand an seiner heißen Stirne; von drüben aus dem andern Zimmer tönten die halb unterdrückten Klagen Miriam's und

Rebekka's herüber; die Anwesenden unterredeten sich mit leisem Geflüster und wollten eben weggehen. Da hörte man Jemand mit starkem Gepolter die Treppe heraufspringen, die Thüre wurde aufgerissen.

„Ist er todt?" fragte eine Stimme.

„Ruhig, still Rabbi Chisdai," antworteten die Anwesenden.

„Wehe! dreimal Wehe über dieses Haus!" rief Chisdai, „er allein hätte seinen Ben sorer umoreh *) noch retten können; ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, er will Christ werden und eine Christin heirathen."

„Wenn Ihr nicht augenblicklich geht," antwortete Samuel Carceres, „und noch solch ein Wort gegen meinen Schwager sagt, werd' ich Euch den Weg weisen, es hat Euch Niemand gerufen."

„Ihr werdet mich rufen und ich werde nicht kommen," antwortete Chisdai, als er von den anderen mit fortgeschleppt wurde.

Benjamin von Spinoza hatte in seinem Testamente verordnet, daß man ihm seinen alten spanischen Degen zerbrochen mit in's Grab lege; die Rabbinen nahmen lange Anstand, dieser Verordnung, deren Bedeutung nur Wenige erriethen, Folge zu leisten. Spinoza mußte viele thalmudische Autoritäten citiren, um den Willen seines Vaters erfüllt zu sehen. Draußen auf dem Friedhofe mußte er, der alten jüdischen Sitte gemäß, zu den Füßen seines Vaters niederknieen, Gott und seinen Vater für Alles, was er gegen sie gesündigt, um Verzeihung bitten; darauf mußte er auf der linken Brust sein Gewand zerreißen,

*) Abtrünnigen und widerspenstigen Sohn. (5. B. M. 21. 18.)

und als die Bahre eingesenkt war, mußte der Sohn zuerst hintreten und eine Hand voll Erde auf dieselbe werfen. Er that dies mit schwankenden Schritten und zitternder Hand; Chisdai sprang hülfreich hinzu, um ihn zu unterstützen. —

Sieben Tage lang mußte Spinoza mit dem zerrissenen Kleide und ohne Schuhe auf dem Boden sitzen, und dreißig Tage durfte er seinen Bart nicht scheeren lassen, aber sein Aeußeres war dennoch nicht so wild und zerrissen als sein Inneres. Wie oft, wenn er die Arme auf die Kniee gestemmt, sein Angesicht mit den Händen bedeckte, wie oft gedachte er da Olympia's. Was sollte aus ihnen werden?

Ein Besuch Oldenburgs und Meyers, die gerade kamen, als er mit seinen beiden Schwestern auf dem Boden saß und die Rabbinen nach ihrer Litanei vor der versammelten Gemeinde eine Art von Seelenmesse für den Verstorbenen vortrugen, ward ihm zur höchsten Pein.

Er dachte viel darüber nach, wie er ein freies und unabhängiges Leben sich aufbauen wollte. Eine Sehnsucht nach Ruhe, nach beschaulichem Alleinsein, regte sich oft wie ein unergründliches Heimweh des Geistes in ihm; er kam sich wie gefangen vor vom Geräusche der Welt und ihren Gewohnheiten. Und wieder sah er, wie sein ganzes bisheriges Leben von Gegensätzen bewegt war; er wollte Einheit erringen. Ob er sie in der Vereinigung mit Olympia finden sollte — — es war ein schmerzlicher Trost, daß ihm der unmittelbare Widerspruch seines Vaters nicht mehr entgegen stand.

---

19. Stillleben.

Spinoza ging nachdenklich durch die Kalwerstraat. „Ei, ei, wie stolz," sagte Jemand, Spinoza kehrte sich um, es war Frau Gertrui Usmsand, die aus ihrem Fenster im Erdgeschoß heraussah. „Wie geht's?" fragte sie, „Ihr macht ja ein essigsaures Gesicht. Seit der gute Magister Nigritius todt ist, hab' ich Euch nur ein einzigmal in dieser Straße gesehen, vor ein paar Wochen; Ihr seid mit des van den Ende's Olympia vorbeigegangen, ich hab' zweimal guten Abend gesagt, aber ihr müßt auch keine Seide miteinander spinnen, keines von euch hat mich gehört oder gesehen. Nicht wahr, es waren doch auch schöne Zeiten, als Ihr alle Tage zu unserm Magister gekommen seid? Aber mehr als um zwanzig Jahre seid Ihr in dieser Zeit älter geworden. Ach! mit unserm Stübchen haben wir unterdessen viel ausgestanden. Zuerst haben wir einen Maler gehabt, der hat sich seinen Abendsegen in der Kirche geholt, wo man mit Gläsern zusammenläutet, dann ist er heimgekommen, toll und voll, und hat uns aus dem besten Schlaf aufgeweckt; nach diesem haben wir eine Wittfrau gehabt, die hat das Holz gespart und ist uns den ganzen Tag auf dem Hals gesessen, man hat nicht vor ihr schnaufen können. Mein Mann, der ist gar wunderlich, ich hab' ihr nichts in den Weg gelegt, ich hab's auch meinem

Klaas gesagt, es ist eine Wittfrau, man kann sich versündigen, er hat ihr doch aufgekündigt; seit einem halben Jahre steht jetzt das schöne Stübchen leer und wir haben's erst frisch anmalen lassen, es ist Alles frisch geputzt und sieht aus wie in einem Kirchlein. Ich geh' nicht gern die Treppe hinauf —"

„Geert, sei so gut und mach' das Fenster zu, die Spän' fliegen einem alle in die Augen; wenn du mit dem Herrn plaudern willst, geh 'naus oder laß ihn 'rein kommen," rief eine breiige Stimme aus dem Zimmer.

„Kommt ein wenig herein," sagte Gertrui, das Fenster schließend. Spinoza ging hinein, er sagte, er wolle das Zimmer miethen, er müsse bei seinem Handwerke entweder an einem freien Platze oder hoch wohnen, um gutes Licht zu haben; die Leute glaubten anfangs er scherze und waren hoch erfreut, als sie sahen, daß es Ernst war. Gertrui zeigte ihm das Stübchen, auf dessen Boden der feine Sand wie ein Spitzengewebe kunstmäßig durchzirkt war; der nach Schiffsweise in eine Wandspinde eingesetzte Bettraum war leer.

„Seht," sagte die Frau, „das ist noch der Lehnstuhl von unserm Magister, ich hab' Alles waschen und ausklopfen lassen, es ist kein Stäubchen mehr darin. Ich kann Euch Alles geben, nur kein Bett, die Betten brauche ich für meine Gesellen; seht, da hat der Magister seine Bücher gehabt, da könnt Ihr auch Eure Bücher hinstellen. Habt Ihr auch so die üble Gewohnheit, auf Tisch, Bank und Stuhl, ja sogar auf dem Boden, alle Bücher auf's Gesicht zu legen wie der selige Herr Magister, und daß man keines anrühren darf, wenn es nicht ein Donnerwetter geben soll? Ei, habt Ihr nirgends die schöne weiße Amaryllis gesehen, die der selige Magister so gerne gehabt hat? Von seinem

Todestag an ist sie plötzlich verschwunden und sonst haben diese Geschöpfe doch nur Anhänglichkeit an's Haus und nicht an die Menschen; ich gäb' viel darum, wenn ich sie wieder bekäme, es thät' mir in der Seele weh, wenn sie es nicht gut hätte. Ach, und sie war so klug, sie wußte auf die Minute hin, wann das rohe Fleisch gebracht wird, und wir wußten nichts von Mäusen." Spinoza hatte zu seinem Bedauern die Katze nirgends bemerkt. —

Wir sind hier leider wiederum unter die Dachtraufe einer alten Frau gerathen, wir dürfen uns indeß ihre Redseligkeit schon ein wenig gefallen lassen, da sie unsern Philosophen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt hegt und pflegt. Spinoza ging nach Hause, er hatte seine beiden Schwäger, die sich in ihren hohen Erwartungen getäuscht fanden, gerichtlich zur gleichmäßigen Vertheilung der Verlassenschaft seines Vaters anhalten müssen; als ihm nun sein Recht geworden war, verzichtete er freiwillig auf seinen Erbtheil, und nahm sich nichts als ein einziges Bett mit dem dazu gehörigen Vorhange, das er nebst seiner Werkbank und seinen wenigen Büchern und Kleidern in das Haus des Klaas Ufmsand bringen ließ.

Hier endlich war es ihm vergönnt, sein äußeres Leben in vollkommene Uebereinstimmung mit den Erfordernissen seines geistigen Naturells zu bringen. — Jener in der Ueberzeugung gefestete Gleichmuth, der den gewaltigen Erregungen auf den Wendepunkten des Lebens wie den Ruhestörungen und Anfechtungen der Alltäglichkeit die gelassene Bedachtsamkeit entgegensetzt; jenes Selbstgenügen, gewonnen durch heitere Verzichtleistung auf den Rausch inhaltloser und abspannender Genüsse, jene Erhebung und Fülle durch den Reichthum der eigenen

Brust; ein im heißen Kampfe errungener Seelenfrieden, ein klares Hinausschauen in die Welt, deren Räthsel gelöst und deren ewige Gesetze gefunden sind — das waren die Güter, die er immer bewußter, immer sicherer hier in der Einsamkeit sich aneignete.

Vom frühen Morgen an saß er an seiner Werkbank und arbeitete. Wenn er mit dem scharfen Diamante aus der Glasscheibe ein Stück herausschnitt, so brach er sich zugleich auch aus dem großen Systeme, das ganz, aber roh und unausgearbeitet, in ihm lag, eine Idee los; wenn er die bleierne Platte aufschraubte und dem Glase eine bestimmte Gestalt gab, so gewann auch die Idee in ihm immer festere Form, und so durch alle Stadien hindurch, immer bestimmter wurde die Form, immer durchsichtiger der Stoff; mancher Splitter mußte abfallen, manche Ritze ausgeschliffen werden, bis endlich beide das Spiegelbild der Wahrheit in sich reflectirten. Wenn er sich dann mit der Hände Arbeit sein Brod verdient hatte, nahm er in nächtlicher Stille beim einsamen Lämpchen seine feingeschliffenen Ideen wieder vor, sammelte den Staub, der von ihnen abgefallen war, und streute ihn darauf, damit er sie undurchsichtig machte, dann wischte er ihn mit leichter Hand wieder ab, und zeigte, daß er nicht nothwendig dazu gehöre, und daß er die Klarheit nur verdeckt, nicht aufgehoben habe. — So arbeitete, so philosophirte Benedikt von Spinoza.

Nicht lange nach seinem Zurückziehen aus der bewegten Welt mußte er indeß auch am Tage einige Stunden von seiner Handarbeit abbrechen, um einen jungen Geist in das Gebiet der Philosophie einzuführen. Meyer brachte ihm eines Tages den jungen Simon de Vries, welcher, seitdem wir ihn flüchtig ge-

sehen, der glückliche Erbe von den reichen Resultaten der Thee-speculationen seines Vaters geworden war, und sich nun ganz anderen Speculationen ergab. Spinoza trug ihm einen Cursus über die Principien der Cartesianischen Philosophie vor. Auf demselben Zimmer, wo er einst Mensa decliniren gelernt hatte, in demselben Stuhle, wo einst der Magister ihm seine Sprachfehler korrigirt hatte, saß er nun und lehrte die Cartesische Philosophie, und baute sich dieselbe aus, wie es die Nothwendigkeit des Gedankens erforderte. Der rechtschaffene Dodimus de Vries, der einst die verwickeltsten Rechenexempel so schnell im Kopfe löste, hatte nicht nur seine zahlreichen vollwichtigen Dukaten, sondern auch seine Fertigkeit im Rechnen auf seinen geliebten Sohn Simon vererbt; Spinoza hatte viele Freude an dem jungen mathematischen Talent.

Zwei, drei Tage, und oft noch länger, kam er nicht aus seinem Zimmer; er trennte sich nicht gerne von der traulichen Stille, in der er sich so wohlig fühlte, wo Stunden und Tage wie sanfte Wellen, erfrischend und belebend an ihm vorüber flossen.

Die gute Gertrui war sehr unzufrieden mit ihrem neuen Miethsherrn. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „entweder wollt Ihr Euch das Essen ganz abgewöhnen, oder die Raben vom Himmel kommen und speisen Euch, wie den Propheten in der Wüste; von dem, was Ihr von mir verlangt, könnt ihr unmöglich satt werden. Gestern habt Ihr den ganzen Tag nichts gehabt, als eine Milchsuppe, etwas Butter und einen kleinen Trunk Bier, welches zusammen mit dem gekauften Wasser und dem Torf $4^1/_2$ Stüber ausmacht, und heute habt Ihr wieder den ganzen Tag an der Hafergrütze mit Rosinen und Butter genug gehabt,

die wieder gerade so viel kostet. Ich hab's zusammengerechnet, in einem ganzen Monat habt Ihr im höchsten Fall zwei halbe Pinten Wein getrunken, das ist nicht zum Leben und nicht zum Sterben."

Spinoza suchte der guten Frau begreiflich zu machen, daß sein Einkommen keinen größern Aufwand gestatte, daß er sich aber ganz wohl fühle bei dieser Lebensweise.

„Ja," sagte sie, „man muß sich strecken nach der Decken, das ist ehrlich und rechtschaffen gedacht, aber wenn man die Decke länger machen kann, wär' man nicht gescheit, wenn man da läge wie ein zugeschnapptes Taschenmesser. Die vielen großen und reichen Herren, die täglich bei Euch aus- und eingehen, ich weiß gewiß, sie würden sich ein Vergnügen daraus machen, Euch Geld zu geben; es wär' nicht einmal etwas Geschenktes dabei, sie stören Euch so oft in Eurem Geschäft, daß sie es wohl vergüten dürften. Der Bediente des reichen Simon de Vries ist jetzt schon dreimal da gewesen, und hat Euch zum Essen eingeladen; statt hinzugehen und das Mark von frischen Meerspinnen zu essen, das auf der Zunge wie Butter zerläuft, seid Ihr zu Haus geblieben bei Eurer magern Milchsuppe. Es ist Euch doch sonst nichts verborgen, und man kann über Alles mit Euch sprechen; ich kann nicht begreifen, was Ihr dabei habt, Euch so einzuschränken."

Die gute Frau wollte sich durch keine Gegengründe überzeugen lassen. „Die Gelehrten haben doch Alle besondere Mucken im Kopf," sagte sie, als sie die Treppe hinabging, und erzählte Oldenburg, der ihr auf der Treppe begegnete, nochmals ihren Disput mit allerlei Variationen.

Oldenburg mißbilligte dieses freiwillige Abschließen in eine Klause ebenfalls auf's Höchste. Er fürchtete, daß solches Abwen-

den von der bewegten Welt, solches lautlose Vertiefen in die Gründe des Denkens und Empfindens einen Bannkreis bilden könnte, darin jede hereinbrechende Störung eine reizbare Empfindlichkeit erzeugen müsse, die jeden Widerspruch ablehnt, weil sie sich von demselben zurückgezogen. Er wußte nicht, daß solche Krankheiten in sich verschlossener zarter Seelen dem starken und großen Geiste ferne sind, daß er Einseitigkeit nicht kennt, weil er die Welt im Busen trägt, daß er durch die Widersprüche der Außenwelt nicht überrascht und verletzt wird, weil er sie alle durchdrungen und in sich zur Harmonie aufgelöst hat. Noch andere Gründe machten aber dem besorgten Freunde eine Veränderung der Lebensweise Spinoza's wünschenswerth, unter diesen stand die Befürchtung oben an, daß die Liebe Spinoza's zu Olympia — die er so richtig errathen hatte — in dieser Einsamkeit seiner Seele so tief einwurzeln könne, daß sie unvertilgbar wäre. Er glaubte noch immer, durch kluge Vermittlung in den Lebensgang eines selbständigen Geistes eingreifen und denselben berichtigen zu können.

„Unsere Zeit", sagte er einmal zu Spinoza, „die Zeit der aus dem Classicismus wiedergebornen Humanität und der sich selbst offenbarenden Vernunft, hat ihre Apostel, die in alle Lande reisten und dort ihre neuen Ideen verkündeten, so gut wie alle anderen. Zur Zeit, als das Christenthum entstand und sich noch nirgends wohnlich niedergelassen hatte, zogen jene frommen Männer hin und predigten aller Orten, selbst mit Gefahr ihres Lebens; wir sahen in unserer Zeit ebenfalls begeisterte Männer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wandern, und aller Orten das an sie ergangene Wort verkünden. Denke nur an Jordanus Brunus, er hat fast die ganze civilisirte Welt bereist, um seine Ansichten allenthalben

zu verfechten; leider hat er den unbegreiflichen Irrthum begangen, nochmals nach Italien zurückzukehren, um auf dem Scheiterhaufen den philosophischen Märtyrertod zu sterben. Diese Art aber, die Welt, und was sie zusammenhält und bewegt, aus eigner Anschauung kennen zu lernen, und es ihr im lebendigen Worte vor das Bewußtsein zu führen, nicht aber vom einsamen Dachstübchen aus sie ergründen und meistern zu wollen, das ist die einzig richtige Art des wahren Denkers. Unser Meister, oder wenn du ihn nicht so nennen willst, unser Lehrer Cartesius, hat nach einsamem Zurückziehen erkannt, daß die Wahrheit aus der Welt geholt werden muß, wenn sie wieder in die Welt eingehen soll; er lernte die Menschen in Krieg und Frieden kennen, wurde selbst Soldat und ging auf Reisen. Und auch das mußt du als eine Offenbarung unserer Zeit erkennen, daß es in der künstlerischen Erfassung der stummen Natur erst unserm Jahrhunderte gelungen ist, in der Landschaft den Geistesblick zu öffnen. Auch du mußt reisen, und willst du die Welt auch nicht lehren, so mußt du sie wenigstens wahrhaft kennen lernen; an Geld soll dir's nie fehlen, de Vries und ich wollen dir Alles, was du brauchst, gerne bieten; du darfst es nicht von dir weisen, es ist kein Geschenk, das wir dem Freunde bieten, der Wissenschaft und der Menschheit geben wir diesen Tribut, du thust mehr als wir, du widmest ihr dein Leben."

„Ich bitte dich," antwortete Spinoza mit mildem Tone, „wenn es nicht deine Absicht ist, mich erzürnt zu sehen, laß dies das letzte Mal sein, daß du mir Geldanerbietungen machst; ich habe dir und Vries längst erklärt, daß ich nie darauf eingehe. Ueberdieß kann ich diese neue Art der peripathetischen Philosophie, welche du so sehr empfiehlst, für meine Person wenigstens

durchaus nicht zuträglich finden. Ich bin kein Freund der Disputationen und sehe selten eine Förderung aus ihnen, denn meist kommt im Gegensatze nicht der reine Gedanke zur Aussprache, vielmehr so viel persönliche Beimischung, willkürliches Ablenken, daß man mehr mit Peter und Paul, wie sie durch Gewohnheit und Neigung geworden sind, als mit dem reinen menschlichen Denken zu thun hat."

„Eben darum solltest du Peter und Paul noch näher kennen lernen, um ihre Vorurtheile, ihre persönlichen Befangenheiten zu besiegen."

„Ich will die Gesetze menschlichen Seins und Denkens ergründen und feststellen, ich habe dir schon oft erklärt, daß ich nicht darauf ausgehe, die Mängel Anderer aufzudecken; werden diese durch Aufzeigung des Normgiltigen offenbar, um so besser. Du, nach deinem Berufe mußt auf Anderes sinnen; mir genügt es, im Buche der Geschichte und in den Regungen des eigenen Lebens zu forschen."

„Das sollst Du," entgegnete Oldenburg „und eben darum die Welt im Großen wie im Einzelnen näher erforschen. Laß mich dein Handwerk, diese Gläser da, als Beleg annehmen. Wäre unser Auge mikroskopisch eingerichtet, wir würden nur Einzeltheile und nie ein Gesammtes erschauen, hätte unser Auge nur den Fernblick, wir kennten die Besonderheiten der Dinge nicht. Darum ist es ein Vorzug des Culturmenschen, sich künstlich die mikroskopische und teleskopische Anschauung zu seiner gegebenen mittleren natürlichen anzueignen, und schließlich durch die Vorstellung, durch den Gedanken, sie in ihren Bedingungen zu erkennen; aber der Großblick und der Kleinblick muß vorausgegangen sein. Ebenso ist es auch mit der Erkenntniß des Menschenlebens. Darum reise und lebe dann still für dich."

„Laß mir meine vier heimlichen Wände“, entgegnete der Philosoph, „die Welt der Erscheinungen ist von Anderen weit genug erforscht und verzeichnet, um nun in stiller Betrachtung dem reinen Gesetze nachzugehen. In meiner Klause finde ich mich jederzeit und bestrebe mich, um mich her all die Geister der Wahrheit zu sammeln; glaube mir, es ist eine gute und zahlreiche Gesellschaft, und ich bin nie allein oder verlassen.“

Noch nie hatte das Auge Oldenburgs so geflammt, eine zitternde Andacht und Begeisterung sprach aus dem sonst so festen Ton seiner Worte, aus seinem ganzen Wesen, als er sich jetzt erhob und sagte:

„O Freund, was soll man dir sagen, da doch in dir Alles gegeben ist? Und doch, vielleicht muß auch dir eine Stimme von außen ein Zuruf werden. Siehe, nicht umsonst berichten die Sagen aller Völker, daß sich Götter zu Menschen verwandelten, sich gefangen nehmen ließen von den Beschränktheiten und Gewalten des Daseins, um sich selbst frei daraus zu erheben und andere mit zu erheben, und sei es durch den Leidenstod. Auch du mußt dem Rufe der dir gegebenen Wahrheit folgend dich ihr zum Opfer bringen. Du wirst mich nicht für den Schächer halten, und ich will dir nur die Worte zurufen, die die Welt über dein Leben und Denken aussprechen könnte: Hast du die Erkenntniß der Wahrheit, wird es heißen, und bist du ihr offener rückhaltsloser Bekenner, so steige herab von deiner stillen Einsamkeit, zieh hinaus in das bewegte Leben und verkündige und leide.“

Die beiden Hände gefaltet auf die Brust drückend erwiederte Spinoza:

„Sterben für die erkannte Wahrheit ist Glückseligkeit, die keinen Schmerz mehr kennt. Was ist ein langes Leben gegen

jene Erhobenheit, welche das Dasein selbst und dessen Hingebung zum Zeugnisse der innern Wahrhaftigkeit macht? Könnte es nur auch Andere überzeugen. Aber der Märtyrertod beweist für Andere nichts. Für die entgegengesetztesten Ueberzeugungen sind Menschen freudig in den Tod gegangen. Ich selbst habe einen wie man's nennt gläubigen Juden gekannt, der mitten in den Flammen, da man ihn schon entseelt glaubte, den Psalm: „In Deine Hand befehl' ich meinen Geist“ anstimmte und im Gesange ausathmete. Was könnte mich ein Leben mit seinen alltäglich wiederkehrenden Pflichten, Läuterungen und Genüssen reizen gegen die eine Alles in sich schließende That der Hingebung? Bezwingt aber äußere Gewalt den für seine Erkenntniß oder seinen Glauben Feststehenden nicht, so bezwingt sein Tod, der doch immer nur äußere Beweiskraft ist, auch die anderen nicht. Wenn ich, wie ich hoffe, mich einst so weit ausgebildet habe, um auch Andere zu lehren, so habe ich ihnen kein Gesetz zu geben, keine runden Sätze einzuprägen; es soll ein Jeder nur das Gesetz in sich und in der Welt finden: die Erkenntniß des in der Natur liegenden Gesetzes, das ist Erlösung seiner selbst und der Welt. Der Charakter, die bewußte Entwicklung seiner Naturgesetze, demgemäße Bestimmung seiner Handlungen und freie Hinnahme der daraus nothwendigen Schicksale, das ist die Besonderheit des Menschen, die nicht gelehrt, nicht übertragen werden, die er nur aus eigener Arbeit in sich selbst erschaffen kann.“

Die beiden Freunde standen nach diesen Worten in stiller Andacht einander gegenüber, und auf der Höhe des Denkens muthete sie wiederum die Freude an, mit gleichem ja fast mit Einem Blicke hinein zu schauen in die weite Welt. Niemand wußte mehr und wollte es wissen, wer der Gebende, wer der

Empfangende war, sie waren Eine Seele, Ein Herz, und doch hatte Jeder in dem andern sein eigen Selbst lebendig gegenüber.

Als Oldenburg wegging, empfand er im Tiefsten die weihevolle Kraft, die der Geist des Freundes über ihn ausgoß; es erschien ihm vermessen, hier noch irgend eingreifen zu wollen; nur die Hand reichen, nur durch äußerliche Anlehnung die innere selbständige Nothwendigkeit stützen wollte er. Er fühlte sich beseligt in der Macht solcher Männerfreundschaft, die auf dem Boden des reinen Denkens erwachsen war und die Hingebung an dieses wieder zu einer persönlichen Freude machte.

Was kann die Liebe mehr bieten und warum will der in sich beglückte Denker sich nicht an der Freundschaft allein genügen lassen?

Auch Spinoza fühlte sich immer heimischer in der umfriedeten Stille seines Lebens, dessen gleichmäßiges Glück nicht anders als Seligkeit genannt werden kann. Denn die innere Bewegung des Denkens in der Einsamkeit ist die selige Höhe des Lebens, der ewigen Sonne nahe, über dem Weltgeräusche, über den Wolken, die im Dunstkreis der Erde fließen. Im Alleinsein klärt sich das Leben ab, wo kein Anruf von außen möglich ist, nichts den Strom des denkenden Seins zu unterbrechen vermag. Und was zuerst als Wille erschien, festigt sich zu selbständiger Tragkraft, Gedanken schließen sich aneinander wie ein Reigen seliger Geister und nehmen den an die Persönlichkeit gebundenen Geist mit fort. Aufgelöst und vergessen ist das endliche Selbst und das Leben wird zum Denken.

Was in der Gegenwart und herben Berührung störte, gewinnt eine milde Verklärung und erweckt eine milde Versöhnung im Geiste, den Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit emporge-

tragen, und den kein Vorwurf herabzieht. — Wie ein Erwachen aus dem unbewußten Leben, das doch nur im selbstlosen Gebiete des Denkens sich bewegte, ist dann das Innewerden seiner selbst und das Besinnen auf sich und seine Beziehungen zur Außenwelt.

Hatte sich so Spinoza in reiner innerer Denkbewegung losgelöst von allem persönlichen Sein, so überraschte ihn oft die Erinnerung, daß es nun schon wieder mehrere Tage waren, seit er Olympia gesehen, ja sogar seit er ihrer gedacht, und doch liebte er sie von ganzer Seele; es war nicht jene stürmisch aufbrausende Liebe mit ihren überwallenden Gefühlen, es war die stillkeimende Neigung, deren Wurzeln in der Ueberzeugung und in der klarbewußten Anschauung von der Nothwendigkeit des gegenseitigen Verhältnisses ruhten. Diese Liebe hatte aber der Wunderlichkeiten und räthselhaften Selbstquälereien so viele, als jede andere, die der Sturm der Leidenschaften fortreißt. Mit lautpochendem von Liebeswonne geschwelltem Herzen ging er jedesmal nach dem Hause Olympia's und nicht selten verließ er dasselbe mit verstörtem Geiste und es ward ihm erst wieder wohl in seiner trauten Einsamkeit. — Wollte er wirklich die Liebe Olympia's unterdrücken, oder wollte er nur eine Probe damit anstellen? Er sprach mehr als gewöhnlich von seinem Judenthum, ja er suchte auch noch auf andere Weise sich selber in dem unvortheilhaftesten Lichte zu zeigen, und doch kränkte es ihn wieder, wenn er seinen Zweck erreicht zu haben schien, und Olympia — sei es aus Gefallsucht oder um ein Vergeltungsrecht zu gebrauchen — dem blonden Kerkering allerlei kleine Gunstbezeugungen zuwandte, wodurch dieser sich hochbeglückt fühlte, und in seiner Meinung, daß Spinoza nur der Strohmann sei, mit dem man ihn necken wolle, immer mehr bestärkt wurde. — Seit

jenem entscheidungsvollen Abende hatten sich die beiden Liebenden nicht mehr allein gesprochen, hierdurch hätten sich Mißverständnisse und Irrungen leicht gelöst; aber auch so, den Augen uneingeweihter Zuschauer blosgestellt, genossen sie Wonnen unerschöpflichen Liebesglücks. Oft sprach ihr Mund die gleichgiltigsten Dinge, aber ihre Augen sagten sich all die Gefühle, die sie tief verschlossen für einander hegten.

---

20. Confessionen.

„Die Juden wollen Allarm gegen dich schlagen, sie betrachten dich als Ausreißer, und wollen, daß du wieder zur Fahne zurückkehrst," so sagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit Meyer in dessen Zimmer trat.

„Fürchte nichts," sagte Meyer, „du hast dich so hoch hinaufgebettet, daß ihnen der Athem ausgeht, bis sie zu dir hinaufkommen."

„Wie wär's," fragte Oldenburg wieder, „wenn du dich, während sie nach dir fahnden, unter eine andere Fahne begeben, und dich in eine andere Uniform gesteckt hättest?"

„Du hast doch einst den Türenne so sehr gelobt," entgegnete Spinoza, „weil er das nicht that; ich wüßte nicht, welche Uniform mir paßte."

„Du hast Recht," sagte Meyer, „müßte ich dir eine Uniform zuschneiden, ich würde die ganze Himmelsdecke dazu verbrauchen, und Sonne und Mond dir als Ordenszeichen an die Brust hängen." Ein Gelächter entstand und Oldenburg begann wieder:

„Wozu diese Plänkeleien? wir müssen der Sache zu Leibe rücken; Meyer, von seinem iatromathematischen Standpunkte

aus, behauptet immer, das Streben aller Vernünftigen müsse dahin gehen, allen positiven Glauben und vornehmlich alle Autorität der Bibel auszurotten. Luther, sagt er, habe den Traditionsglauben gestürzt, er habe uns aber auf den unfruchtbaren Sand des blosen Bibelwortes gesetzt, er beruft sich sogar auf dich, und sagt: du hieltest nichts auf die Propheten und die heiligen Geschichten."

„Wenn er das thut, so hat er Unrecht. Ich glaube: die Prophetie kann vermöge ihrer inneren Anschauung oder Phantasie, die wir als unmittelbare göttliche Gabe bezeichnen können, das Wahre oft eben so richtig erkennen als die sich immer klar bewußte Vernunft; nur weil jene sich noch auf der niedern Stufe der Erkenntniß hält, ist sie dem Irrthum auch mehr blosgestellt als die reine Vernunft. Theologie und Philosophie sind sich nicht einander entgegengesetzt, sie beruhen blos auf ganz anderen Grundlagen. Ich bin von dem ewigen und unerschöpflichen Nutzen vieler der sogenannten heiligen Geschichten für das gemeine Volk überzeugt. Wer an dieselben glaubt und sein Leben danach einrichtet, hat als Erbe sich eine große Summe von erfahrungsmäßigen Wahrheiten angeeignet, zu welchen eine geringe Anzahl von Menschen, die nicht an dieselbe glauben mag, nur unmittelbar durch ihre Denkkraft und somit aus sich selber heraus gelangen können. Jene wie diese sind selig, diese aber noch seliger, weil sie aus sich selber die Gesammtheit ihrer von der Natur gegebenen Gesetze erforschen; die Bibel kann den Anspruch auf diese für Alles ausreichende Gesammtheit nicht machen und hat ihn auch nie gemacht, sie ist ein nach und nach entstandenes Werk mit mancherlei Aeußerlichkeiten, ihr Zweck ist nicht Wissenschaft und Denken, sondern Glauben und Handeln, und

darum ist es gut, daß wir einsehen, wie wir Alles eben so gut und noch bestimmter aus der eingebornen Denkkraft schöpfen können."

„Siehst du, da hab' ich wieder meine Erbsünde," fiel Meyer ein; „zuerst sagte man: die menschliche Natur ist von Grund aus und ursprünglich schlecht, sie kann das Höhere gar nicht erfassen, und dann sagte man: deshalb muß sie eine übernatürliche Offenbarung aus diesem Zustande erlösen. Man schlug der Menschheit ein Bein ab und triumphirte: seht ihr's? sie kann nicht allein stehen, drum muß man ihr einen Stelzfuß anschnallen und alle Sonntage nach dem Riemenwerk sehen, damit die Menschheit wieder acht Tage laufen kann."

„Meyer! du willst nur immer die Hinterlassenschaft der Erbsünde bereichern," sagte Oldenburg und fuhr zu Spinoza gewendet fort: „Sage mir offen: bist du denn nicht überzeugt von der Abgelebtheit und einengenden Beschränktheit des Judenthums?"

„Das ist viel gefragt; aber ich muß dir vorerst wiederholen, daß kein Glaube uns jene wahre Seligkeit bietet, die allein aus der Erkenntniß der innern Nothwendigkeit unserer Naturgesetze entspringt. Schon längst ist es so weit gekommen, daß man fast Niemanden mehr, wer er sei, ob Christ, Türke, Jude oder Heide als solchen erkennt, sondern nur nach den äußern Sitten und Gebräuchen, oder weil er diese oder jene Kirche besucht, dieser oder jener Meinung anhängt und auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören pflegt. Das eigentlich Ausschlaggebende ist schließlich der individuelle Charakter, darum neigen die Bekenner ein und desselben Glaubens, ja oft die Bekenner ein und desselben philosophischen Systems zu so verschiedenen Gestaltungen

ihres eigenen und des gesammten Lebens. Was nun das Judenthum betrifft, so erkennt dieses selber einen gottseligen Lebenswandel unabhängig von jener bestimmten Offenbarung als Gesetz an; Noah, Abraham, Isaak und Jakob werden als gottselig gepriesen, obgleich sie lange vor der Offenbarung auf Sinai lebten. Moses, vermöge seiner eminenten göttlichen Eigenschaften gab dem Volke das Gesetz als Recht, als Staatsverfassung; diese ist zertrümmert, das Urrecht, aus eigener Erkenntniß sich die göttlichen Gesetze zu begründen, tritt also auch im Judenthume mit allgemeiner Geltendmachung ein."

„Mir waren die Juden stets ein merkwürdiges Phänomen der Geschichte," sagte Meyer. „Die Juden müssen so lange bestehen als es eine positive Religion giebt. Diese wunderbare Zähigkeit, mit der sie alle fürchterlichen Schläge des Geschicks überdauert haben, muß den Beweis in sich tragen, daß ihre Mission noch nicht erfüllt ist, und daß sie im Verlaufe der Geschichte noch einmal einen mächtigen Hebel bilden können."

„Dir gefallen solche Abnormitäten —," sagte Oldenburg und Spinoza erwiederte:

„Es giebt keine Abnormitäten, Alles hat seinen bestimmten Grund, aus dem es nothwendig und folgerecht in solcher Ordnung hervorgehen muß. Wenn nicht die Einrichtungen ihrer Religion sie ihrer Männlichkeit berauben würden, so würde ich unbedingt annehmen, daß die Juden, wie das bei dem Wechsel der menschlichen Dinge wohl möglich ist, einst, wenn sich die Gelegenheit giebt, ihr Reich wieder errichten und Gott sie von Neuem erwählen könnte. Wir haben hievon ein Beispiel an den Chinesen, die ihr Reich wieder erlangt haben. Aber die Mission der Juden ist wol erfüllt, es ist bei ihrer Erhaltung durchaus

nichts Wunderbares; nur der Haß der Nationen hat sie erhalten, und sie selber haben sich dann durch ihre Gebräuche von allen Völkern abgesondert. Diese letzteren können fallen wie alle übrigen Ceremonialgesetze, die nur lokale Geltung hatten, und der Haß der Nationen kann sich in Liebe verwandeln."

„Ich wäre stolz darauf ein Jude zu sein," sagte Meyer, „man ist in entschiedener Opposition gegen allen Schlendrian geboren, und stellt in sich den Riß, der durch das Herz der jetzigen Menschheit geht, unmittelbar dar. Im Alterthum lebte der Mensch in vollkommener Einheit; die Religion war Staatsverfassung und die Staatsverfassung Religion. So war es in Rom und Athen, in Aegypten und China, und am vollkommensten in Palästina. Mit der Zerstörung des jüdischen Staates und mit dem Auftreten des Christenthums gab es erst eine Religion als solche, denn jetzt erst wurde sie losgeschält vom Staate. Zwei Faktoren waren es fortan, die den Menschen in Beschlag nahmen und ihm seine Einheit raubten: Staat und Kirche. Das Christenthum hat im Papismus bis jetzt gerungen, beide wieder zu vereinigen; die Macht des Papismus ist gebrochen, die alte Zweiheit ist wieder da, und das Christenthum giebt keine Staatsverfassung."

„Ich glaube wir haben die Rollen gewechselt," erwiederte Spinoza, „das Christenthum hat sich nicht an Nationen und Staaten, sondern an die Menschheit, an den Menschen gewendet, um ihn innerlich frei zu machen, nie wollte es äußeres Gesetz sein. Vermöge der Erkenntniß unserer inneren Gesetze können und müssen wir Staat und Kirche einrichten, in beiden aber dem Forschergeiste, der Alles in Frage stellen darf, freien Spielraum lassen, sonst legen wir wieder durch äußere Gesetze unsere innere Freiheit in Banden. Die zeitlichen religiösen und

politischen Beigaben der Christuslehre sind eben nur zeitliche. Wenn Christus sagt: „Schlägt man dich auf den rechten Backen, so reiche auch den andern dar,“ (welche Verhaltungsregel auch Jeremias in seinen Klagliedern giebt) so kann das nur zu einer Zeit der Unterdrückung und Rechtlosigkeit gelten; sonst aber ist es pflicht- und vernunftgemäßer, dem, der dir einen Schlag giebt, zwei dagegen zu geben, oder ihn wo das Recht herrscht, vor Gericht zu belangen, damit die Lasterhaften nicht gewonnen Spiel haben mit ihrer Lasterhaftigkeit.“

„Mit allen diesen Ansichten,“ sagte Oldenburg, „würde ich nicht lange anstehen, mich zur christlichen Religion zu bekennen; du brauchst es nicht aus Ueberzeugung für das Positive derselben zu thun, ich schlösse mich an deiner Stelle dadurch nur der größeren und bildungsreicheren Menge an, die auch den bedeutendsten Einfluß auf die Geschichte der Zeit zu üben vermag. Es ist nicht Eitelkeit, wenn man einen unschönen Auswuchs im Gesichte ausschneiden läßt, man unterwirft sich dadurch nur der Pflicht gegen sich und andere, alles Störende abzuthun.“

„Und ich,“ sagte Meyer, „ich würde dich von diesem Tage an nicht mehr so schätzen und achten können, du wärest dir selber abtrünnig geworden. Aber wie ich höre, minnest du ja die heilige Olympia. Nun das ist doch ein universelles Mädchen! Zuerst hat sie einen Katholiken, dann einen Reformirten zum Geliebten gehabt; jetzt hat sie einen Juden und, wie ich glaube, in dem Kerkering einen Lutheraner als Kebsgeliebten daneben, ist sie mit euch beiden fertig, verschreibe ich ihr einen Türken.“

„Spotten und Witzeln ist deine Erbsünde“, entgegnete Spinoza streng, „aber ich verlange, daß du mit Ehrerbietung von Olympia sprichst.“

„Ach, die hochgelahrte Olympia!“ scherzte Meyer, „sie kann Amo im Präteritum vollkommen conjugiren; doch, ich muß ja ernsthaft sein. Zuerst war ein Maler, der hier in diesem Zimmer ein paar Monate gewohnt hat, von ihr bezaubert. Es war ein blutjunger Mensch, mit ausgezeichnetem Talente und übersprudelnder Gemüthsfülle; ich kam damals selber häufig in das Haus des van den Ende, und gestehe, daß ich nicht wenig dazu beitrug, daß van der Spyck das Verhältniß löste. Hätte ich aber vorher gewußt, was daraus erfolgt, ich hätte meine Hand nicht dazu geboten; denn van der Spyck ergab sich von da an dem Trunke, sank von Stufe zu Stufe immer niederer, bis er es endlich hier nicht mehr aushielt und nun unstet und flüchtig in der Welt umherirrt. Sowohl van der Spyck als Olympia wendeten ihren Groll gegen mich; ich kam seitdem nicht mehr in das Haus meines Collegen. Der zweite Geliebte Olympia's war ihr Musiklehrer, der schwamm ewig in lauter Musik, er war nie zu sehen ohne ein Musikheft unter dem Arm, und wo er ging und stand bewegten sich seine Finger wie zum Orgelspiel; ich glaube, daß er mit einem Notenblatt unter dem Arm auf die Welt gekommen ist, und daß er schon seinen ersten Schrei aus d dur that; ach! der schwärmte mit Olympia im Reich der Töne. Den wies nun der Brummbaß des Vaters aus dem Paradiese. Denke dir aber die fürchterliche Prosa: der Mensch hätte doch wenigstens mit einem Pistolenschuß sich das Finale machen sollen, aber grausam! nicht volle acht Tage darauf hat der Musikschlüssel schon ein anderes Schloß aufgemacht, er ist verlobt mit der Tochter des Aufsehers bei dem Huys te Sinnelust*); er erhält

*) Eine Art Concertsaal mit verschiedenen seltenen musikalischen Instrumenten.

das Amt seines Schwiegervaters und lebt nun ein bürgerliches Andante mit seiner musikalischen Ehehälfte. Ich will nur sehen, wie es mit euch schließen wird."

Spinoza ging nachdenklich und ärgerlich das Zimmer auf und ab; es war ihm fast wieder so wie damals, als Chisdai das lichte Bild Olympia's mit seinem Zelotismus begeiferte.

„Ich begreife dich nicht," sagte Oldenburg, „du täuschest dich gewiß, wenn du glaubst, du liebst sie; diese Gemüthsruhe, dieses Versenken in Gedanken, die zur Liebe in keinem Bezuge stehen, wäre nicht möglich, wenn das wahre Liebesfeuer dir durch die Adern flösse."

„Kennst du denn alle Besonderheiten der Liebe in den verschiedenen Individuen, um das so bestimmt und unbedingt auszusprechen?" fragte Spinoza.

„Ich kenne die Liebe, und war ich auch stürmischer als mancher andere, so kenne ich doch ihren ewigen Urquell, der bei allen derselbe sein muß. Meine Bekanntschaft mit Olympia datirt sich von meiner Liebe her; Maria war die Freundin Olympia's. Inniger als ich liebte, hat wol nie ein Mensch geliebt; mit Mitleiden und Hohn sah ich auf die Alltagsmenschen herab, die den Tag über an ganz andere Dinge denken und ein beliebiges Geschäft treiben, Physik studiren, Staatsacte ausfertigen, Handelsbriefe schreiben können, und dann, wenn das Tagewerk vollendet ist, oder ein Sonntag im Kalender steht, mit dem Liebchen einen Spaziergang machen. Die trefflich eingeschulten Herzen, wie eng und kalt waren sie mir, der ich keinen andern Gedanken kannte, kein anderes Gefühl wollte, als die Liebe allein. Ich hatte eine neue Seele gewonnen mit einer unzerstörbaren Einheit, denn der eine und ewige Gedanke war nur sie, und sie

allein. Wenn ich den süßen Athem Maria's einsog, oder wenn ich in der fernen Heimath einsam wanderte, immer war ihre Seele bei mir; überall dachte ich, bald ist sie hier mit dir, du nennst sie dein — ich schauderte oft vor der unendlichen Ueberschwänglichkeit dieses Glücks, es war zu groß, ich hätte es nicht ertragen können. — Ich wurde schmählich um die Geliebte und um den besten Theil meiner Gefühle betrogen. Eine andere Liebe? ich mag und darf sie nicht wünschen; war mir's versagt, in jenem ersten Feuer der Liebe meine Seele aufgehen zu lassen, ich verachte jene bürgerlich wohlerzogene Liebe, ich bin froh, daß ich zu alt bin, um noch einmal einer Versuchung ausgesetzt zu sein; ich habe einen Wirkungskreis und finde Beruhigung in ihm."

„Die Ehe ist ein heiliges und ewiges Naturgesetz," erwiederte Spinoza, „sie ist des Menschen schönste Zierde, wenn sie aus reiner sich vernünftig bewußter Neigung geschlossen wird."

„Ich will die Ehe nicht angreifen", entgegnete Oldenburg, „aber das ist ein Fluch, der auf der Menschheit lastet, je weiter sie voranschreitet, daß es immer unmöglicher wird, dann ihres Genusses theilhaftig zu werden, wenn die Natur es erheischt. Was sollen Kunst und Wissenschaft und Industrie? Mögen sie alle zu Grunde gehen, wenn nicht der Mensch —"

„Der kann," unterbrach ihn Spinoza, „naturgemäß leben, wenn er früh gelernt hat seiner Leidenschaften Herr zu sein, und den ewigen Vernunftgesetzen gemäß zu handeln. Freilich, dazu ist nöthig, daß diese nicht als äußere uns aufgedrungene erscheinen, denn sonst wird die äußere Macht der Leidenschaften sie oft im Kampfe besiegen; haben wir aber, vermöge unserer inneren Vernunftgesetze, die Nichtigkeit aller Macht und alles Genusses der

Leidenschaften erkannt, so führen wir ein Leben, wie es unsere wahre Natur erheischt."

„Es ist nicht Allen gegeben," entgegnete Oldenburg, „gleich dir der Welt den Rücken zu kehren, oder vielmehr in dem Himmel seines eigenen Selbstbewußtseins sich über ihr zu wiegen; es giebt stürmische, drangvolle Geister, die nur ein glücklicher Leichtsinn in dieser Welt voll nichtiger Wichtigkeiten, voll nothwendiger Willkür lebensfroh erhalten, und vor Wahnsinn und Verzweiflung wahren kann."

Mit mildem Tone lenkte Spinoza das Gespräch wieder zurück, indem er sagte: „Ich kehre der Welt den Rücken nicht, wie du glaubst; ich genieße sie in meiner Weise vollauf." —

„Und betrügst dich, wenn du glaubst sie mit Olympia noch mehr zu genießen."

„Oldenburg, du hast zu hoch gespannte Ansichten von der Ehe," bemerkte Meyer; „glaube du mir, ich habe jetzt die zweite Frau, und lebe stets zufrieden; man wird in der Ehe weder so glücklich als die Schwärmerei hofft, noch so unglücklich als sie fürchtet. Meine jetzige Frau kannte ich vor der Hochzeit nur wenig, wir lernten uns nach und nach kennen und aneinander gewöhnen; was man von Seelenharmonie träumt, ist gar nichts Wesentliches, meine Frau z. B. ist ächt frommgläubig, und doch leben wir einig, ja es wäre mir sogar nicht lieb, wenn sie nicht so wäre; dieser stille Glaube giebt den Frauen einen besondern Reiz. Ich habe zwei gesunde muntere Jungen, habe ein geordnetes Hauswesen, und darf sagen: ich lebe glücklich. Unter jedem andern Verhältniß würde ich dir unbedingt rathen, dich zu verehelichen."

„Du weißt, ich achte und verehre Olympia von Herzen,"

sagte Oldenburg, „aber eine Verbindung mit ihr muß ich dir widerrathen. Ich mische mich nur mit Widerstreben in diese Angelegenheit und würde es auch noch jetzt nicht thun, wenn ich nicht deine beneidenswerthe Kraft kennte, trotz alles Widerstreites dir Jegliches rein und heilig zu erhalten. Hier aber laß dich bekehren. Es ist die erste Liebe nicht, mit der Olympia dir zugethan ist; der frische Himmelsthau ist weg, diese Lippen haben schon einen andern geküßt, dieses Herz hat schon für einen andern geschlagen, und — du darfst mir's nicht verargen, daß ich es sage — es ist die wahre Liebe nicht, die du gegen sie hegst, sonst könntest du unmöglich in diesem ruhigen Gleichmuth dich bewegen."

„Ich muß dir abermals wiederholen," entgegnete Spinoza, „daß es nichts wahrhaft Wünschenswerthes giebt, was die vernünftige Ueberlegung nicht eben so tief und noch weit dauernder erfassen könnte, als Schwärmerei und ungestüme Leidenschaft."

„Mir fällt etwas anderes ein," sagte Meyer, „wäre es, positiv rechtlich gefaßt, nicht gestattet, daß Juden und Christen einander heiratheten?"

„Kein Rabbine auf Erden könnte ein positives Hinderniß dagegen aufbringen. Die Christen sind, vom jüdischen Standpunkte aus betrachtet, nur eine jüdische Sekte; daß ihre Zahl im Verlaufe der Geschichte die größere wurde, verändert an dem Sachverhältniß nichts. Wir haben unter den Juden Sekten, ja sogar unter den Thalmudisten Einzelne, die den Messias als schon erschienen betrachten, und nirgends kann eine gegenseitige Verschwägerung verboten werden."

„So lange diese Wechselheirathen nicht stattfinden werden," begann Meyer wieder, „wird der Schimpf, der bei dem Namen

„Jude“ gedacht wird, nicht unter allen Verhältnissen ausgerottet werden können. Nun wäre ich doch für diese Verbindung, es wäre großartig, wenn du auch hierin der jüdische Erlöser werden könntest.“

Zum erstenmale war Spinoza froh, als die beiden Freunde sich entfernten. Von allen Neigungen des Menschen scheint die Frauenliebe allein dem Glauben ähnlich, ihr letzter Grund beruht allein in der Persönlichkeit, deren gerechtes Anschauen, keinem andern erkenntlich, es zum Frevel macht, sie anzutasten. Warum mußte Spinoza von einer Liebe erfüllt werden, die mit solchem Widerstreit gegen die Welt verknüpft war und daher Jedem und besonders den Freunden ein Recht gab, sie zu durchforschen? Einer minder strengen und unnachsichtlich nach innerer Wahrhaftigkeit strebenden Natur hätte solcher Eingriff den sanften Schmelz stiller Empfindung verwischt und ihn bitter gegen die Freunde oder selbst zweiflerisch in sich gemacht. Spinoza lernte auch hierin sich aus der klaren Erkenntniß jene Weihe erringen, die man sonst nur der unvermittelten Empfindung zuzuschreiben gewohnt ist.

---

21. Mikrokosmus.

Ein Herz, das sich gewöhnt, alle stürmischen Wallungen nieder zu halten, gleichmäßige Bewegung und eine Mittelstimmung zu gewinnen, die eben so fern von stumpfer Unbewußtheit wie von den schneidenden Gegensätzen in Jubel und Trauer ist, ein solches Leben geräth nicht auf schwindelnde Höhen oder in dunkle Abgründe, die den theilnehmenden Beschauer bald mit bangem Entsetzen über drohenden Untergang, bald mit stiller Befriedigung über gewordene Rettung erfüllt.

Unser Held hat sich nicht verloren in der Liebe zu einem Mädchen und doch ist sein bestes Leben dabei gefährdet. Er hat schließlich mit Niemand zu kämpfen als mit sich selber, mit angeborenen und anerzogenen Beziehungen. Solcher geräuschlose Kampf erheischt aber noch weit mehr das Aufbieten der innersten Kraft, es fehlt der faßbare Gegensatz, der die Tapferkeit steigert.

Es wird kein sichtbares Reich verändert mit Erhebung und Fall unseres Helden, aber ein Geistesreich mit weitgebietender Macht steht in Frage. In der stillen schmucklosen Dachstube in der Kalwerstraat zu Amsterdam sollte sich's entscheiden.

Arbeit und stilles Sinnen ist es allein was wir belauschen müssen. Am frühen Morgen treffen wir unsern Philosophen wach an

der Werkbank. Er hat heute schon wieder, wie Frau Gertrui sagt, „dem Tag in die Augen gegriffen"; er lächelt still zu dieser Bemerkung, vielleicht deutet er sie anders. Ruht das Rad und der Stift, ist's todtenstill im Raume, die Welt ist abgeschieden.

Was spannt sein Antlitz nur heute und macht ihn oft nach der Fensterecke starren?

Er wohnt doch nicht so einsam als wir vermutheten, am unbemerkten Orte hat er eine Stubengenossin in einer selbstgebauten Zelle, für deren tägliches Brod er ebenfalls zu sorgen hat; seht, da hat er eine Fliege erhascht, nun holt er sein Mikroskop, geht nach dem Fenster und wirft das erbeutete Thier in das Spinngewebe. Wir wollen auch durch das Mikroskop schauen, vielleicht gelingt es, den Betrachtungen des Philosophen nachzugehen: „Sieh, wie die einsam lebende Spinne aus ihrem Verstecke hervorspringt, trotz ihrer acht Augen muß ihr Gesichtssinn kümmerlich sein, denn sie weicht nicht aus, wenn man ihr einen Gegenstand nähert; sie muß aber eine feine Empfindung haben, denn sie vermerkt die leiseste Berührung ihres Netzes. Oder hätte sie vielleicht gar noch einen lebendigen Zusammenhang mit dem aus ihr Abgelösten? Sieh, wie sie sich behende auf die zappelnde Beute wirft, sie mit ihren langen haarigten Beinen umklammert, sie herzt und mit ihrem mächtigen Rüssel abküßt. So recht, wehr' dich, das ist brav, aber das Netz, das Netz, husch! sie ist durch; jetzt schlägt sie die Hinterfüße auf dem Rücken übereinander und rüstet sich zur Flucht. Vergebens! der linke Flügel ist zerrissen, sie kann nicht fort und da verfolgt sie schon die Heißhungrige; jetzt packt sie sie auf, und schleppt sie zurück in ihre Behausung; nun ist's aus, jetzt knickt sie ihr die Füße ab und umspinnt sie mit ihrem feinen Gewebe, da hat sie den

Kopf vom Rumpfe getrennt und saugt nun durstig die Eingeweide aus. Welche behagliche Ruhe im Genusse! wie sie sich labt, bald eine Pause macht, und dann wieder frisch drauf los nagt; ob sie wol weiß, daß es Anfangs eine höhere vorsorgende Macht war, die ihr die gebratene Taube in den Mund fliegen ließ? Gewiß, die Spinne denkt jetzt, das ganze Fliegengeschlecht sei ihretwegen erschaffen, und Alles ist nur insofern gut, als es von der Fliegennatur an sich hat und den Bauch der Spinnen füllen kann. Jetzt sieht sie auf mich, ob sie mich wol anbetet, oder ob der Wind und der Scheuerbesen ihre Götzen sind, weil sie erfahren hat, daß sie ihr Gehäuse zertrümmern können? So, jetzt ist sie fertig, da liegt nur noch das leere Skelett, und nun kriecht sie tiefer in ihr Versteck zurück, ihre Arbeit ist zu Ende, denn sie hat sich gesättigt." Der Philosoph legte das Mikroskop weg, griff nach der vor ihm liegenden Bibel, schlug das 30. Kapitel der Sprüche Salomonis auf und las: „Zweierlei verlange ich von dir, die wollest du mir nicht weigern ehe denn ich sterbe: Trug und Lüge laß ferne von mir sein; Armuth und Reichthum gieb mir nicht, gieb mir nur das nöthige Brod." „Vier sind klein auf Erden und sind doch gar klug. Die Ameisen, ein Volk ohne Stärke, bereiten sich im Sommer ihre Speise. Die Kaninchen, ein Volk ohne Macht, setzen in Felsen ihr Haus. König hat der Heuschreck nicht, und allesammt ziehen sie in Haufen aus. Die Spinne webt mit ihren Händen und wohnt in den Pallästen der Könige."

Die Bibel erklärt in ihrer Weise die Natur und ihre Triebe, die Menschengeschichte und ihre Vertilgungskriege. Ueberall ein endlos sich aneinander reihender Vernichtungskampf, die Gewalt herrscht in der Natur, sie bethätigt sie unschuldig und die Menschen haben Gesetze festgestellt zur Wahrung gegen einander und

das Gesetz hat seine Kraft wiederum nur in der ihm botmäßigen Gewalt, des Menschen Gotteskraft aber ist, selber sich Gesetz zu sein, im Bewußtsein seine Natur zu fassen, die ihm den Frieden mit sich und der Welt gebietet. Im Namen der gegebenen Gesetze, göttlicher und bürgerlicher, verdammen und morden wiederum Tausende einander, und was sie verbinden sollte, scheidet sie. Wird es möglich sein, die Macht des innern Gesetzes zur Tugend und Liebe festzustellen? . . .

Freuen wir uns, daß wir gerade heute so glücklich waren, Spinoza ungestört zu treffen, denn gestern hatte er einen gar schweren Kampf zu bestehen. Frau Gertrui kam mit einem Kehrbesen zur Thüre herein, als er eben über den Kampf einer fetten Schmeißfliege mit der Spinne lautauf lachte.

„Haben die Juden auch den Glauben, daß die Spinnen Glück bringen?“ fragte sie. „Ihr seid doch sonst so säuberlich, und darin das gerade Gegenstück von dem seligen Herrn Magister, daß ich meine wahre Freude daran hab'. Ich will die Spinnen ja nicht umbringen, Gott bewahre, nur vertreiben will ich sie. Ich muß mich ja schämen vor den vornehmen Herren, die zu Euch kommen, was werden die denken? das muß eine schöne Hauswirthin sein, die scheuert ja nicht einmal die Spinngewebe weg.“

Es giebt für eine schmucke Holländerin, in ihrem Bedacht auf blanke Sauberkeit des Hauses, nicht leicht etwas feindlicher Verfolgtes als eine Spinne. Nur sehr widerwillig ließ Frau Gertrui ihrem Scheuereifer Grenzen setzen. Es half nichts, daß der Philosoph erklärte, wie die Spinnen für sich sehr auf Reinlichkeit halten, und sie war selbst da noch nicht beruhigt, als Spinoza ihr versicherte, er wolle allen seinen Besuchern erklären,

daß er der Erhalter der Spinngewebe; sie blieb dabei, er sei kein echter Holländer, weil er in einem Zimmer wohnen könne, wo ein Spinngewebe sei. —

Sehen wir indeß, wie er den heutigen Tag beschließt. Bis es Nacht ist arbeitet er, und dann bannt er seine ausgearbeiteten Gedanken auf das Papier. Kopf und Hände hat er heute sehr angestrengt, er fühlt das Bedürfniß der Ansprache, er nimmt die Lampe in die Hand und geht hinab zu seinen Hausleuten. Als er in die Stube tritt, sitzen Klaas und Gertrui mit gefalteten Händen hinter dem Tische, ihr Enkel Albert Burgh liest aus der Hauspostille den Abendsegen vor. Spinoza setzte sich in eine Ecke bis das Gebet zu Ende war, dann rückte er auch an den Tisch und sprach mit seinen Hausleuten über dies und das. Klaas klagte, daß die neuen Moden Alles verderben, die Knopfmacher verlören auch nach und nach das Brod, weil man immer weniger und immer kleinere Knöpfe trage. Spinoza hatte für Alles einen Trost, und die Leute fühlten sich gar behaglich bei seinen Reden.

„Sagt mir doch einmal,“ fragte Klaas, „wie kommt's, Ihr seid doch noch nicht so bei Jahren und seid auch noch wenig in der Welt herumgekommen, wie kommt's, daß Ihr so bald und so gut wißt, wie's dem gemeinen Mann um's Herz ist? Ich bin gleich in den ersten acht Tagen mit Euch gewesen, als ob wir schon einen Scheffel Salz mit einander gegessen hätten.“

Spinoza erklärte, daß das menschliche Herz unter allen Verhältnissen dasselbe sei, und daß, wer nur sich selber wahrhaft kenne, auch die Regungen des Herzens in Andern und unter andern Verhältnissen richtig auffassen und beurtheilen könne.

„Wenn Ihr so redet,“ sagte dann Frau Gertrui, „ist mir's

so sonntäglich zu Muthe, wie wenn ich eine Predigt hörte; gerade so wie Ihr hat der selige Domine Plancius in der oude Kerke gepredigt. Nicht wahr Klaas, ich hab's schon oft gesagt: unser lieber Herr von Spinoza hat so ein christliches Gemüth, der hat auch gar nichts von einem Juden an sich, er ist gar nicht wie die anderen Juden und er ist auch kein Jud?"

„Geert, wenn dein Maul in Gang kommt, da raspelt's fort, kommt's gescheit oder dumm," sagte Klaas, „Ihr müßt's ihr nicht übel nehmen, es ist nicht bös gemeint."

„Ihr wißt schon, wie ich's mein', ich sag nur, Ihr seid nicht wie die Juden sind, so — so — nun, Ihr wißt schon, wie ich's mein'."

„Ja wohl, und ich bin auch nicht im Entferntesten bös."

„Jeder bleibt bei seinem Glauben," sagte Klaas, „und wer rechtschaffen und brav ist, kann in jedem Glauben selig werden; alle Menschen sind Gottes Kinder."

„Aber du bist des Teufels Kind," sagte der kleine Albert, der bis jetzt ruhig zugehört hatte, zu Spinoza, „du hast ja unsern Heiland gekreuzigt und kommst in die Höll'."

Klaas langte über den Tisch herüber und wollte dem Knaben eine Ohrfeige geben, Frau Gertrui und Spinoza hielten ihn davon ab.

„Dummes Kind," sagte die erstere, „das hat dieser Herr nicht gethan, das haben andere gethan, die ihren Lohn schon lang erhalten haben."

Spinoza nahm den Jungen, der sich anfangs sehr dagegen sträubte, auf den Schooß, und erklärte ihm: daß das kein Verbrechen sei, ein Jude zu sein, da ja Christus selber und die Apostel Juden gewesen wären; allerdings hätten die Juden

nicht recht daran gethan Christum an's Kreuz zu schlagen, es sei ihnen auch übel genug ergangen, und man müsse nicht ewig für frühere Fehler büßen.

„Mit Verlaub," sagte Klaas, „Ihr habt nicht ganz die richtige Ansicht; unser Heiland mußte den Kreuzestod sterben, weil es ihm so vorherbestimmt war von Gott dem Vater, und er nur so der Erlöser für uns werden konnte."

„Selbst nach dieser calvinistischen Ansicht," entgegnete Spinoza, „wären die Juden doppelt unschuldig. Du mußt nie glauben, lieber Albert, daß Gott einen Menschen auf ewig verdammt — "

Auch über diese letzte Aeußerung hatte er noch eine Controverse mit Klaas zu bestehen, und besonders über die Bibelstelle: „Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet; doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch nie geboren wäre" (Math. 26, 24.). Der Streit glich sich aber wiederum gütlich aus.

„Warum hast du denn keinen großen Bart?" fragte Albert, Spinoza furchtsam das Kinn streichelnd, „in deiner Heimath haben ja alle Männer lange Bärte."

„In meiner Heimath? woher glaubst du denn, daß ich gebürtig bin?"

„Aus Jerusalem, oder bist du vielleicht gar aus Nazareth? O erzähle mir doch auch Etwas davon, ach! da muß schön sein."

„Ich bin nicht aus Kanaan, lieber Junge, ich bin hier in Amsterdam geboren wie du."

„Du lügst, du bist ja ein Jud; nicht wahr Großvater, die Juden kommen alle aus Kanaan?"

„Schon lange nicht mehr; sie sind seit undenklichen Zeiten bei uns, und wenn der Heiland wieder erscheint und das tausendjährige Reich gründet, führt er sie alle wieder nach Palästina."

„Dann möcht' ich auch ein Jud' sein, ich möcht' auch mit."

„Sei du froh, lieber Junge, daß du keiner bist," sagte Spinoza; „das tausendjährige Reich läßt schon lange auf sich warten."

„Wie hat dein Vater geheißen?"

„Binjamin."

„Aber doch nicht Jakobs jüngster Sohn? Das war ein schöner Mann der Jakob, ich würde mich schämen ihn zum Urahn zu haben; der hat ja seinen Bruder Esau und seinen Schwiegervater Laban betrogen, und seine Nachkommen haben den Aegyptern ihr Gold und Silber gestohlen."

„Seid doch so gut und gebt dem Jungen, auf meine Gefahr, ein paar tüchtige Maulschellen," sagte Klaas.

„Mit nichten," entgegnete Spinoza, „das ist ein kleiner Bibelheld; aber vergiß nicht, mein Kind, weder von dem ägyptischen Golde noch von der Kreuzigung Christi haben die Juden mehr Etwas; du mußt immer bedenken, daß die Apostel auch Juden waren —"

„Geert, mach' daß der Junge jetzt in's Bett kommt, sonst wird man heute nicht fertig mit ihm." Das war einmal eine höchst vernünftige Rede von Klaas Ufmsand.

Spinoza erhielt nur mit knapper Noth eine Hand von dem kleinen Albert, küssen durfte er ihn aber um Alles in der Welt nicht. Spinoza pflog noch lange ein trauliches Gespräch mit Meister Klaas, bis dieser immer häufiger und unverhohlener gähnte, und man sich endlich zu Bette legte. —

„Du kommst heute gerade zu einer Capital-Execution," sagte Spinoza eines Mittags zu dem eintretenden Oldenburg, „siehst du, da in dem Schächtelchen hab' ich eine Folioausgabe von einer Kreuzspinne schon seit mehreren Tagen ausgehungert, und dort hab' ich eine andere mit leerem Magen; ich habe auch diplomatisches Talent, ich will einen Vertilgungskrieg zwischen ihnen anfachen."

Er füllte nun eine Schüssel halb mit Wasser, schraubte einen flachen Teller von der Werkbank, stellte ihn in die Schüssel und setzte die beiden Spinnen auf die bleierne Insel. Ein jeder der Zuschauer bewaffnete sich mit einem Mikroskop.

„Siehst du," sagte Spinoza, „wenn es einen von der Welt unabhängigen, über ihr schwebenden oder äußerlichen Weltgeist gäbe, ebenso wie wir hier müßte er den Kämpfen auf der Erde zuschauen."

„Wir müssen den beiden Parteien Namen geben," sagte Oldenburg, „die Kreuzspinne heiße Alexander und die andere Darius; sieh', Alexander sendet seine Vorposten weithin aus; Darius flieht, aber es geht nicht, das Meer schließt ihn ein. Jetzt ruhen sie beide, aber Alexander erhebt sich, er dringt vor; sieh, wie er seine Arme um seinen Gegner schlingt, aber er wehrt sich wacker; jetzt heben sie einander empor, wie sie sich fassen und drücken, wie sie die Rüssel an einander haken; wenn ich nur die Augen recht sehen könnte; brav! Alexander liegt unten, aber seine langen Arme stoßen gewaltig gegen die schuppigte Brust seines Gegners, nun hat er sich aufgerafft, sieh, wie er den Feind mit frischem Muthe würgt; das Unterliegen war wol nur scythische Kriegslist, nun gilt's; o weh! es ist aus, sie lassen ja einander gehen."

„Sei ruhig,“ sagte Spinoza, „das ist nur ein Friedensschluß, und wär' er auch bei allen Göttern beschworen, sie brechen ihn wie die Menschen, sobald sie die Kraft zu neuem Kampfe wieder gesammelt zu haben glauben. Hab' ich nun nicht recht, wenn ich behaupte, Alles käme nur auf den Standpunkt und auf die Unterstützung der Pupille an? Wenn die Büffelheerde sich den grimmen Tiger so lange auf ihren Hörnern gegenseitig zuschleudert, bis er zermalmt vor ihr liegt, so ist es nichts größeres als dieser Kampf hier; nichts ist an sich groß und nichts ist an sich klein, nur weil es uns so erscheint, wollen wir's dazu machen. Wären die Menschen nicht von einer höhern Vernunft gezügelt, und ließen sie sich von ihren leiblichen Leidenschaften allein beherrschen, sie vertilgten einander ebenso wie diese Thiere hier.“

„Wahrlich! diese Kämpfe sind so groß als die der Menschen: wenn im Kriege tausend Feuerschlünde brüllend den Tod aussenden, wenn der Boden dröhnt und die Schwerter blitzend drein schneiden und sich im Menschenblute berauschen, da fühlt man sich so groß in der Todesverachtung, so allmächtig in dem Aufgebot der Kräfte, man glaubt die Welt aus ihren Angeln heben zu können; und was ist's? ein kleiner Ameisenhaufen streitet sich zwischen Grashalmen —“

„Der ewige Friede hat schon sein menschliches Ende gefunden,“ unterbrach ihn Spinoza, „sieh, jetzt wetzen sie die Waffen, nun muthig drauf los!“

Die beiden Freunde sahen nun ohne ein Wort zu reden der Katastrophe des Kampfes zu; Oldenburg hatte den Parteien nicht die rechten Namen gegeben, denn die Kreuzspinne wurde nach geringem Widerstande von der andern mit Haut und Haar aufgefressen. Darius wurde im Triumphe auf der bleiernen Insel

in sein Königszelt, das er sich aus dem eigenen Leibe gesponnen, zurück getragen.

„Das gewöhnliche Leben hat doch gar manchen gäng und gäben Ausdruck von tiefer Bedeutung,“ sagte Oldenburg, „von zweien, die sich mit unerbittlichem Hasse verfolgen, sagt man, sie seien sich spinnenfeind.“

„Dein Herr und Meister Cartesius,“ sagte Spinoza, „hätte von dieser Spinne auch manches lernen können, dann hätte er wahrscheinlich auch keine unrichtigen Beweise für eine an sich wahre Sache beigebracht. Er will die Existenz Gottes auch daraus beweisen: weil wir, die wir eine Idee von ihm haben, doch wirklich existiren. Er nimmt hiezu zwei Axiome. Erstens: was das Größere und Schwierigere bewirken kann, kann auch das minder Große und Schwierige bewirken; zweitens: es ist größer die Substanz zu schaffen und zu erhalten, als die Attribute oder die Eigenschaften der Substanz. — Ich weiß nicht, was er damit sagen will; was nennt er denn leicht und was schwierig? Nichts kann absolut an sich, sondern nur in Betracht seiner Ursache leicht oder schwierig genannt werden. Wir brauchen kein anderes Beispiel, nimm nur diese Spinne hier; mit leichter Mühe spinnt sie ein Gewebe, das die Menschen nur mit der größten Mühe weben könnten: die Menschen dagegen können gar Vieles auf die leichteste Art machen, was vielleicht den Engeln unmöglich ist. Was läßt sich also unbedingt leicht oder schwierig nennen? Es wäre nach dieser Weise wohl denkbar, daß der Mensch Existenz habe, ohne daß diese Gott nothwendig zugesprochen werden müßte. Die Existenz Gottes läßt sich aber, wie wir schon einmal besprochen haben, aus der innersten Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit seiner Idee beweisen.“

Spinoza hatte noch eine weitläufige Erörterung mit Oldenburg hierüber.

Wir haben indeß schon lange genug in dem Hause des Klaas Ufmsand verweilt, und warten lieber, bis wir unsern Benediktus zu Olympia begleiten können. Da geht's gleich aus einem ganz andern Tone.

---

22. Besonderheiten.

Kerkering hatte die Hand Olympia's erfaßt und bat Cäcilien in scherzendem Tone, ihm zu Gevatter zu stehen, wenn er katholisch werde; er ließ die Hand nicht los, so sehr sich auch Olympia sträubte, als Spinoza eintrat. Der Eintretende sah ganz verwundert drein. Olympia erröthete; sie putzte indeß schnell das Licht, faßte sich während der kurzen Dunkelheit wieder ganz und hielt Spinoza eine Strafpredigt über sein langes Ausbeiben. „Es ist mir unbegreiflich," sagte sie, „wie ein Mann in Ihren Jahren sich so in seine Zelle einmauern mag. Frau Gertrui hat mir erzählt, daß Sie in den letzten zehn Tagen nicht die Treppe herabgekommen seien, und daß Sie anderthalb Pfund Oel bei Ihren nächtlichen Studien verbraucht hätten. Sie könnten ohne Entsagung Klosterbruder oder Einsiedler werden; es ist schade, daß Sie nicht katholisch sind."

„Ich bedaure es ebenfalls sehr häufig; den alten Menschen ausziehen, das geht leicht, aber den altneuen anziehen, ist gar schwer."

Olympia schwieg, Kerkering sah verdutzt darein; er strengte alle seine Geisteskräfte an, und konnte doch nicht recht begreifen, was hinter den Worten stecke.

„Es ist ärgerlich," begann Olympia wieder, „daß wir Frauen-

zimmer ewig in den Laufbändern stecken, und nie frei hantieren dürfen. Ich kann die Lust gar nicht unterdrücken, einmal das Zimmer zu sehen, das Ihnen die ganze Welt entbehrlich macht; nehmen Sie sich in Acht, ich hab's mit der Gertrui schon abgekartet: nächstens, wenn Sie einmal nicht zu Hause sind, komm' ich und durchstöbere Alles, ich muß doch das Arkanum finden, das Sie so in sich abschließt. Sie müssen etwas Besonderes haben; Tag für Tag Glas schleifen und studiren, studiren und Glas schleifen, immer allein, und nicht einmal eine Orgel oder eine Laute bei sich, das hält kein Mensch aus; aber ich komme schon hinter das Geheimniß."

„Dießmal ist die Reihe an mir," erwiederte Spinoza, „Ihnen einen sechsten Sinn abzusprechen. Wenn Sie auch Alles durchsuchen, einen Genossen übersehen Sie gewiß, dessen Inneres für mich erglüht, und dessen warmen Athem ich mit Wollust einsauge. Leider ist dieser treue Genosse eben auch hinfällig und zerbrechlich, wie alles Irdische."

„O Sie emphatischer gottloser Raucher! An Ihrer Stelle würde ich mir aber doch das Rauchen abgewöhnen, es ist ja offenbar ein nur künstlich gemachtes, ein imaginäres Vergnügen."

„Nächst der Musik kann nichts unsern ermüdeten Geist wieder so erfrischen, als ein Pfeifchen echt amerikanischen Krautes; wie in der Musik die Tonwellen, so sind es hier die Rauchwellen, die uns umfluthen und all' das Zerknitterte in uns wieder ausglätten. Wenn ich so leicht und geräuschlos einen vollen Zug aus der Pfeife thue, das ätherische Getränk eine Weile im Munde wiege, und es dann in einem leisen Strahl ausströmen lasse — das schmeichelt und kost mit Gaumen und

Lippen, wie eine sanfte Melodie mit dem Ohre. Sie kennen gewiß auch den leidigen Einfluß jenes naßkalten, grau in grau sich malenden Wetters; jenes, ich möchte sagen, hornhautige Gefühl der Unbehaglichkeit, das sich dann über unser ganzes Wesen lagert, verscheuche ich am besten dadurch, daß ich mich in Tabakswolken hülle. Ich mache mich unabhängig vom Einflusse des Wetters, und wenn ich dem flüchtigen Spiele der Rauchstreifchen zusehe, gewinnt mein Geist an Expansiv-Kraft, ich fühle mich so wonnig ruhig und abgeklärt."

„Herrlich," rief Olympia, „nun sehe ich Sie doch auch einmal enthusiasmirt."

„Ich muß es werden, um Ihnen den Werth eines Dinges begreiflich zu machen, das Sie doch nicht selber erproben können."

„Es ist Jammerschade, daß Sie meinen Oheim Bonifacius nicht gekannt haben."

„Laß doch die Todten in Ruhe", sagte Cäcilie, die am Fenster sitzend in einem Buche las, „was willst du immer von dem seligen Oheim?"

„Es schadet nichts, wenn man ihm im andern Leben ein bischen Unruhe macht, er hat in diesem Leben zu viel Ruhe gehabt und war deßhalb immer unwohl."

Cäcilie antwortete nichts, aber im weiteren Verlaufe des Gesprächs entfernte sie sich unbemerkt in das Nebenzimmer.

„War Ihr Herr Oheim auch ein Priester des vestalischen Tabaksfeuers?" fragte Spinoza.

„Ich erinnere mich noch ganz genau einer Predigt, die er vor fünf Jahren in der Kirche zu St. Johann gehalten hat. Er war ein feuriger Eiferer gegen den Tabak in beiderlei Form:

Sie haben Nasen und riechen nicht — rief er mit dem Psalmisten von der Kanzel herab — sie haben Mäuler und schmecken nicht"

„Reden nicht, sagt David," berichtigte Spinoza, aber Olympia fuhr ungestört fort:

„Sie opfern ihren Leib dem Moloch und dem Baal. Da räuchert ein Jeder vom frühen Morgen seine Kalbs- und Ochsen- und Schafszunge, und aus seinem Maulschlot steigt der Dampf empor gleichwie der Duft eines Götzenopfers. Drum ist ihre Zunge lahm, wenn sie ein Ave Maria beten sollen. Allstündlich kauen sie die Blätter von der Sündenpflanze, als ob es Himmelsmanna wäre, die da schmeckt wie Koriander in Honigseim; und über eine Weile pöckeln sie ihre Nasen mit dem verruchten Kraut, das Beelzebub gesäet hat, drum können sie nicht mehr den lieblichen Weihrauchduft der Kirchen kosten. Wehe! Wehe über das Babel, über das Sodom und Gomorrha! aber einst werden sie ihren gerechten Lohn finden, sie selber werden sein eine Beute der Flamme und werden lustig dampfen in der Hölle, dann wird sein Heulen und Zähneklappern; und die ihre Nasen gepöckelt, werden eingesalzen zu dem Leviathan und den anderen Ungethieren in der Tiefe des Abgrunds. Der Herr bewahre euch vor solcher Strafe, Amen!"

„Brav!" rief Spinoza, „das Pathos steht ihnen vortrefflich; Sie sind ja eine lebendige Bibelconcordanz."

„Danke schönstens," sagte Olympia schelmisch. „Sind Sie auch mit mir der Ansicht, daß die Priester deshalb so gegen das Tabaksschnupfen eifern, weil sie Ancyra fürchten?"

„Nicht ganz, denn ich glaube, daß man noch lange lange dieselben Dinge von den Kanzeln herab predigen wird, während

die Domine's selber zwischen jeder ihrer salbungsvollen Phrasen eine Prise Tabak aus der goldenen Dose nehmen, die auf der Brustwehr der Kanzel neben ihnen steht. Mein Peter Blyning sagte immer, wenn er Morgens nüchtern eine Prise nahm, das sei sein geistliches Frühstück."

„Mir fällt Etwas ein," sagte Olympia, „kennen Sie die horrible Schrift des weisen Königs Salomo?"

„Ich kenne die Schriften Salomo's alle, ich will doch aber nicht hoffen, daß Sie den „Prediger" oder gar „das hohe Lied" horribel nennen, und es wie die alten Kirchenlehrer gerne aus dem Kanon streichen wollten?"

„O nein, ich meine etwas ganz anderes; meinen Salomo lassen die Presbyterianer jetzt gewiß zur Strafe für seinen prophetischen Eifer in der Hölle rauchen und braten; der wird Gesichter schneiden! Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen, meine Herren." Sie nahm das Licht vom Tische und ging trillernd fort.

„Ein wunderbar räthselhaftes Mädchen!" sagte Kerkering als er im Finstern mit Spinoza saß, „sie ist so gelehrt, daß sie zehn Professoren in die Tasche steckt. Wenn ich sie so reden höre, komme ich mir so — so — ich weiß nicht wie vor; ich schweige dann lieber ganz still, und möcht' nur, daß sie immer fort spräche. Ich kann ihr die Stränge nicht halten, Sie sind der Mann für sie."

„Sind sie auch der Ansicht?" entgegnete Spinoza, und hier im Dunkeln ging dem Kerkering ein Licht auf.

„Das Volk, das im Finstern wandelt, sahe ein großes Licht; wie steht mir das Pathos, Herr von Spinoza?" sagte Olympia mit einem großen Buche unter dem Arm eintretend. „Ich bitte um Entschuldigung, ich bemerkte nicht, daß Cäcilie weggegangen war, sonst hätte ich Sie nicht im Dunkeln gelassen."

„Mit Ihnen erscheint uns ein doppeltes Licht,“ sagte Kerkering, vielleicht wollte er hiemit auch Spinoza seinen eben erhaltenen Aufschluß andeuten. Olympia dankte, und, das Buch aufschlagend sagte sie:

„Ich bilde mir Etwas darauf ein, doch noch Ihre Lehrerin sein zu können. So wissen Sie denn, daß König Jakob I. von England der weise Salomo genannt wurde; hier ist seine horrible kanonische Schrift: De peccato mortali fumandi Nicotianam.*) Sind Sie zum Tode bereit, Herr von Spinoza?“

Sie las nun einige Stellen in dem Buche.

„Wenn das der fromme König geahnt hätte,“ sagte Olympia, „daß heute ein Mann Namens Oliver Cromwell über England herrschen wird, der die Bibel im Degenkorb trägt und doch den ganzen Tag die Todsünde des Cigarrenrauchens begeht. Es ist mir indeß angenehm, daß ich doch endlich auch Ihre Liebhaberei erfahren habe.“

„Die kennen Sie schon länger,“ erwiederte Spinoza, und Kerkering nickte, die Lippen aufeinander pressend, seinen Vermuthungen Beifall zu.

„Mit der Musik läßt sich doch kein irdischer Genuß vergleichen, das fühlte auch Ihr Cartesius, dessen Compendium musices mir viele Freude machte,“ sagte Olympia.

„Die Musik bewegt sich in einem durch feste Begriffe unbestimmbaren Gebiete,“ bemerkte Spinoza.

„Ach wie frostig klingt das. Warum sind Sie denn nur für das Rauchen enthusiasmirt? Fassen Sie in einer Harmonie die

---

*) Ueber die Todsünde des Tabakrauchens.

Darstellung einer endlosen Reihe verbundener und sich bekämpfender Seelen auf, die eine klagt, seufzt und grollt, die andere jubelt, jauchzt, schmachtet und stürmt; bald vereinigen sie sich, und in unendlicher Mannigfaltigkeit sprechen sie Alle denselben Gedanken aus, dann verstummen sie, die eine erwacht wieder, erhebt sich und stirbt leise und selig, eine Rotte macht sich wieder zusammen, tobt und braust, die anderen eilen herbei, die todte wird auferweckt, bis endlich der Friede über alle kömmt."

„So sinnreich auch Ihre Deutung ist," nahm Spinoza das Wort, „so bestätigt sie mir doch wieder, daß die Musik die Kunst der Affekte ist, und zwar bewegt sie sich in den Affekten als Elementen ohne eigentliches Object: Zorn und Schmerz und Freude, Haß und Liebe, zeigen sich als elementarische Affekte ohne faßbare Gegenständlichkeit. Ich will solches Versenken nicht verwerfen, aber ich habe genug zu thun, die Affekte, die mir Stand halten, zu erkennen und vielleicht dadurch zu bewältigen."

„Und ich sage Ihnen," erhob sich Olympia, „Ihre ganze Philosophie ist eine Philosophie der Musik. O, könnte ich's nur recht darthun, wie ich's fasse. Sie haben mir einst erklärt, wie die friedliche Menschengemeinschaft darauf beruht, daß Jeglicher von seinem Naturrechte, wo man Alles darf was man kann, um der Gegenseitigkeit willen etwas abgeben muß, daß dadurch die Selbsterhaltung die Erhaltung Anderer wird. Sehen Sie, das ist das Gesetz der musikalischen Harmonie. Ein Ton, für sich allein gestimmt, wäre ein ganz anderer scharf bestimmter, soll er aber übergehen in die Harmonie, muß er etwas von seinem Naturrechte abgeben, dann fließen die Töne zum Wohlklange in einander, und einer erhält und erhebt sich und den andern."

Spinoza sah leuchtenden Auges auf Olympia. Wie wahrte

sie seine Aussprüche und suchte sie in ihrem Denkkreise einzubürgern. Er hatte nicht Zeit, dem Gedanken nachzugehen, wie diese Darlegung auch auf ihr persönliches Verhältniß sich ausdehnen ließ, denn in seltsamer Abschweifung fuhr Olympia nach einer Pause fort: „Ich kann mich darüber ärgern, man hat in Ihrer Kunst so außerordentliche Fortschritte gemacht, man kann die Sterne dem Gesichtssinn ganz nahe bringen; warum hat man nicht auch Instrumente zur Verstärkung unseres Gehörsinns? Wie herrlich wäre es, wenn wir den himmlischen Sphärenklang, den Dante so göttlich schön beschreibt, vernehmen könnten."

„Wenn man auch annimmt, daß sich die Sterne in rhythmischem Tone bewegen, so könnte es unserer Erkenntniß doch wenig nützen, sie zu hören."

„Erkenntniß, zielt denn Alles dahin? ist das Vergnügen an sich nicht auch wünschenswerth? Sie müssen mir zugestehen, daß es keine regelmäßige Bewegung giebt ohne rhythmischen Ton; ich bin dadurch zu gar barocken Ansichten gekommen, die ich Ihnen mittheile, wenn Sie mir versprechen, mich nicht auslachen zu wollen."

„Ich verspreche das, denn ich bin begierig, zu hören, was *Ihnen* gar so barock vorkommt."

„Vor einem halben Jahre hat mir mein Vater erzählt, daß ein englischer Arzt, Namens William Harvey, den Kreislauf des Blutes und seine Gesetze bestimmt habe; ich bin nun überzeugt, daß, so wie die Bewegung unseres Herzens einen Ton von sich giebt, den wir vernehmen können, so auch das Blut, das durch unsere Adern rollt, einen Ton von sich giebt, den wir aber nur höchst selten vernehmen. In gesunden Tagen sind wir buchstäblich eine vollkommene Harmonie, in kranken eine gestörte, verletzte. Ich sagte meinem Vater, daß, wenn uns die Ohren gellen,

das gewiß ein Ton sei, der sich verstärkt losgerissen habe aus der sich bewegenden Harmonie; mein Vater behauptet, das sei akustische Täuschung, wenn wir so Etwas zu hören glauben, aber ich kann mich nicht mit der Ansicht vereinigen. Sehen Sie, es liegt auch eine tiefe Wahrheit darin, wenn man sagt, daß man das Gras wolle wachsen hören; in der ganzen Natur ist eine gesetzmäßige Säftebewegung, und überall wo Bewegung, ist Ton und Klang. In den Sternen, im Innern der Erde und auf der Oberfläche ist ein ewiges Brausen, Tönen und Klingen. Musik ist die Seele des All's, Musik ist unsere Seele; Alles ist eine millionenstimmige Harmonie, und das den Menschen gegebene Wort ist ihre göttlichste Offenbarung."

Das Antlitz Olympia's wurde immer sonniger, und Spinoza sagte jetzt: „Sie sehen, ich lache nicht, es freut mich, daß Sie die Ansichten Ihres Vaters, an welche Sie so nahe streiften, glücklich umgangen haben. Ich will mir indeß nicht so schnell ein Urtheil über Ihre Ansichten erlauben."

„Warum müssen denn der Menschen Neigungen zu den Dingen so verschieden sein, daß wir uns so schwer verständigen können?" fragte Olympia, und Spinoza erwiederte: „Damit wir nur in Sachen der klaren Erkenntniß einander zu überzeugen suchen; wo diese aufhört, beginnt die Verketzerungssucht. Sie haben in sich gewiß Recht in Ihrer Auffassung der Musik und in der Liebe zu ihr, aber die Musik ist zugleich auch ein Beispiel, wie im Gebiete des Glaubens, der Phantasie, mit einem Worte, wo keine feste Bestimmung durch Denkbeweise hinreicht, sich leicht ein Fanatismus, eine Verketzerungssucht geltend macht. Man wird da immer leidenschaftlich, wo man eine gewisse Unmacht fühlt, man will zuletzt zu Etwas äußerlich gewaltsam zwingen,

was doch nur ein inneres Recht und eine innere Pflicht ist. Lassen Sie sich jetzt nicht verleiten, mich für einen musikalischen Ketzer zu halten und mich aus Ihrem Heiligthume zu verbannen."

Kerkering nahm diese letzte Wendung rasch auf und bat Olympia, sich an ihre Orgel zu setzen; auch Spinoza äußerte den gleichen Wunsch und es war eine Beruhigung und Erfrischung der im Denken bewegten Geister, den Tönen zu lauschen, die jetzt Olympia bald stürmend bald besänftigend aus der Orgel erklingen ließ.

Es war spät in der Nacht als sich Spinoza und Kerkering entfernten. —

Es ließen sich wol die Besonderheiten im Wesen der beiden Liebenden dahin deuten, daß Olympia in musikalisch schwelgerischer Versenkung sich ungebunden den Affekten hingab und darin die Freiheit des unbefangenen Seins empfand, während gerade die Aufgabe des Philosophen darin bestand und die Natur Spinoza's vorherrschend dahin neigte, unbeirrt von der stürmenden Gewalt der Affekte, nicht diese betäubende Kraft gelten zu lassen, sondern das stetige zu Grunde liegende ruhige Gesetz zu erkennen und inmitten aller Bestürmungen den Gleichmuth zu bewahren, der ihm allein als Freiheit galt.

Eine äußerlich unscheinbare Eigenheit, die sich aber doch auf eine tiefere Naturanlage zurückführen ließe, darf man wol auch darin erkennen, daß Olympia oft und oft mit den Augen zwinkerte, während Spinoza den Blick lange anhaltend offen hielt wie ein Kind.

Noch ist nicht ergründet, in welchem Bezuge solche Erscheinungen zur ganzen Thätigkeit und Bewegung des Denkens stehen. Darf man bei Olympia und Spinoza die Wahrnehmung darin

finden, daß jene eine musikalische, in Anklängen momentan belebte, dieser eine stetige spekulative oder wie es Oldenburg nannte, eine plastische Natur war?

Diese Verschiedenheit ihrer Naturen bildete immer wieder eine Anziehungskraft und Ergänzung.

Ob im stetigen Gemeinleben diese Gegensätze sich allzeit so friedlich ausgleichen ließen, oder ob es in der Aufgabe des zu allgemeinem und unabhängigem Denken Berufenen liege, abgetrennt von jeder immerhin beengenden Gemeinschaft nur dem reinen Gedanken zu leben, diese Fragen wurden vorerst zurückgedrängt, denn Spinoza hatte in anderer Weise zu zeigen, in wie weit er bereits die Affekte beherrschte.

---

23. Missionäre.

Die heilige jüdische Kirche durfte es nicht gleichgiltigen Auges mit ansehen, daß einer, der durch Geburt und Ceremonie ihr angehörte, sich willkürlich lostrennte; sie erkannte wohl, daß wenn es dem Einzelnen gestattet würde, sich abzusondern und nach dem Verlangen seines Herzens zu leben, das uralte Heiligthum der jüdischen Stiftshütte in kommenden Zeiten verlassen dastehen könnte, und sich Niemand mehr finde, der sie auf seine Schultern nehme, sie von Land zu Land trage und ihre Pfosten in alle Erdreiche einramme. Wo es dem Menschen gestattet ist, blos Mensch zu sein, stürzt der Riesenbau der Kirche in Trümmer. Das erkannten die Herren des christlichen wie des jüdischen Glaubensbekenntnisses, die sich seine Diener nennen, in gleicher Einsicht. Die Juden hatten keinen Staat, was blieb ihnen noch, wenn sie keine Kirche, keine Synagoge hatten?

Schon dreimal war der Synagogendiener Elasar Merimon, den wir noch vom Kabbalisten her kennen, bei Spinoza gewesen, und hatte ihn im Namen des Beth-Din *) aufgefordert zurückzu-

*) kirchlichen Gerichts.

kehren in die Gemeinde, und in Speise und Trank wie im Besuche der Synagoge den Vorschriften der jüdischen Religion nachzuleben; er hatte solchem Ansinnen zu gehorchen verweigert, und der kleine Bann war über ihn verhängt worden, wodurch er auf drei Monate von der jüdischen Kirche ausgeschlossen war. Obgleich er sich hiezu schon von selbst verdammt hatte, so protestirte er doch gegen dieses Verfahren, weil seine Lebensweise den Principien des Judenthums nicht widersprach, und er die Ungiltigkeit der Ceremonie darthun zu können sich anheischig machte. Seine Protestation blieb indeß fruchtlos, und er dachte gar nicht mehr daran, denn er wußte nur von dem einen Banne, der ihn in der Nähe Olympia's festhielt. Jetzt kamen aber seine beiden Schwäger und erinnerten ihn, daß er in den Schoos der Kirche zurückkehren müsse. Er wies sie mit lächelnder Ruhe zurück; sie aber wurden immer heftiger, schimpften und verfluchten ihn und drohten, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er die Schande seiner Lebensweise nicht von ihrer Verwandtschaft abwälze.

Das spanische Blut kochte in Spinoza, aber er bewältigte auch jetzt jede Ueberwallung. Die Drohenden und Polternden erschienen ihm nur wir körperlose gegnerische Einreden, die er sich selber in Gedanken vorstellen konnte. Mit gemessener Rede das Recht verwandtschaftlicher Beziehung wie das der Selbständigkeit abgrenzend, zog er die Schranken; er lehrte die Heftigen, daß äußere Beziehungen nicht binden und äußere Gewalt nicht überzeuge. Es mußte eine siegende Kraft seinen Worten innewohnen, denn die Beiden sahen einander stumm an und verließen ihn; aber wenige Tage darauf, es war am Sabbath, wurde Spinoza abermals mit einem Besuche überrascht: eine Frau, die einen kaum einjährigen Knaben auf dem Arm trug,

und ein kleines Mädchen an der andern Hand führte, trat ein. Spinoza ging ihr freundlich entgegen:

„Das freut mich, liebe Miriam," sagte er, „daß du zu mir kommst. Aber wie bist du gealtert! Bist du krank oder geht dir's schlimm?"

„Ich bin Gottlob gesund," antwortete Miriam seufzend, „und ich könnte auch sonst nicht klagen. Ja, lieber Bruder, der Ehestand ist ein Wehestand, zwei schwere Geburten, daß man dreizehn Wochen nicht aus dem Bette kann und das ganze Hauswesen dabei zu Grunde geht; bei den Kindern nicht einmal die Nachtruhe, und sonst das ganze Jahr Kummer und Sorgen — du würdest jetzt nicht mehr über mich spotten, daß ich zu viel in den Spiegel sehe, ich komme oft von einem Sabbath bis zum andern nicht dazu."

„Es schmerzt mich tief, daß ich so wenig nach dir umschauen und dir beistehen konnte, aber laß jetzt die Sorgen," sagte Spinoza, „es wird schon besser kommen. Du glaubst es kaum, wie unendlich wohlthuend es für mich ist, dich wieder einmal so bei mir zu haben; Blutsverwandte sind von Natur die besten Freunde. Weißt du das Sprüchwort der alten Chaje? Bind' mir Hände und Füße und wirf mich unter die Meinigen — das bleibt ewig wahr."

„Ja, du willst schön unter die Deinigen geworfen werden! Ach lieber Gott, du machst ja, daß man sich nicht mehr sehen lassen kann, ohne roth zu werden. Weißt du was heute geschieht? heut' wirst du zum zweiten Male in der Synagoge ausgerufen, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo wir da mit einander sprechen. Heut' vor acht Tagen bin ich in der Synagoge, ich weiß nicht, es ist mir so schwer auf dem Herzen als ob ein

Centnerstein darauf läge. Nachdem man eingehoben*) hat, steigt Rabbi Isaak Aboab (der sich, seitdem er aus Batavia zurückgekehrt ist, gar ein großes Ansehen giebt) in den Altar; Alles ist still und lauscht auf das was geschehen soll, da ruft er deinen Namen aus, und befiehlt dir zurückzukehren, wenn nicht des Himmels Blitz dich zerschmettern und die Erde dich verschlingen soll. Lieber Bruder! ich habe gerade geglaubt, man reißt mir das Herz aus dem Leibe heraus; bald war mir's eiskalt, und dann sind mir wieder die Flammen aus dem Gesicht geschlagen, ich habe gemeint, ich müßt' in den Boden versinken, ich mußte mich am Gitter halten, es ist mir einmal über das andere eine Ohnmacht gekommen. Ich weiß noch nicht, woher ich die Kraft genommen habe, heim zu gehen; die Esther di Leon, die neben mir steht, hat mich heimbegleitet. Du weißt, sie ist ein schadenfrohes, spöttisches Ding, und die dürfte doch still sein, sie war ja früher die Braut von dem Akosta, und so weit ist es doch, Gottlob! mit dir noch nicht."

„Nein, und wird auch nie so weit kommen."

„Aber es ist schon weit genug," begann Miriam wieder, „heut wirst du zum zweiten, und über acht Tage zum dritten Mal ausgerufen, und dann — ich überlebte die Schande nicht. Mein Mann will, ich soll ganz vergessen, daß du mein Bruder gewesen bist; wie kann ich aber das? Es scheint, du kannst es; wer seine Religion vergißt, warum soll der seine Schwester nicht vergessen können?"

Miriam sah nach diesen Worten in das schmerzvoll bewegte Antlitz des Bruders, ein Mitleid schien sich in ihr zu regen, daß sie ihm so wehe gethan, und sie fuhr weinend fort:

*) Die Thora in die heilige Lade zurückgebracht.

„Tag und Nacht gehst du mir nicht aus dem Sinn, ich vergesse meine Pflicht als Mutter und als Gattin, du bist daran schuld, der Gedanke an deine Pflichtvergessenheit reißt auch mich zu einer solchen hin. Ich kann nicht fassen, was dich so verstockt macht, so viel aber weiß ich: wenn mein Sohn einst seinen Geschwistern solchen Kummer machen sollte, wünschte ich lieber, daß er stirbt, eh' er sprechen lernt."

„Du mußt nicht so reden, liebe Schwester, ich hoffe, daß noch Alles gut geht. Weiß dein Mann denn auch nicht, daß du bei mir bist?"

„Der dürfte kein Wort davon wissen. Denk' nur, heute Morgen will er, ich soll in die Synagoge gehen; eh' wäre ich aber, Gott verzeih' mir's, unter den Galgen gegangen als dahin, die Weiber hätten mich angesehen und zusammen gezischelt und gezwitschert. Ich habe gesagt, ich müßte bei meinem Kind bleiben, und bin zu dir hergegangen; die Rebekka ist auch zu Haus geblieben, sie hat's aber nicht gewagt, mitzugehen, ihr Mann ist gar streng. Ich seh' aber gar nicht ein, warum du nicht zurückkehren willst. Du weißt, ich bin selber nicht so auf die Kleinigkeiten erpicht, und verdamme dich nicht, wie die anderen; aber dasselbe Leben, das du jetzt hast, kannst du auch haben, wenn du lebst wie alle anderen Juden. Willst du nicht täglich dreimal in die Synagoge gehen, so gehst du nur Einmal, das kann doch nicht so beschwerlich sein; siehst du, du hast ja ein Leben, wenn du, Gott bewahre, im Raspelhaus*) eingesperrt wärest, hättest du es nicht ärger. Keinen Sabbath, keinen Feiertag, für was lebst du denn? Ich bitt' dich, kehr' um, laß du Andere da-

*) Zuchthaus, wo die Züchtlinge Blauholz raspeln mußten.

für sorgen, welche Dinge sie für Religion halten wollen. Ich glaub' dir, daß du in Vielem Recht hast, ich will dir's im Stillen abnehmen, wenn du es Jemanden mittheilen mußt; aber wozu braucht es die ganze Welt zu wissen? Ich weiß wohl, ihr Männer wollt euch nicht fügen, wir Frauen müssen dulden und ertragen, aber du, du bist anders, von Kindheit auf hast du immer willig nachgegeben. Sei wieder was du gewesen bist, glaub' mir, du kannst nichts anderes sein, es bricht dir das Herz, wenn du dich zu anderem zwingst. Zwing dich lieber jetzt und kehr um. Gott! wenn du wieder bei uns wärest, wir stünden wieder da in Glanz und Ruhm, wie irgend je; ich will dir thun, was ich dir nur an den Augen absehen kann, ich will dir die Hände unter die Füße legen, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, komm' zu uns."

Spinoza hatte Mühe, seiner innern Bewegung Herr zu werden, er erklärte seiner Schwester: daß er nun fest entschlossen sei, sich gegen die Rabbinen zu vertheidigen, damit es ihnen nicht gelingen solle, weder ihn noch seine Familie zu beschimpfen; er wolle nicht für sich allein, sondern auch für Andere die Macht brechen, die es wage, das Denken in Bann zu thun.

„Ich glaube dir, ich glaube dir," rief Mariam in begeistertem Tone, „daß du gewiß nur das Rechtschaffene willst, du bist besser als die ganze Welt; aber glaube du mir auch, ich habe die Menschen kennen gelernt, seitdem das Unglück durch dich über uns gekommen. Du willst dich für Andere opfern? Du bist zu gut, du bist die Krone von allen Menschen, die anderen sind es nicht werth, daß um ihretwillen ein Haar auf deinem Haupt gekrümmt wird."

Spinoza sah tief ergriffen auf seine Schwester, die ihn so sehr

liebte und um dieser Liebe willen Alles von sich stieß. Miriam mochte die Bewegung seines Herzens ahnen, denn mit lautem Jammerschrei warf sie sich an seinen Hals und rief:

„Du kannst nicht, du darfst nicht um der Welt willen dich opfern und uns dazu. Oder ist es wahr, daß du eine Christin heirathen willst?“

Spinoza war in peinlichster Verlegenheit, Lüge war ihm so fremd wie die Nacht dem Tage, und doch verzweifelte er, der Schwester erklären zu können, wie sein Denken ihn über die Grenzen der Kirchensatzung hinausgeführt und die Liebe nur sein Geleite war.

Ein unerwartetes Ereigniß befreite ihn von jeder weitern Darlegung. Die beiden Kinder, die ihre Mutter weinend am Halse des Oheims sahen, fingen nun ebenfalls an zu weinen und zu schreien, so daß Miriam über der Beruhigung ihrer Kinder die Frage ganz vergaß.

„Benjamin,“ sagte sie zu dem zuerst beruhigten Knaben „Benjamin, bitte den Oheim, daß er nicht von uns gehe. Ach! das Kind hat den Namen unseres seligen Vaters, der würde auch schreien und weinen, wenn er dich sähe; er kann im Grabe seine Ruhe nicht finden, wenn er hört, was aus dir geworden ist.“ Spinoza nahm den Knaben auf seinen Arm und herzte und küßte ihn.

„So wenig mich dieses Kind verdammt, so wenig verdammt mich unser Vater in der Ewigkeit,“ sagte er. Auch die kleine Sara spielte mit der Hand ihres Oheims und bat ihn, auf Geheiß ihrer Mutter, mit ihnen zu gehen. Spinoza wiederholte die Versicherung, daß er sich vertheidigen könne, und Miriam nahm ihre Kinder und entfernte sich mit schwerem Herzen.

Noch einmal mußte er heute einen Kampf wegen seines Entschlusses bestehen. Rodrigo Carceres kam gegen Abend zu ihm. „Du hast keinen Vater mehr," sagte er, „ich darf seine Stelle vertreten. Denkst du noch der Stunde, wo ich dich zum ersten Male sah? So wirst du eingescharrt werden, wie ein räudiger Hund, gleich jenem Abtrünnigen. Denkst du noch jenes Abends, als ich dir den grauenvollen Tod deines Oheims Geronimo erzählte? So wirst du sterben, nur noch gottverlassener und von Teufeln zerrissen; denn du hast muthwillig den Glauben deiner Väter mit Füßen getreten. Dein Vater, ich und wir Alle, wozu haben wir Tag für Tag das Leben eingesetzt? Blos um des heiligen Glaubens unserer Väter willen. Warum haben wir unser schönes Vaterland verlassen, und sind in entlegene Länder gewandert? Blos um offen unserm Glauben dienen zu können, und Du stoßet ihn freiwillig von dir! Ich warne dich, da es noch Zeit ist, du bist noch jung, aber einst, wenn du dem Tode entgegen gehst, wird der Verrath dich verfolgen, wenn du wachst, und deinen Schlaf morden."

Spinoza schonte das Alter des Mannes, und setzte ihm mit Ruhe seinen festen Entschluß und seine Unschuld auseinander.

Acht Tage lang blieb er von da an verschont von Bekehrungsversuchen, er hatte in dieser Zeit sich einen festen Plan zur Vertheidigung ausgearbeitet und indem er jetzt zu dieser die Autoritäten der heiligen Schriften nochmals zu Rathe zog, erschlossen sich ihm neue Ergebnisse und die längst erkannten wurden noch fester und schärfer. Was sich der stillen Entfaltung des einsamen Denkens entzog, sei es durch eine doch noch inwohnende Scheu oder durch Verhüllung der gegebenen Thatsachen, das schoß jetzt im heißen Kampfe der Gegenwehr mit mächtiger Triebkraft

auf. Spinoza fühlte doch auch jetzt jenen Schlachtenmuth, jene zusammengedrängte Macht, die die gewohnte Kraft steigert und fast über sich hinaus hebt.

Zu der ersten Anmahnung, die ihm jetzt wieder ward, bedurfte er indeß dieser Kraft noch nicht.

Es war wieder am Sabbath, er saß bei Tische und genoß sein einfaches Mittagsmahl, als er Jemand mühsam die Treppe heransteigen hörte, die Thüre ging auf, und die alte Chaje trat in's Zimmer. Spinoza rückte ihr einen Stuhl an den Tisch und fragte:

„Haben sie Euch auch ausgeschickt, um das verlorene Schaf zur Heerde zurückzubringen?"

„Nein, so wahr als ich wünsche, daß mich Gott noch Freude an ihm soll erleben lassen, so gewiß ist es, daß ich von mir selber herkomme; ich hab' gemeint, meine alten Füße wollten mir brechen, ehe ich die Treppen herauf komme. Ich hab's Niemand geglaubt, ich muß mit meinen eigenen Ohren hören, ob es wahr ist, daß er unsere heilige Religion umstoßen will; er war doch sonst so ein braves, frommes Judenkind."

Spinoza bemerkte hier im Stillen den Einfluß, den das über ihn verbreitete Gerücht haben mußte, da die alte Chaje in ihrem Eifer fast seine Gegenwart vergaß und nur mit sich selbst von ihm zu reden schien.

„Wer weiß denn das?" fragte Spinoza.

„Wer's weiß? Ein schönes Geheimniß, die Kinder auf der Straße erzählen sich's; ach lieber Herre Gott! wie oft hab' ich ihn auf meinen Armen getragen, wer hätt' es damals geglaubt, daß so einer aus ihm werden kann? Was wahr ist, ist wahr, die Schwester der schwarzen Gudul, die bei Rabbi

Moab gedient hat, hat's schon lang gesagt: der Baruch ist ein Duckmäuser, wo der Rabbiner wird, läßt sich die Gemeinde taufen. — Ich hab' mir immer gedacht, wenn ich über hundert Jahren einst ein Aug' zuthue, ich hab' — dem Stein sei's gesagt — kein Kind und kein Rind auf der Welt, ich hätt' ihm, meinem Baruch, mein bischen Vermögen, das ich mir erspart habe, hinterlassen, und er hätt' ein Schiur für mich gelernt*), daß ich auch einen silbernen Stuhl im Gan-Eden**) bekommen hätte. Ach! wie sind meine Hoffnungen zu Wasser geworden."

Chaje weinte bitterlich, Spinoza suchte sie zu trösten.

„Er verleitet mich auch noch zu der Sünde, daß ich am Sabbath weine, ach! das ist ein Nagel zu meinem Sarge," klagte sie. „Ich möcht' nur wissen, was ihm einfällt. So viel tausend Jahr' ist die jüdische Religion recht gewesen, jetzt auf einmal wirft man sie nur so weg, wie einen zerbrochenen Topf? Ich glaube immer, es ist ein Sched in ihn gefahren, warum hätt' er sonst gegen die Juden und die jüdische Religion geschimpft? Schind't man sein' Nas' aus, schänd't man sein Angesicht, sagt das Sprüchwort. Er thut's mir zu lieb und wird wieder fromm und brav wie sonst, nicht wahr? Er wird mir's gewiß auf seinem Todtenbett danken, wenn er mir folgt. Es war ein Jugendstreich, und den vergißt man bald; bis in einem Jahr ist Gras darüber gewachsen, und dann kann er wählen unter den Töchtern der reichsten Männer in Amsterdam."

Spinoza ward fast unwillig über die Reden der Chaje, denen er durch Erklärungen keinen Einhalt thun konnte, sie wollte nicht

*) Eine Seelenmesse gelesen.

**) Paradies.

eher weggehen, bis er ihr versprochen habe, daß er wieder fromm und brav sein wolle; er mußte ihr endlich deutlich zu verstehen geben, daß sie sich nun entfernen müsse.

Olympia hatte recht prophezeit, daß man einst zu Spinoza wallfahrten werde; aber die Wallfahrt ging vorerst noch zu Maledictus. Am andern Tage, nachdem Spinoza sich die Chaje vom Halse geschafft hatte, kam der Arzt Salomon de Silva zu ihm. Er machte zuerst einige ärztliche Einleitungen und bemerkte Spinoza, daß er durch seine jetzige Lebensweise seine Gesundheit untergrabe; dieser aber erwiederte, daß er zwei Aerzte zu Freunden habe, und sich durch beobachtete Diät immer wohl befinde. Silva legte die Sonde tiefer ein.

„Ich gestehe," sagte er, „das Judenthum hat vielerlei Mißbräuche und abnorme Auswüchse, die hinweggeschafft werden müssen; als ich in deinen Jahren war, war mir das auch sehr lästig. Die ungestüme Jugend möchte nur immer schnell zuschneiden, aber das geht nicht; man muß sich erst Vertrauen zu erwerben suchen, und die Leute nicht vor den Kopf stoßen, dann darf man sich später auch Etwas erlauben, und kann seine Plane so nach und nach durchführen."

„Schon der Thalmud lehrt," entgegnete Spinoza, „Du sollst kein falsches Maaß in deinem Hause behalten. Gilt das nicht auch hier?"

„Allerdings," bestätigte der Arzt, „nur sind Zeit und Verhältnisse zu berücksichtigen, diese alltäglichen Bedingungen haben mindestens eben so gut ihr natürliches Recht wie der abstracte logische Gedanke. Die erste Regel ist: wer auf irgend eine Genossenschaft und ihre zeit- und vernunftgemäße Umbildung einwirken will, der darf sich nun und nimmer außerhalb derselben

stellen. Drum rathe ich dir, kehre zurück, bedenke: es giebt noch mehr Leute, denen das Licht der Vernunft aufgegangen ist, und die doch die alten Observanzen nicht auf einmal über den Haufen werfen; es ist in der letzten Zeit viel geschehen, wer das vor fünfzig Jahren gesagt hätte, wäre gesteinigt worden, und so wird es immer fortschreiten. Siehe, der ganze Boden unserer Niederländischen Heimath ist wie ein Sinnbild unserer Religion: da sind Dämme gebaut, Kanäle geleitet, um die wilde Kraft des Elementes zu bannen und zu lenken, auf den Dämmen wächst wieder Leben, die Kanäle werden Verbindungsstraßen, die die Menschen zusammen halten. Die Kraft von Jahrhunderten liegt in diesen weisen Vorkehrungen. Von dem gemeinen Manne selbst wird der Boden heilig gehalten, weil er weiß, daß die Arbeit vergangener Geschlechter ihn dem Meere abgerungen. Wenn nun einer käme und Besseres fände, darf er die Dämme sogleich durchstechen, die Arbeit der Vorfahren zerstören und die fruchtbaren Felder und volkreichen Dörfer und Städte eine Zeit lang vernichten, die auf dem trockenen Boden angebaut sind? — So auch geht's mit unserer Religion. Reiß die Dämme nicht ein. Thu's nicht. Wenn du zurückkehrst, kannst du mit den vielen hellen Köpfen, ja, vielleicht an ihrer Spitze das Judenthum reformiren helfen."

„Wer sagt Euch denn, daß ich das will? Vielleicht ist mir das Judenthum und das aus ihm hervorgegangene Christenthum eine Entwicklungsstufe des Geistes, auf die eine andere folgt. Ich will vorerst nichts, als mir die Unabhängigkeit meines Lebens bewahren, und daran soll mich keine Macht der Rabbinen hindern."

„Hast du denn vergessen," fragte Silva, „was du zu mir sagtest, als dein seliger Vater und wir beide dieses Zimmer zum ersten

Male besucht hatten? Es kann die Zeit wieder kommen, wo du deine Verlassenheit von Allen, die durch die Bande der Religion und des Blutes dir angehören, fühlst; dann wirst du deine Hand nach ihnen ausstrecken und nichts als die leere Luft erfassen. Ich weiß zu gut wie weit du voran bist im Denken, ich glaube nicht, daß du Christ werden willst. Traue meiner Erfahrung: stellst du dich auf den höchsten Standpunkt des freien Gedankens, hast du alle Vorurtheile und religiösen Besonderheiten von dir abgelöst, immer bist und bleibst du ihnen der Jude, sie werden dich ewig als Fremden betrachten; sie haben den Haß und die Geringschätzung gegen die Juden mit der Muttermilch eingesogen, du vergeudest deine Liebe an ihnen; was sie Gutes an dir entdecken, werden sie stets nur als eine Ausnahme gelten lassen; strebst du nach Geld und Ehre, werden sie sagen: das ist sein jüdischer Geld- und Ehrgeiz; schätzest du beide gering, so werden sie sagen: er hat doch Etwas von der christlichen Bescheidenheit und Verachtung der irdischen Güter. Sie finden dich entzückend und unvergleichlich, wenn du der Juden Albernheiten verhöhnst; berührst du aber eines ihrer Vorurtheile, und hätten sie selber längst ihren Spott darüber ausgegossen, du darfst es nicht, und thust du es, so bist du ihnen der vorwitzige zudringliche Jude. Es ist hier gerade so, wie sonst im Leben: wir gestehen uns unsere Fehler und schelten uns oft darum, thut's aber ein anderer, sind wir ihm gram. Eher wird der Himmel die Erde küssen, Feuer und Wasser sich brüderlich vereinen, als daß ein Jude und ein Christ in wahrer, inniger allvergessender Liebe und Eintracht sich umschlungen hielten. Ja, und nimmst du auch die Taufe, das erste Mißfällige, das sie an dir entdecken, ist der alte jüdische Adam in dir. Drum kehre zurück zu denen, die dich wahrhaft lieben,

deren Nacken das gleiche Joch eingeprägt ist wie dir, sie werden dich brüderlich aufnehmen und deinen Fehltritt vergessen."

„Nein," sagte Spinoza, „es ist eine schwere Sünde, die Ihr gegen Gott und die heilige Natur des Menschen begangen habt mit Euren Worten; es wäre gräßlich, wenn sie Wahrheit enthielten, aber es ist nicht. Wohl ist es möglich, daß der Mensch dem Menschen angehöre, Liebe und Erkenntniß sind dauernder als Haß und Vorurtheil; ist der menschliche Geist ursprünglich Jude oder Christ? Wohlan! ich möcht' es versuchen, ob Ihr Wahrheit geredet."

„Thu' es nicht, warum willst du zu Grunde gehen? Wer sich reinigen will, dem kommt man zu Hülfe, wer sich beschmutzen will, den läßt man gewähren, sagt der Thalmud. Ich will dir einen Vorschlag zur Güte machen. Die Gemeinde läßt dir eine Stelle beim Beth-Din anbieten; du kannst dabei ungestört deinen Studien obliegen, da du nur wenig zu thun hast."

„Ich werde nie ein Amt annehmen."

„So will dir die Gemeinde einen Ruhgehalt von tausend Gulden zusichern, unter der Bedingung, daß du dich auf dein Ehrenwort verpflichtest, nie ein Wort gegen das Judenthum zu schreiben."

„Das Sprüchwort sagt: will man das Volk zum Schweigen bringen, so muß man ihm das Maul mit Brei voll stopfen," entgegnete Spinoza. „Es ist das ein brauchbares politisches Mittel, aber bei mir nicht anwendbar. Lieber Herr Doktor, ich möchte nicht, daß Ihr Euch über mich erzürnt, aber was sollen mir solche Anträge?"

„Ich habe sie dir auch nur mitgetheilt, um mich meines Auftrages zu entledigen, ich persönlich kann anders mit dir reden.

Die Jugend will nicht einsehen, daß es keine absolute Wahrheit in der Wirklichkeit giebt, daß solche in der Welt nicht bestehen könnte, weil sie tyrannisch, absolutistisch wäre. Wer die Schicksale der Menschen und ein eigenes langes Leben erkannt hat, der weiß, daß die geschichtliche Wahrheit allein gilt. Du bist zu demüthig und bescheiden, um ein Gottesleugner zu sein; du siehst, Gott selbst läßt die Mannigfaltigkeit der Wahrheit gewähren —"

„Und mein Denken in ihm zwingt mich der Erkenntniß zu folgen."

„Das halte fest und halte dich zugleich an den Bedingungen der Geschichte. Magst du zu meiner Ueberzeugung gelangen, daß keine Philosophie die Geheimnisse der Welt weiter erschließen kann als die Offenbarung im Judenthum, oder magst du anderen Sinnes sein und die messianische Zeit als eine solche ansehen, wo deine Wahrheit des absoluten Denkens herrscht; sieh zurück: wäre es nichts, als das Andenken an die zahllose Schaar der für unsern Glauben Gemordeten, dieses allein müßte uns festhalten in der Mitte seines Heiligthumes. Eine Religion, welche die Freuden des Lebens verachten, und den gräuelvollsten Tod lieben lehrt um ihretwillen, muß sie nicht den höchsten Quell der Wahrheit in sich schließen? Wer wird ihn mit frecher Hand verstopfen wollen, weil er im Laufe der Zeit trübe fließt? Das Blut deiner in der Vergangenheit gemordeten Brüder und Schwestern schreit um Rache wider dich zum Himmel, denn du schändest ihre heiligen Gräber, da du auf ihren Leichenstein setzen willst, sie hätten sich nur dem Wahn und Irrthum geopfert."

„Ich will das nicht, es ist Verleumdung, wenn man mir solches andichtet; groß und heilig sind mir die jüdischen Gesetze,

in ihnen hat sich die Gottheit für die damalige Zeit am lautersten geoffenbart; selig sind, die sie erkennen und ihnen nachleben; aber hat die Gottheit seitdem aufgehört in dem Geiste der Menschen zu leben? Sind alle nachgebornen Geschlechter dazu verdammt, da zu verharren wo die früheren standen, und sich mit den alten Formen zu schleppen? Die Form verwest, der Geist bleibt ewig und verjüngt sich und wächst fort und fort."

„In dir ist ein gewaltiger Geist," begann de Silva nochmals sich zusammennehmend, „deine Gelassenheit ist mir Bürge, daß du ein großer Mann wirst. Weichliche Naturen werden heftig und jähzornig im Widerstreite, starke nie. Wirf nicht einen Stein in den Brunnen, aus dem du getrunken. Deinen freien Opfermuth für die Wahrheit, den hast du aus dem Judenthum geschöpft. Sei dankbar. Zeige deine Kraft in der Selbstbeherrschung, stehe fest in dir und zu den Deinigen und laß dich nicht hinreißen zum Abfall."

„Es giebt keinen Abfall als den von uns selbst."

„Wir werden dich verehren und ich vor Allen, wenn du dich bezwingst."

„Und ich selber werde vor mir ehrlos sein."

Ueberraschung und Unmuth zeigte sich im Antlitze de Silva's; Alles, selbst der wirkliche Lobpreis seiner Tugend blieb erfolglos bei Spinoza. Der Arzt stand auf und rief:

„Wehe! du bist verloren. Ich kann nur zu Gott beten, daß er es Tag werden lasse in dir, damit das Irrlicht verschwinde, das dich in Sümpfe und Abgründe verlockt." Thränen standen Silva im Auge, als er so sprach, sich abwendete und weg ging. Spinoza war tief erschüttert von seinen Reden, es that ihm in der Seele wehe, dem alten ehrwürdigen Manne solchen

Schmerz bereitet zu haben und ihm nicht folgen zu können; aber wie konnte, wie durfte er anders handeln?

Weit leichter ward es Spinoza, noch den letzten Versucher von sich abzuweisen. Nachmittags kam Chisdai, und sobald er zur Thüre eingetreten war, warf er sich auf den Boden und setzte sich dort trauernd nieder.

„Was soll das?“ fragte Spinoza.

„Wehe!“ rief Chisdai, ohne sein Haupt zu erheben dumpf in den Boden hineinmurmelnd, „hat der Geist der Unreinheit in dir dich schon Alles vergessen machen? Kennst du die Geschichte von Rabbi Elieser ben Hyrkanos nicht mehr?“

„Ja wohl, er hat seine Ansicht von dem erlaubten Gebrauche eines Backofens durch verübte Wunder beweisen wollen und wurde deshalb in den Bann gethan; Niemand wollte ihm das Urtheil ankündigen, bis Rabbi Akiba es so that wie du hier. Nicht wahr, ich bin noch ein guter Thalmudist? Aber steh nur auf, ich kann weder dem Baume befehlen, daß er sich an einen andern Platz stelle, noch dem Wasser, daß es rückwärts laufe, auch nicht der Wand, daß sie sich einbiege; sie gehorchen mir alle nicht.“

„So?“ rief Chisdai aufspringend, indem er grimmig die Fäuste ballte, „so? du spottest auch noch über den Thalmud? Sieh', ich bin friedlich hergekommen: ich wollte dich zur Gottesfurcht ermahnen und dir zeigen, daß ich nicht aus Eifersucht oder sonstiger niedriger Leidenschaft gegen dich auftrete; aber an dir ist jedes Wort verloren. So fahre denn hin! Die Raben am Bache werden dir die Augen aushacken, und die jungen Adler sie fressen.“

„Du kannst die Bibelworte auf gut thalmudisch verdrehen,

die Schrift droht jenes nur solchen, die Vater und Mutter verspotten und verachten."

„Das hast du siebenzigmal sieben gethan, du Ruchloser! Aber deine Strafe wird nicht ausbleiben, noch im Tode wirst du gesteinigt werden, und man wird einen Steinhaufen auf dein Aas wälzen zum Schreckbilde für alle nachkommenden Geschlechter. Nimm dich in Acht, krieg' ich dich unter meine Hände, so lange du mit deinem Athem die Luft verpestest, ich zerreiße dich wie man einen Fisch zerreißt."

„Wieder ein thalmudischer Ausdruck," erwiederte Spinoza lächelnd, „aber bedenke, daß der Thalmud auch sagt: es ist gut, daß der Esel keine Hörner hat."

Chisdai schäumte vor Wuth, da er aber Jemand die Treppe heraufkommen hörte, ging er fort.

„Was ist denn das für ein federloser Zweifüßler, der da von dir ging?" sagte Meyer eintretend, „der sieht ja aus wie die ausgebälgte Erbsünde."

Spinoza mußte herzlich lachen über diese Bezeichnung. „Dießmal bist du auf deinem Steckenpferde am rechten Ziel angekommen," sagte er, „aber diese Erbsünde wollte mich in's jüdische Paradies zurückführen."

Meyer ermahnte ihn nun, mit der gewohnten Kraft und Standhaftigkeit gegen die jüdischen Päbste aufzutreten, und als er sich bald darauf entfernte, machte sich auch Spinoza auf den Weg.

Jetzt zum ersten Male fühlte er sich unheimlich zwischen seinen einsamen vier Wänden; es war ihm nicht möglich, wie sonst, seine Gedanken in der Erforschung einer bestimmten Wahrheit festzuhalten; er bedurfte einer befreundeten heitern Seele,

an der er sich aufrichten und die Stürme des heutigen Tages vergessen konnte; wo sollte er solche anders suchen als in Olympia? Er ging zu ihr, und fand sie in traulichem Gespräche mit Kerkering. Er glaubte in beiden eine seltsame Ueberraschung zu bemerken als er eintrat; er vermuthete richtig, daß er der Gegenstand ihrer Unterredung gewesen war. Olympia verstand es indeß wie immer, schnell ihre Gemüthsbewegungen zu bemeistern.

„Sie sind mir in der letzten Nacht im Traume erschienen, Herr von Spinoza," sagte sie im Verlaufe des Gespräches. „Sie müssen rathen unter welcher Gestalt."

„Sie glauben weder an Teufel noch an Engel, haben Sie mich vielleicht als Klosterbruder gesehen?"

„Nein, weiter gerathen."

„Als Kaiser?"

„Nein."

„Als Rabbi? Als Pabst?"

„Nein, nun Sie errathen es nicht, wie ich merke. Als Masaniello sah ich Sie, mit dem Fischernetze auf dem Rücken, die rothe gewirkte Mütze mit der langen Troddel kleidete gar schmuck zu dem pechschwarzen Haare, die Hemdärmel waren bis über die Ellbogen aufgestreift; so sah ich Sie von einer zahllosen Menge Juden durch die Straßen getragen, bis vor das neuerbaute Stadthaus, dort stiegen Sie hinauf bis zu dem vergoldeten Schiffe auf dem Thurme und riefen: „Mitbürger, die ihr, wie Erasmus von Rotterdam sagt, gleich Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnt! Ich sehe eure gabelförmigen Schornsteine und eure vor und rückwärts geneigten Giebel; ich sehe die Kanäle und Dämme, die euer Land durchschneiden, und euer Leben fließt ebenso eingedämmt und ohne keken Wellenschlag den geweisten Weg dahin

Ich sage euch, das wird anders werden. Ich streiche das: Du sollst, aus euren Lebensbüchern, und in meiner Lehre heißt es: Du mußt, denn du kannst. Ihr glaubt die Fische seien stumm? Es ist nicht wahr. Da hab' ich eine Legion vom Meeresgrund heraufgefangen, die reden alle gar weise Dinge." Dann nahmen Sie Ihr Netz vom Rücken, es war leer, Sie kehrten es um, und eine unendliche Zahl von Fischen fiel heraus, sie glitzerten wunderlieblich im Sonnenschein, die Floßfedern wurden zu Flügeln und sie flatterten mit Geschrei davon. Sie aber blieben noch stehen, und hielten eine Philippika gegen das Volksmärchen: daß an dem Tage, an welchem die Gesandten der sieben vereinigten Staaten durch die sieben Thore des vollendeten Stadthauses gehen würden, das Glück einer jeden Provinz hinter ihnen herausgehen und nimmer wiederkehren werde. Und nun erklärten Sie, wie Ihre Philosophie der Wasserbaukunst unseres Landes entspreche, wie man Sturm und Fluth brechen und beherrschen könne, wie man vom Strome der Affekte übergossenes Land austrockne und fruchtbar mache, und Alles ganz deutlich, ich habe es im Traume ganz hell und klar verstanden. — Jetzt bin ich leider wieder unphilosophisch wie das grauw — das Volk — das tobte und schrie: er ist ein Zauberer, er ist des Teufels Sohn! und riß das Stadthaus ein. Ich erwachte. — Wenn Sie nur auch Etwas von der Kunst Daniels verstünden."

Spinoza fragte, ob sie in den letzten Tagen Frau Gertrui nicht gesprochen habe; Olympia betheuerte, sie seit mehreren Wochen nicht gesehen zu haben. Es war in der That ein fast wunderbares Zusammentreffen, denn Spinoza hatte aus einer sonderbaren Laune seit zwei Tagen begonnen, sich selber in dem Kostüme Masaniello's zu zeichnen. Er sagte indeß Olympia nichts davon,

denn er wußte, wie sie, trotz ihrer Freigeisterei, sich gerne eine sonderbare Ahnungstheorie aufbaute. Es ward ihm heute wiederum nicht freudig zu Muthe in ihrer Nähe; war die Anwesenheit Kerkerings daran schuld, oder war es, weil er mit übervollem Herzen hergekommen war, und nun zu spät sah, daß er hier keinen Anklang finden konnte für seinen schmerzlichen Kampf? Eine düstere Ungewißheit und Zweifelsucht lagerte sich über sein Verhältniß zu Olympia; er sah Kerkering mit immer zuthulicherer Freundlichkeit sich Olympia nähern, und diese hielt ihn nicht mehr wie sonst mit leichtem Scherze ferne, er glaubte sogar ein gewisses Einverständniß zwischen ihnen darin zu entdecken. Als er wegging, sagte ihm Olympia:

„Ihre Schwester Rebekka war heute bei mir, ich soll Sie bekehren, daß Sie sich den Rabbinen unterwerfen."

Spinoza verneigte sich stumm. Wie war es möglich, daß sie dir ihren Traum erzählte und allerlei Scherz trieb, statt vor Allem dieses Begegniß mitzutheilen? Mußte es nicht ihr Herz erfüllen, daß deine Schwester bittend bei ihr erschien? — Du kannst nicht verlangen, daß andere eine Regung anerkennen, die du selber in dir zerstörst . . .

Miriam, mit der er von Kindheit auf in geschwisterlicher Innigkeit gelebt, war zu ihm gekommen, sie hatte nur schüchtern nach der Geliebten gefragt, und Rebekka, die herrschsüchtige, die ihm allzeit fremd gewesen, drang zu Olympia. Wie muß sie dieser erschienen sein und hat vielleicht das Herz der Geliebten zweifelhaft gemacht und ihr einen abstoßenden Widerwillen gegen seine Familienbeziehungen eingeflößt.

Spinoza fühlte seine Wangen entbrennen. Er war im Begriffe, die Familienbande und alle Fesseln der Gewohnheit zu

lösen, nimmer aber konnte er's ertragen, daß diese gering angesehen würden.

Die Liebe sollte ihm beistehen in dem Kampfe, der sich ihm eröffnete; es blieb ihm nur die Wahrheit allein.

24. Der Bann.

Eine zahllose Menschenmenge lagerte sich an den Straßen, faltete die Hände und betete zum Herrn, daß er beschützen möge den Zug ihres Befreiers. Voraus zog der kaiserliche Herold mit dem Reichsadler, ihm folgte der Kämpfer für Gottes Wort, geleitet von Reisigen in blinkendem Stahle und schmucker Waffenzier. Und als er hinzog in die Reichsversammlung, da kletterten seine Verehrer auf die Dächer, füllten die Straßen und Fenster, denn glücklich pries sich der, dessen Auge ihn geschaut; und als er muthig und mannhaft den Kampf gefochten, wurde er im Triumphe nach Hause getragen, eine Stimme ward vernommen, die da rief: „Selig sind die Hände, die dich getragen.“ So zog im Jahre 1521 Martin Luther gen Worms: der tapfere Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Worts.

Schwer ist's, den Kampf gegen Gewalt und Gewohnheit in sich zu bestehen und schmerzlich, ihn nach außen zu vollführen; aber hier gefolgt von tausend theilnehmenden Blicken sammeln diese sich gleichsam wie eine Glorie um das Haupt des Kämpfers und erheben seine Kraft zur Kraft von Tausenden, und sieht er sich selber untergehen, er hat den Gruß der zahllosen Herzen empfunden, in denen sein Gedanke fortlebt.

... Wie anders ist es, sich zum sieglosen Kampfe in stummer Verborgenheit rüsten.

Im Jahre 1657 wanderte Benedict Spinoza einsam nach der Synagoge „Jakobshaus“ zu Amsterdam, von Niemand geleitet, von Niemand begrüßt; scheu wich das Volk zurück das ihn kannte, ihn, den standhaftesten Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Gedankens. Er hatte der Welt kein altes geschriebenes Gesetz aufs Neue zu erobern, er schien sie berauben zu wollen ihres festen Hortes; denn er wollte nichts als das alte gute Recht des freien Denkens. In der Synagoge saßen die zehn Richter auf ihren Stühlen, den Vorsitz hatte Rabbi Isaak Aboab, neben ihm saß Rabbi Saul Morteira. Spinoza mußte vier Schritte entfernt von ihnen wegstehen. Rabbi Isaak Aboab erhob sich und sprach:

„Mit der Hülfe Gottes! Wir sind hier versammelt, um über dich, Baruch ben Binjamin Spinoza, Urthel und Recht zu sprechen. Schwöre uns im Namen des allmächtigen Gottes, daß du uns nichts läugnen noch verhehlen, und daß du dich fügen wollest dem Ausspruche, den der Herr durch unsern Mund dir verkünden wird.“

„Trug kenne ich nicht und Lüge ist mir ferne,“ erwiederte Spinoza, „ich werde mich eurem Urtheile fügen, wenn ihr über mich erkennet nach dem göttlichen Worte, und nicht nach den Eingebungen eueres Herzens und nach den Satzungen der Rabbinen.“

Ein Gemurmel entstand unter dem Synedrium, man konnte den fast allgemeinen Ausspruch unterscheiden, daß der Angeklagte durch diese Weigerung, ihre Gerichtsbarkeit unbedingt anzuerkennen, ohne weitere Verhandlung mit dem höchsten Grade

des Bannes belegt werden sollte. Rabbi Saul Morteira bat um Stille: „Laßt sehen," sagte er, „wie weit die Verruchtheit seines Herzens geht. Sag' an, Frecher: hast du nicht durch Genuß verbotener Speisen und Getränke gegen Gott gesündigt, und durch Arbeit den Sabbath entweiht? Hast du nicht dich der Genossenschaft des Glaubens entzogen und den heiligen Namen Gottes und sein Gesetz gelästert? Und geschrieben steht: Wer heimlich den Namen Gottes entweiht, den wird öffentlich die Strafe treffen."

Eine Pause entstand, Spinoza heftete den Blick zur Erde, jetzt sah er auf und entgegnete mit ruhiger Stimme:

„Ich kann nicht Wunder und Zeichen thun und die Natur um mich her zu Beistand und Zeugniß anrufen, in mir allein muß ich die Kraft erweisen, die vom Dasein Gottes in jedem Menschenherzen zeugt. Daß ich hier stehe, euch gegenüber, von euch angeklagt, die ihr auf andere Weise gottgefällig zu leben glaubt; daß ich nicht wanke und nichts in mir mich anklagt, nehmt's als Zeichen meiner Liebe zu Gott, die ich als das höchste Gut erkenne. Ich vertheidige mich nur wegen der Anklage auf Sabbathschändung, weil diese als ein Fehl gegen das heilige Gesetz Gottes in der Natur erscheinen kann. Wohl ist's dem gedrückten Menschen förderlich, daß er von sieben einen Tag sich zur Ruhe setze, und weise ist's, denn des Menschen Würde besteht in jeglicher Art in freier Lenkung seiner Kräfte; wer giebt euch aber das Recht ihn zu strafen wegen der Sünde, die er gegen sich selber begeht?"

Die Versammelten erhoben sich alle von ihren Stühlen und riefen durcheinander, man dürfe solche Gotteslästerungen nicht länger mit anhören, aber Rabbi Isaak Aboab sprach:

„Laßt ihn reden. Aus jedem Worte, das er spricht, ringelt

sich ein Scheď empor, die sich alle an seine Seele klammern werden in seiner leiblichen Noth, und wenn er den Tod des Sünders stirbt, werden sie sich an ihn hängen und ihn hinabzerren in den Pfuhl der Hölle. Wir sind verpflichtet seine ganze Schuld zu hören. Tretet vor und redet ihr Zeugen."

Chisdai und Ephraim traten vor, jener stolz den Blick erhebend, dieser scheu ihn niederschlagend.

„Er hat vor unseren Ohren Gott und die Propheten gelästert, die Engel geläugnet und die Wunder verspottet, daß er also gethan schwöre ich vor dem Angesichte des ewigen Gottes."

„Auch ich beschwöre, daß Chisdai die Wahrheit gesprochen," sagte Ephraim mit leiser Stimme.

„Was antwortest du darauf?" fragte Morteira, und Spinoza erwiederte:

„Ich habe die Propheten nicht gelästert, ja ich verehre sie mehr als die, welche die falsche Glorie der Unfehlbarkeit um ihre Häupter sammeln, sie der göttlichen Majestät ihrer menschlichen Größe berauben und sie zu Götzen erniedrigen. Gehet hinaus und sehet: stand die Sonne still in Gibeon? Ich hätte die Engel geläugnet. Hat nicht schon Rabbi Joseph Albo öffentlich ausgesprochen, daß der Glaube an das Dasein der Engel unwesentlich und unnöthig sei? Ich hätte die Wunder verspottet. Was klagt ihr mich an? Schlaget die Stelle auf, wo Bileams Eselin spricht, und sehet, was Ebn Esra dort sagt. Ich hätte Gott gelästert — ich habe Mitleid mit dir, der du nicht weißt, daß keines Menschen Denken, der seinen inwohnenden Gesetzen folgt, aus ihm entweichen kann."

„Hast du nicht gesagt," fuhr Chisdai auf, „weh mir! daß ich es nachsprechen muß — Hast du nicht gesagt, daß in der heili-

gen Schrift viele unvollkommene und falsche Ideen von dem Wesen Gottes sich finden?“

„Ich glaube Gott mehr damit zu verehren, als ihr. Wird Gott in der Bibel nicht „groß“ genannt, und giebt's eine Größe ohne begrenzte Ausdehnung im Raume? Wahr ist's, die Bibel kann nur aus sich selber erklärt werden, sie trägt den Grund ihrer Wahrheiten nur in sich, sie will nicht an den Denkgesetzen gemessen sein, diese aber auch nicht meistern; die Vernunft, die uns von Gott gegeben und somit nicht minder eine göttliche ist, kann und muß die Idee Gottes aus sich selber schöpfen, und in sich selber finden was zur Erlangung eines gottseligen Lebenswandels gehört. Die Bibel selber erkennt dieses heilige Recht unserer Vernunft an, indem sie einen gottseligen Lebenswandel in den Männern, die vor der Offenbarung auf Sinai gelebt, anerkennt, und indem es von der Wahrheit, die in der Gesetzgebung Moses als zeitliche Erscheinung heraustrat, selber heißt: „Sie ist nicht im Himmel, daß man sagen könnte, wer will für uns in den Himmel steigen, sie holen und uns verkünden, auf daß wir danach handeln. Denn das Wort liegt dir sehr nahe: in deinem Munde und in deinem Herzen, auf daß du danach handelst (5. B. M. 30, 12.). In unserer Vernunft, auf der Höhe des reinen göttlichen Gedankens, hier ist Sinai. Ich will euch offen und getreu meine Ansichten über die höheren Dinge auseinandersetzen, widerleget ihr mich aus der Vernunft, so will ich mich vor euch beugen.“

„Du hast dich auf die heilige Schrift berufen,“ rief Morteira, „Wehe! daß deine Zunge nicht zu Asche verbrannte, da du es wagtest, ihre heiligen Worte auf sie zu laden; was willst du mit deinem Baal, der Vernunft?“

„So zerschmettert ihn, wenn ihr könnt," erwiederte Spinoza.

Rabbi Isaak Aboab hatte bis jetzt ruhig der Verhandlung zugehört, jetzt rief er, sich erhebend:

„Das Maaß ist voll, ihr alle seid mit mir einverstanden, daß dieser Epikuräer die höchsten Strafen des Gehinom's verdient hat."

Alle Anwesenden antworteten mit einem vernehmlichen Amen und Aboab fuhr fort:

„Nun so frage ich dich, Baruch ben Binjamin Spinoza: willst du deine gotteslästerlichen Reden widerrufen und dich der Buße unterwerfen, die deßhalb über dich verhängt werden wird, oder willst du, daß der höchste Fluch des Bannes über dich herabbeschworen werde?"

„Widerleget mich aus der Vernunft und ich widerrufe. Ihr wollt mich nicht hören, ich werde euch in der Schrift antworten. Hier in der abgeschiedenen Synagoge könnt ihr mich nicht hören, und wollt nicht die Wahrheit an ihrer Folgerichtigkeit prüfen; ich spreche meine Gedanken hinaus in alle Welt, wohin kein Bann reicht. Ich habe mich nur eurem Gerichte gestellt, um euch zu zeigen, daß ich keiner Genossenschaft entgegentrete, die in ihrem Glauben die Wahrheit zu besitzen meint; aber die Freiheit des Denkens hat ihr heiliges unverletzliches Gebiet. Wollt ihr mich wie ihr mich hier aufgenommen nun auch ausstoßen — ein neuer Tag wird anbrechen — "

„Lügenprophet, verstumme!" donnerte Rabbi Aboab, „ich frage dich zum zweiten, ich frage dich zum dritten Male: willst du widerrufen?"

Eine Sekunde herrschte Todtenstille in der Halle; da erhob Spinoza seinen Blick, und mit fester Stimme antwortete

er: „Ich kann nicht; aber auch ihr könnt nicht anders, und ich fluche euch nicht.“

Rabbi Isaak Aboab zerriß seinen Mantel, und Rabbi Saul nahm das Schophar, das verhüllt vor ihm lag, stieß dreimal in dasselbe, daß der Schall noch lange von allen Enden des Gewölbes nachtönte; die heilige Lade wurde geöffnet, alle Anwesenden erhoben sich und Rabbi Isaak Aboab las aus einem Pergamente:

„In des Herrn der Herren Namen,
Seist du, Baruch, Sohn Binjamins,
In den großen Bann gethan.
Seist im Bann der beiden Rechte,
Himmlischer wie irdischer:
Seist im Bann der Heil'gen droben,
Seist im Bann der Seraphim,
Seist im Bann der Ophanim.
Ausgeschlossen von Gemeinden,
Von den großen und den kleinen.
Auf dich große schwere Plagen,
Krankheit schmerz- und gräuelvoll;
Drachen-Höhle sei dein Haus,
Und dein Stern erlösche droben.
Aerger sei und Gräu'l den Menschen,
Und dein Aas der Schlangen Futter;
Feind' und Hassern sei ein Labsal.
Und die Hab', die du besitzest,
Fremden werde sie zu Theil.
Vor den Thüren deiner Feinde
Müssen deine Kinder winseln,

Und ob deines Lebens Martern
Späte Enkel sich entsetzen.
Sei verflucht von allen Geistern

. . . .

Michael und Gabriel,
Raphael und Meschartheł.
Sei verflucht vom großen Gotte
Von den siebzig Geisternamen,
Unterthan dem großen König
Mit dem großen Siegel Zartok.
Fahr' zur Höll' wie Korah's Rotte,
Und mit Zittern und mit Beben
Gehe dir die Seele aus.
Gottes Grimm ertödte dich,
Hingewürgt wie Achithophel
In der Schlinge deiner Plane.
Gechsi's Aussatz sei der deine,
Und vom Fall erheb' dich nimmer.
Wo Israels Gräber liegen
Werde dir kein Grab gegraben.
Hingegeben an die Fremden
Sei dein Weib; in deiner Todesstunde
Mögen Andre sie entweih'n. —
Dieser Bann und diese Flüche
Ueber Baruch, Sohn Binjamin's.
Ueber mir und ganz Israel
Aber ruhe Gottes Frieden
Und sein Segen ewiglich."

Hierauf nahm der Rabbi die Thorah aus der heiligen Lade, rollte sie auf, und las (5 B. M. 30, 19 ꝛc.): „Und wer die Worte dieses Fluches höret und segnet sich in seinem Herzen und spräche: Friede wird mir sein, denn ich wandle nach dem Gutdünken meines Herzens, auf daß der Trunkene mit dem Durstigen dahinfahre. Da wird der Herr dem nicht gnädig sein; sondern dann wird entbrennen der Zorn Gottes und sein Eifer über solchen Mann, und es wird auf ihm ruhen all' der Fluch, der in diesem Buche geschrieben ist und der Herr wird seinen Namen austilgen unter dem Himmel." Die Thorah wurde in die heilige Lade zurückgebracht, abermals wurde das Schophar geblasen, und alle Anwesenden sprachen gegen Spinoza gewendet: „Verflucht sei dein Eingang und verflucht sei dein Ausgang." Alle spieen aus und wichen vier Schritte von ihm zurück, als er sich in ungebeugter Haltung aus der Synagoge begab.

Sollte dieser Ausgang aus dem gewohnten Heiligthum der Eingang zu einem neuen werden, oder sollte er nie mehr einen Tempel von Stein betreten und auch äußerlich darstellen, daß der freie Mensch der Tempel Gottes ist?

Vor der Synagoge traf er Oldenburg, Meyer und Vries, die seiner harrten; sie hatten von dem Vorgange gehört und warteten hier, um ihn gegen jede Mißhandlung von den Rabbinen zu schützen. Noch nie hatten die Freunde das Antlitz Spinoza's so flammend gesehen als eben jetzt. Lautlos gingen sie mit ihm und Oldenburg faßte seine Hand und hielt sie fest.

Als Spinoza vor seinem elterlichen Hause vorüberging, hörte er das Wehklagen seiner Schwestern; er wußte, daß sie ihn jetzt beweinten mehr denn als einen Gestorbenen.

Jetzt, da er sich nicht mehr freiwillig dessen begab, sondern

da es ihm entrissen wurde, jetzt fühlte er doppelt was es heißt, eine Jugend mit all' dem Trauten und Heimischen was sie in sich birgt, die tausend Fäden der Erinnerung abzuschneiden und so das Leben zu zerstücken, das sich nicht mehr im Zusammenhange mit der Vergangenheit erhält.

Das traurigste Bewußtsein bei der unwiederbringlichen Lösung einer innigen Lebensbeziehung liegt darin, daß beiderseits ein Stück Leben ausgelöscht und vertilgt ist, dessen unwillkührliche Wiedererweckung oft mit gespenstischem Schreck erfüllt und ins Vergessen flüchten heißt.

Spinoza hatte noch eine heimische Zuflucht im Leben und in der Liebe.

---

25. Freiwerben.

Um dieselbe Stunde als Spinoza die Synagoge verließ, entriegelte der Küster eine Seitenthüre an der katholischen Kirche zu St. Johann; zwei festlich gekleidete Männer traten heraus, der eine blassen kummervollen Antlitzes, der andere heiter lächelnd; es war van den Ende und Kerkering.

„Mich friert," sagte der Letztere, „mir ist es doch als wäre mir das gewohnte schützende Kleid entrissen und es fröstelt. Als ich dort auf den Knieen lag, den gewohnten und doch fast vergessenen Glauben abschwor und in Euren aufgenommen wurde, preßte sich mir's eiskalt im Herzen zusammen und ich konnte kaum das verlangte Wort hervorbringen. Es ist gut, daß in der letzten Ausführung von Entschlüssen uns keine Entscheidung mehr freisteht."

„Dieser Krimskrams der Empfindung," entgegnete van den Ende, „ist nichts als Folge der kühlen Kirchenluft und deiner ungewohnten Lage, die dir die Blutbewegung hemmte. Komm mein Sohn; der Wein, den sie dir dort versagen und für sich allein behalten, ist in anderen Schenken viel besser zu haben. Und sieh dir die ganze Sache wie du richtig gesagt hast, für eine Kleider-

angelegenheit an; du hast dich wie es die Mode verlangt, zur Hochzeit ausstaffirt, weiter nichts."

Dennoch ging Kerkering scheuen Blickes dahin, er meinte, es müsse ihm Jeder ansehen, was mit ihm geschehen war. Erst als man von der St. Olaikirche nach dem Hause van den Ende's abbog, trat wieder ein Roth in seine Wangen. In dem Studierzimmer des Arztes, wo dieser dem neuen Täufling wie er es nannte „die Muttermilch der alma mater Natur" zutrank, ward Kerkering erheitert von dem feurigen Wein und stimmte mit ein in den Scherz über die kindhafte Empfindlichkeit, die ihn befangen hatte.

Van den Ende hatte Olympia einen Besuch ansagen lassen, diese aber ließ erwiedern, daß sie krank zu Bette liege; er eilte zu ihr und ließ Kerkering allein.

„Mein Kind," sagte der Vater zu seiner Tochter, „ich trete eine beschwerliche, vielleicht auch gefahrvolle Reise an. Es ist mir ein Trost, dich in treuer Obhut zurück zu lassen."

„Darf ich denn durchaus nicht wissen wohin und wozu? Warum habe ich Ihr Vertrauen verloren?" fragte Olympia.

„Du sollst dich nicht unnütz ängstigen und abhärmen; ist's vollbracht, wirst du dich dessen vor Allen erfreuen. Jetzt aber laß mich als Vater, als Freund zu dir reden. Sieh, ich komme festlich geschmückt zu dir. Sprich jetzt mit jenem Stoiker zu jedem Körperleiden: ich bin stärker als du. Schmücke dich mit uns, hier nimm."

Olympia hörte verwundert den in ihrer Stille doppelt lauten und heitern Ton ihres Vaters und sah erstaunt auf den dargereichten Perlschmuck.

„Was soll das?" fragte sie.

„Diesen Brautschmuck seiner Mutter sendet dir unser Freund als Morgengruß und sagt dir, daß er mehr Thränen um dich vergossen als Perlen im Meeresgrunde ruhen.“

„Hat er geweint? Ich hätte nie geglaubt, daß er das thäte. Gewiß geschah es, weil er seinen väterlichen Glauben abschwören und den unsrigen annehmen soll.“

„Er hats gethan mein Kind. Es war noch hartköpfiger Protestantismus genug in ihm, der dagegen protestirte, aber es sollte ein Zeugniß seiner Liebe sein. In Kerkering giebst du mir meinen Cornelius wieder.“

„Wehe!“ rief Olympia und verhüllte ihr Antlitz in den Kissen. Erst nach langem Bedrängen des Vaters erhob sie sich wieder und sagte schluchzend: „Wir sind alle unglücklich. Meine Liebe gehört — Sie wissen es Vater, warum muß ich es aussprechen? Spinoza liebe ich und werde von ihm geliebt mit all der göttlichen Hoheit seines Geistes, wie noch nie ein Mädchen geliebt wurde.“

Van den Ende schlug sich mit der geballten Faust an die Stirne. Lange ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann setzte er sich wieder vor das Bett seiner Tochter. „Liebe Olympia,“ sagte er, „sei offenherzig gegen mich. Habt ihr euch eure Liebe schon gestanden?“

„Ja.“

„Und hofftest du auf meine Zustimmung?“

„Zuversichtlich, denn Ihr freies Denken darf kein Vorurtheil kennen.“

„Ich will es auch nicht. Laß uns die Sache unbefangen überlegen. Womit wolltet ihr euch denn ernähren? Du weißt, was ich besitze, ist nicht eigentlich mein.“

„Spinoza würde einen Lehrstuhl der Philosophie und Mathematik an irgend einer Universität annehmen."

„Das geht nicht so bald, er ist von den Juden als Ungläubiger verstoßen, und die Pfaffen aller Confessionen reichen sich die Hände, wo es den gemeinsamen Feind zu unterdrücken gilt. Er könnte einstweilen Gläser schleifen und du mit Orgelspiel oder sonstigem Unterricht Etwas erwerben, es könnte schon hinreichen, um euch vor dem Hungertod zu wahren, und habt ihr bloß das leere Wasser, so brockt ihr eure Philosophie ein, ist auch eine nahrhafte Speise; aber eure Kinder werden sich leider nicht damit zufrieden stellen lassen. Eure Liebe ist nichts als ein falscher Syllogismus —"

„Vater, Sie sind sehr hart."

„Ich bin es nicht; freilich, auf eurer Geisterhöhe, wo ihr euch von lauter Genien umflattern laßt, die weder Mark noch Knochen haben, da muß euch jemand, wie ich, als ein Barbar erscheinen. Ihr habt die ewigen Probleme vom Schicksal der Menschheit und dem Weltdasein enträthselt, was kümmert's euch, wenn euer Schicksal und die Fristung eures Daseins euch Tag für Tag ein neues Problem aufzuknacken giebt? Eure Seelen lieben sich, und die lieben Seelen, ach, das sind gar bildsame gute Geschöpfe, denen keine Entbehrung zu hart ist."

„Ist das die Ruhe, mit der Sie zu mir reden wollten? Verdienen die Entsagungen, die ich freudig über mich nehme, solchen Spott?" fragte Olympia.

„Du hast Recht," erwiederte der Vater, „du magst ihn heirathen, ich will dir's nicht wehren: des Menschen Wille ist sein Himmelreich, das ist auch mein Wahlspruch. Aber das eine bedenke noch: wie wirst du es ertragen, wenn deine Freundinnen

und Bekannte die Nase rümpfen und kichern, wenn sie dich mit ihm über die Straße gehen sehen; seht, da geht sie, werden sie sagen, sie wäre sitzen geblieben, wenn sich nicht der arme Jude, den seine Sippschaft selber verstoßen, über sie erbarmt hätte. Ich kann ihnen nicht Unrecht geben, wenn sie denken: hätte er sie wirklich geliebt, so hätte er freiwillig seinem alten Glauben entsagt und nicht erst gewartet, bis man ihn ausstieß; denn das ist und bleibt in den Augen der Welt ein Schimpf. Und wenn sie dann weiter zischeln werden: Wie war sie sonst so stolz und hat auf uns herabgesehen, die ist nun glücklich, sie braucht nicht einmal einen Kleiderschrank, das abgetragene Kleid, das sie schon vor zehn Jahren hatte, ist nun mit der Zeit ihre ganze Garderobe geworden, wir haben von Herzen Mitleid mit ihr. — Ich weiß wohl, solche Dinge können und dürfen deinen Entschluß nicht wankend machen, ich sage dir es auch nur, damit du dich darauf gefaßt hältst. Ich will Spinoza auch in gar keinen Vergleich setzen mit Kerkering; sein Geist ist groß, und eine Minute, wo in seliger Harmonie eure Seelen in einander klingen, wiegt jahrelange Entbehrungen, wiegt allen Genuß der irdischen Freuden auf; du liebst und verehrst ihn, du bewunderst die Majestät seines Geistes, ich glaube nicht, daß er diese Herrschaft über dich mißbrauchen wird; solche Fälle mögen nur selten vorkommen. Was ist dagegen Kerkering? Er hat seine Liebe besiegelt, indem er zu deiner Kirche übertrat, er hat eine mächtige und ruhmvolle Genossenschaft verlassen, er hat dich nicht zur Theilnehmerin der peinlichen Vorbereitungen gemacht und dir keinerlei Verantwortung zugeschoben; du solltest mühelos die Frucht seiner Arbeit empfangen, und so wird er allzeit handeln. Du sollst durch seine That nicht zu Dank gebunden sein, er macht keinen Anspruch als

den, daß er dich liebt. Er betet dich an, alle deine Worte sind ihm Orakel, ja der leiseste Wunsch deines Herzens ist ihm Befehl, den er mit Freuden erfüllt; aber du hast Recht, du willst keinen Mann, den du beherrschen darfst, des Weibes schönste Zierde ist Gehorsam, Gehorsam, und selbst gegen despotische Unterdrückung. Was kann dir Kerkering bieten? Nichts als ein gutes treues Herz, das nur für dich allein schlägt; er kann dir ein Leben voll Glanz, Ehre und Genuß bereiten, du wirst Gegenstand des Neides bei allen deinen Freundinnen sein. Was ist aber dieses Alles gegen den Hochgenuß der überschwänglichen Geistesharmonie? Gewiß, sie ist ewig, und ihre Ewigkeit überdauert ein Jahr, vielleicht auch zwei; ist das nicht genug?"

Van den Ende schwieg, Olympia schluchzte und weinte nicht mehr, stillträumend spielte sie mit der Perlschnur, die vor ihr lag.

„Darf ich das Bett verlassen?" fragte sie endlich.

„Ja wohl," sagte der Vater und schmunzelte zufrieden vor sich hin, als er das Zimmer verließ. —

Olympia stand auf und kleidete sich an. „Ich habe meinem Vater meine Liebe stärker gezeigt, als sie ist," sagte sie zu sich. „War es nicht Anfangs bloß verletzte Eigenliebe und die Lust, keinen Unbesiegten zu kennen, die dich ihm in die Arme führte? — Nein, du liebtest ihn ehedem und liebst ihn noch." Sie nahm die Perlschnur, hing sie um den Hals und betrachtete sich wohlgefällig in dem Spiegel. „Ich hätte keinen andern Mann bekommen, werden sie sagen; was kümmert's mich? Sagt mir doch mein Bewußtsein: diese Perlschnur und mit ihr des Lebens schimmernde Genüsse waren in meiner Hand, und ich verschmähte sie. Aber thue ich Recht? Er ist eine geborene Ein-

siedlers-Natur, die Wissenschaft ist seine Göttin, ich befreie ihn nur, ich gebe ihn sich selber zurück, wenn ich ihm meine Hand verweigere. Nein, dieser Flitter blendet mein Auge. Und doch, kann seine starkgeistige Kraft sich nicht anders geberden, wenn er in deinem Besitze nicht mehr in Huldigungen um dich zu werben hat? Er weiß, daß du dich klein fühlst ihm gegenüber; wie oft meistert er dich und wie anders wird er's noch thun. Nein, er ist mild und gut, du aber bist zu schwach und die unterwürfige Anbetung Kerkerings lockt dich . . ."

Sie legte die Perlschnur weg und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Wieder stand sie vor dem Spiegel und starrte traumhaft verloren hinein; sie sah sich abgehärmt, zerrissen, bespöttelt und verlacht durch die Straßen gehen, sie verscheuchte diese wahnsinnige Verwirrung nur durch einen lauten Triller. Als ihr Vater sie so munter hörte, trat er zu ihr in's Zimmer. „Kerkering," sagte er, „wartet draußen, er will nicht von der Stelle weichen, bis er ein entscheidendes Ja oder Nein erhalten hat; ich glaube deine Gedanken zu kennen, ich will dich zu keinem Entschlusse nöthigen, aber zu Hülfe kommen darf ich dir. Komm mit." Olympia schmiegte sich wie in demuthsvollem Kindesgehorsam an den Vater und bedeutete ihn, daß sie ihm willfahre, und dieser Ergebung lag doch, ihr selber halb verhüllt, ein Eigenwille zu Grunde, der sich nur mit jenem Scheine deckte. Der Vater faßte sie an der Hand und führte sie in das andere Zimmer zu Kerkering mit den Worten: „Hier bringe ich dir deine Braut mein Sohn."

Kerkering nahm einen Brillantring von seiner Hand und steckte ihn an die Hand Olympia's. „Mein auf ewig," sagte er, und drückte einen herzhaften Kuß auf den Mund Olympia's.

Kerkering und seine Braut saßen am Abend in traulichem Gespräche neben einander, van den Ende rieb sich die Hände und ging heiter lächelnd das Zimmer auf und ab. Olympia fühlte sich immer befriedigter in der Nähe Kerkerings, ja sie fand ihn jetzt so liebenswürdig, daß sie sich darüber schalt, ihm nicht schon längst ihr Herz geschenkt zu haben. Kerkering erzählte ihr, daß er ein wohldressirtes Reitpferd für sie gekauft habe, und daß sie wieder wie vor Jahren majestätisch zu Pferde sitzen und mit ihm durch die Straßen fliegen müsse. Ein glänzendes, genußreiches Leben breitete er mit den lockendsten Farben vor ihr aus, Olympia's Wangen durchschoß ein glühendes Roth, ihr Herz pochte laut, Kerkering hielt sie umschlungen. Da trat zur ungewohnten Stunde und mit ungewohntem feierlichen Ernste Spinoza ein. Olympia riß sich aus der Umarmung Kerkerings los; eine Sekunde lang drückte sie mit der Hand ihre Augen zu, sie stand auf und ging Spinoza entgegen.

„Ich weiß, Sie lieben keine aufgeregten Scenen, wie ich selber nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „ich habe vor meinem Vater und vor Kerkering kein Hehl: wir liebten uns. Erinnern Sie sich jener feierlichen Stunde, da Sie mich beschworen, zu vergessen, was wir uns waren und werden wollten? Jetzt ist die Zeit gekommen. Herr Kerkering ist — mein Bräutigam." Sie mußte sich an ihrer Orgel halten, Spinoza stand wie festgebannt sprachlos vor ihr; starr blickte er sie an. Es war eine grauenvolle Pause.

„Ich bitte," begann Olympia wieder, „entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht."

„Ich wünsche, daß Herr Kerkering Ihnen das Glück bereiten möge, das ich selber einst in glücklichen Stunden Ihnen zu bieten

gehofft hatte," erwiederte Spinoza; seine Stimme klang heiser. Er blieb noch lange, sprach von den gleichgiltigsten Dingen und mit einem Humor, den man gar nicht an ihm gekannt hatte. So ferne ihm auch sonst die Täuschung war, hier hatte er sich in einer zwiefachen gefangen; er glaubte Olympia durch diese Heiterkeit ihren Schritt zu erleichtern, und erschwerte ihn nur damit, er glaubte seiner Manneswürde schuldig zu sein, länger zu bleiben, um in Ruhe zu scheiden, im Grunde war es doch auch, weil er nur schmerzvoll von dieser holden Umgebung, wo das höchste Liebesglück ihm geblüht hatte, sich auf immerdar losreißen konnte.

Auch Oldenburg kam und zum erstenmale küßte er Spinoza nachdem er das Ereigniß vernommen hatte.

Kerkering war überaus heiter und scherzte, daß er erst heute geboren sei und bat, daß ihm Olympia ein Wiegenlied singe; Oldenburg bat um das Lied von der Jungfrau unter den Linden, Olympia sträubte sich, aber jetzt drang auch Kerkering auf dieses allein, er verlangte es als erste und einzige Willfahrung seines erneuten Lebens, und von allen Seiten bestürmt setzte sich Olympia fast willenlos an die Orgel und sang:

Es sollt' eine Jungfrau früh aufstehn,
Und ihren Liebsten suchen gehn;
Sie sucht' ihn unter den Linden,
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?" fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Rosen?"

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und pflück' auch die goldnen Rosen nicht.
Ich hab' meinen Liebsten verloren.
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.““

„Habt Ihr Euren Liebsten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er ist auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit andern schönen Frauen.“

„„Ist er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern schönen Frauen,
So möge der Himmel sein Führer sein
Mit allen den hübschen Jungfräulein.““

Was zog er aus seinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, schönes Kind, schenken,
Wollt nicht an den Liebsten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal so lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag sie mir fehlen,
Als daß ich einen andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn sein Blut.
Er sprach: „Schönes Kind, seht Euch vor, was Ihr thut,
Ihr seid meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

Noch hatten die letzten Töne nicht ausgeklungen, als Spi=

noza seinen Hut nahm und ging. Olympia stand auf und schlug den Deckel ihrer Orgel zu, daß die Pfeifen wirr ineinander brausten.

Mit übervollem und darum fremder Theilnahme bedürftigem Herzen war Spinoza zu Olympia gekommen. Es giebt Stunden, wo der, dem die Tempel aus Stein erbaut verschlossen sind, sich im Tempel eines treuen Menschenherzens erheben muß.

Das Schicksal hatte Spinoza darauf hingewiesen, nur aus sich selbst Beseligung zu schöpfen.

Wohl hätte er sich getrösten mögen, daß er nun nicht mehr genöthigt war, seinen der Wahrhaftigkeit allein zugewandten Geist vor einer ihm nicht genehmen Form beugen, und in des Tages Last und Mühe Ueberzeugungen verschweigen, Ueberzeugungen bemänteln zu lernen; wohl hätte er sich beruhigen mögen, daß eine Liebe vernichtet war, um derenwillen er oft so schmerzlich gerungen; aber das ist der Liebe ewiges Räthsel, daß sie sich sehnt nach dem verlornen Schmerz, nach der verlornen Sehnsucht. Schwermuth und Bitterkeit drohten ihn zu erfassen, aber in selbstbezwingender Erkenntniß lernte er immer bestimmter jener Seelenruhe theilhaftig werden, die die Freiheit des Geistes ist, indem sie sich der Nothwendigkeit alles Geschehenden unterwirft und ihren Gesetzen nachgeht, gleich als wäre nicht das eigne Herz davon betroffen.

Jedes Versenken in eine Trauer, deren schmerzenreiche Folgen mit der Vernunft besiegt werden können, ist theilweiser Selbstmord; wer frei sein, das heißt nach den Gesetzen seiner Vernunft leben will, darf nie aufhören zu sein, und solches läßt er geschehen, sein lebendiges ewiges Dasein wird unterbrochen, wenn er sich von den Affekten bewältigen läßt. Nur ein Leben in der Vernunft ist das wirkliche und ewige Leben.

Es galt einen gewaltigen Kampf, ein Losringen von aller Besonderheit und aller schmeichelnden Anmuthung, die ihn endlich auf die Spitze des reinen Denkens führen sollte, und ihn zu dem fast unfaßlichen scheinbar Welt verschmähenden und doch sie verklärenden Ausspruche befähigte: „Ich erörtere die Handlungen und Bestrebungen des Menschen gleich als ob von Linien, Flächen oder Körpern die Rede wäre.“

Die Freunde erkannten mit staunender Bewunderung die Siegeskraft Spinoza's, der mit dem freien Gedanken das Leben mit all seinen Begegnissen überwunden hatte und nun in stiller Glückseligkeit es erst wahrhaft sein eigen nennen konnte.

Keine Glorie umschwebte sein Haupt, sie durchleuchtete sein ganzes Sein.

---

26. Wundenmal.

Die jüdische Kirche wollte ihren Bann gleichfalls mit bürgerlichen Folgen begleiten, sie beantragte bei dem Magistrate, daß der „Gotteslästerer" aus der Stadt verbannt würde. Die Angelegenheit wurde der Oberbehörde der reformirten Geistlichkeit zum Austrage übergeben, und der stille Denker sah sich durch Zuschriften und Vorladungen oft heraus gerissen aus seinem innern Forschen. Mit weitgehenden Betrachtungen über die Regelung des Gemeinwesens und den dazu erforderlichen Menschenverbrauch wanderte er oft durch die langen Gänge der Gerichtsgebäude und saß er wartend in den Vorzimmern. Das Martyrium der neuen Welt ist ein langes aus tausend kleinen Plackereien zusammengesetztes, und unser Philosoph sollte zu demselben noch ein anderes erfahren.

Die Freunde drangen in ihn, daß er freiwillig seine Vaterstadt verlasse, er aber beharrte dabei, daß er um der Gerechtigkeit willen nur dem Urtheile des angerufenen Gesetzes sich fügen dürfe. Es war die letzte Freundesthat Oldenburgs, der als Gesandter des niedersächsischen Kreises nach England berufen war, den Freund von diesen Störungen zu befreien. Er drang in Spinoza ihm zu folgen, aber dieser wollte im Vaterlande und in stiller Einsamkeit bleiben. Er rüstete sich, Amsterdam zu ver-

lassen; denn war er auch frei von jedem Groll, er konnte doch der unmittelbaren Empfindung nicht allzeit wehren, die ihn oft schmerzlich berührte, mitten in seinem Heimathsorte sich von Mißwollen und Abscheu umgeben zu sehen. Es that ihm weher, diese Empfindungen schuldlos in Anderen zu erregen, als ihre Folgen selber zu tragen.

Die Eigenthümlichkeiten der Freunde zeigten sich bei den Erörterungen hierüber in bestimmter Weise. Meyer fand ein Ergötzen darin, die Gebrechen und Beschränktheiten, die Denkfaulheit der Menschen mit scharfem Spotte zu geißeln; Oldenburg lehnte dies ab, weil ihm jede heftige Gegenwehr, jedes Handgemenge mit der gemeinen Welt als unschön und verunreinigend erschien, und wie so oft traf auch jetzt Spinoza mit Oldenburg zusammen. Was dieser unmittelbar aus einem gewissen Anstandsgefühl vermied, dazu brachte hier Spinoza eine Begründung aus der Erkenntniß.

„Die Erforschung der Gegensätze und Mängel der Menschen“ sagte er, „darf nur dazu dienen, um uns vom Widerstreit nicht überraschen zu lassen, vielmehr in Ruhe uns Verhaltungsregeln auszubilden und die Erregung des Gemüths in möglichst kurzer Zeit zu überwinden. Es ist ein trügerischer Schein, wenn man dadurch frei und glückselig zu sein glaubt, indem man Fehl und Gebrechen Anderer in's Auge faßt und in allerlei Auslassungen sich darüber ergeht; frei und glückselig macht uns nur die Erkenntniß der Tugenden und ihrer Ursachen, dadurch allein wird unsere Seele freudenvoll. Der Ehrsüchtige spricht am liebsten von dem falschen Ruhm und den schlechten Mitteln Anderer, der habgierige Mittellose von Mißbrauch des Geldes und den Lastern der Reichen. Wer aber die Wahrheit liebt, hält sich nicht lange

bei Lüge und Verstocktheit auf, er bekämpft sie nach Kräften, erfreut sich der eigenen erlangten Erkenntniß, und daß auch die Irrenden nach einer Naturnothwendigkeit handeln."

„Die Glückseligkeit liegt noch immer im Jenseits," ergänzte Oldenburg, „aber im Jenseits des besiegten Hasses, im Paradiesesfrieden der Erkenntniß."

Meyer ließ sich indeß nicht so rasch bekehren, und mit dem Selbstgefühl das Rechte vorhergesagt zu haben, fragte er:

„An Olympia hast du hoffentlich die Charakterlosigkeit und bloße Stimmungsfähigkeit der Frauennatur erkannt, und wirst dieser Abart des Menschenthums die entsprechende Stellung in deinem System anweisen?"

„Ich weiß," entgegnete Spinoza, „wer von der Geliebten übel aufgenommen wurde, denkt an nichts als an die Unbeständigkeit, den falschen Sinn und die übrigen abgeleierten Untugenden der Frauen, und alles das läßt er alsbald in Vergessenheit gerathen, wenn er von der Geliebten wieder huldreich aufgenommen wird. Wer aber seine Affekte und Begierden aus alleiniger Liebe zur Freiheit zu mäßigen sucht, der wird sich bestreben, so viel als möglich die Tugenden und ihre Ursachen kennen zu lernen, und die Seele mit der Freude, die aus ihrer wahren Erkenntniß entspringt, zu erfüllen. Wer dieß emsig beobachtet — denn es ist nicht schwer — und dann übt, der wird gewiß bald seine Handlungen meist nach der Herrschaft der Vernunft einrichten können."

So erquickten und erhoben sich die Freunde in der Durchdringung der Geisteszustände und dem Aufsuchen ihrer Beweggründe, und Spinoza hatte in seinem eigenen Leben Anhalt genug zu der Darlegung, die er mit unumstößlicher Beweiskraft

führte, daß nur die Leidenschaften die Menschengemeinschaft und die innere Harmonie des Einzelnen trennen, die Vernunft aber sie eint.

Der schöne belebende Verkehr erhielt durch Oldenburgs Abreise nach England eine Lücke. Spinoza, Meyer und de Vries begleiteten ihn nach dem Schreyershökstoren (Weinenseckthurm), der von den Thränen der Zurückbleibenden bei der Abfahrt ihrer Angehörigen den Namen hat. Mit schwerem Herzen riß sich Spinoza aus den Armen des Freundes, und wehmüthig sah er ihm nach, als er von den Wellen dahingetragen wurde. Meyer und de Vries blieben ihm noch; aber dieser war zu jung, um ganz sein Freund sein zu können, Alter und Erfahrung waren zu ungleich; jener war verheirathet, hundert Beziehungen und Begegnisse machen es dem Gatten und Vater unmöglich, sich dem Freunde stets mit gleicher ungetheilter Hingebung zu widmen; in Oldenburg hatte er seinen treuesten Freund verloren.

Als er nun allein über die Amstelbrücke zurückging, begegnete ihm ein Leichenbegängniß; unter den Leidtragenden erkannte er seinen ehemaligen Meister und seine Nebengesellen; einer derselben winkte ihm mitzugehen, er schloß sich dem Zuge an und erfuhr: daß man hier den Peter Blyning zu Grabe trage. Am letzten tollen Kirmessamstage war er mit den Kameraden beim Tanze gewesen; die Kameraden machten sich den Spaß, daß sie alle ihre Mädchen an ihn schickten, und ihn zum Tanze auffordern ließen; er konnte sich kaum halten vor Wuth und Aerger, stürzte Wein und Genever durcheinander ein Glas nach dem andern hinunter. Er weinte bitterlich, nahm seine Krücken und ging. Auf einmal hörte man einen fürchterlichen Schrei, Alles eilte hinaus: Peter war die Treppe hinabgestürzt, hatte sich die Hirnschale

zerschmettert und lag in den letzten Zuckungen da. Spinoza folgte mit tiefbewegter Seele dem Zuge. Unterwegs begegnete ihm Chisdai. Als er ihm nahe kam, bemerkte er, wie Chisdai dreimal ausspuckte und dabei die ebräischen Worte sprach: „Du sollst einen Ekel und Abscheu vor ihm haben, denn er ist verbannt" (5. B. M. 7, 26.). Spinoza kehrte sich nicht daran und geleitete in sich versunken die Leiche des Unglücklichen zur Ruhestätte.

Bald aber erregte eine andere Todeskunde das Herz Spinoza's zu tiefem Schmerze, es war die Nachricht, daß sein Lehrer van den Ende in Paris durch den Strang hingerichtet worden sei. Der allzeit wohlgemuthe Arzt, der das Lachen als das höchste Gut pries, hatte eine That der Hingebung an das Vaterland bewiesen, die man nicht von ihm vermuthet hätte. Um die Kriegsunternehmungen Ludwig XIV gegen die vereinigten Staaten durch eine Volkserhebung zu kreuzen, hatte er mit dem Herzog von Rohan und Anderen einen Aufstand in der Normandie angezettelt; er büßte dafür mit dem Tode am Galgen. Die ganze Stadt und mit ihr auch Spinoza widmete dem Dahingeschiedenen ein inniges und zum Theil reuevolles Gedenken.

Spinoza fühlte die Verpflichtung, jetzt Olympia eine Tröstung zu bieten. Er prüfte sich strenge und konnte sich sagen, daß nur die lautere Theilnahme an dem Schmerze der einst Geliebten ihn bewog; und am Abende machte er sich auf den so oft betretenen Weg nach dem Hause van den Ende's. Das Haus war still und ausgestorben; er erfuhr von einem Nachbar, daß Olympia mit ihrem Gatten nach Hamburg abgereist sei. Als er auf dem Heimwege an der St. Olaikirche vorüberging, dort wo er einst in der Nacht auf den Stufen gesessen und nach dem Fenster

Olympia's geschaut hatte, stürzte Jemand auf ihn los, packte ihn beim Arme und mit dem Rufe: „der Esel hat Hörner!" stieß er ihm den Dolch nach der Brust, und entfloh in schnellen Schritten. Spinoza war dem Stiche glücklich ausgewichen, nur sein Mantel war durchstochen worden; er glaubte den Thäter erkannt zu haben, es war Chisdai.

Als der erste unwillkürliche Schreck und seine nächsten Folgen im Gemüthe vorüber waren, erwog Spinoza nur noch den Gedanken, wie der Fanatismus nichts ist als eine Umkehr zu dem rohen Naturrechte, die sich scheinbar auf ein Gedankenrecht, auf die Heiligkeit eines Gesetzes stützt. Der in sich verhetzte unklare Eifer, der das innere Gesetz zu einem äußern Fahnenspruch gemacht, hat allezeit verdammt, gekreuzigt, Scheiterhaufen entzündet und das Herz des Feindes durchbohrt. Es gilt, der Menschheit ihre inwohnenden Gesetze zu offenbaren und sie zur Liebe, zur Freude und lebendigen Glückseligkeit zu führen . . . .

Den durchlöcherten Mantel bewahrte er zum Andenken auf.

Dürfen wir dieß als Sinnbild nehmen, daß Haß und Unverstand nur das Kleid des Weisen durchbohrten, sein inneres Wesen aber nicht trafen? —

Emporgetragen ins Unendliche hat dich dein freies Denken, über der Einzelerscheinung schwebst du in der Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes — da plötzlich wirst du niedergeworfen in eine abgelegene Kammer, todt ist die Welt, verschüttet dein Geist, erloschen die Lichtströmung des Gesetzes durch das All.

Kein Dolchstoß aus Menschenhand hatte das Herz Spinoza's getroffen, und doch fühlte er unsägliche Schmerzen in der Brust, und Blut quoll ihm aus dem Munde.

Waren es dennoch die Folgen so vielfacher innerer Bewe-

gungen, die ihn rasch nach einander heimgesucht und ein schon in erster Jünglingszeit, damals beim Predigtversuche in der Synagoge, kundgewordenes Leiden zum Ausbruch brachten?

Spinoza lag schwer krank danieder.

Jetzt bewährte sich Ludwig Meyer als der treue hülfreiche Freund und wie anbetend stand er oft am Krankenlager des Philosophen, der in schmerzfreien Augenblicken sein eigenes Siechthum wie eine fremde Thatsache ansah. Nur einmal sprach er über erfahrene Unbill indem er eine frühere Betrachtung erweiternd sagte:

„Die schwerste Last, die uns die Menschen auferlegen können, ist nicht, daß sie uns mit Undank, Haß und Verachtung drücken, nein, daß sie Haß und Verachtung uns in die Seele pflanzen. Das läßt nicht frei aufathmen, nicht klar aufschauen; aber es ist Eitelkeit und Selbstzerstörung, einen Menschen zu hassen; wir müssen nur die böse That unwirksam zu machen suchen, und damit wieder hindurchdringen zur Liebe Gottes, in der die Welt so friedsam und wonnig ist und uns allezeit mit Lust erfüllt."

Meyer konnte nicht umhin, dem Wahrheitsforscher auf sein dringendes Begehren offen zu bekennen, wie es mit ihm stehe. Nur eine kurze Weile, als fühle er jetzt schon den Todesschlaf, schloß Spinoza die Augen, wie ihm Meyer erklärte, daß unverkennbare Schwindsucht hier ausgesprochen sei, und nur sorgfältigste und bemessenste Ueberwachung des Lebens die Jahre verlängern könne.

Eine Weile herrschte Stille, und Meyer schaute auf das unbewegte Antlitz des Freundes, der die Augen geschlossen hielt. Jetzt richtete sich der Kranke auf, sein Auge leuchtete; kein Schmerzenslaut, keine Klage kam über seine Lippen; mit der Ruhe eines vollendeten Weisen bestimmte er genau die Lebens-

regeln, die er fortan einhalten wollte. Und er richtete sich frei auf als er erklärte, nun in Besonnenheit und Selbstbestimmung allein sich selber die Lebenstage zu schaffen, in Selbstbeherrschung das Dasein zu bewahren und in Seelenruhe zu erfüllen.

Er hielt getreulich Wort.

Satt an Tagen dem Tode entgegen zu sehen, auszuscheiden aus der Welt des Schauens und Empfindens — es ist schwer, und doch mag man sich getrösten, den allgemein bemessenen Raum durchschritten zu haben. Aber in der Blüthe der Jahre, vor der Mittagshöhe des Lebens den Todeskeim in sich fühlen, ihm tagtäglich wehren, jede Lebensäußerung bewachen, der ruhigen Gewohnheit entbehren, daß sich das Leben von selbst fortsetzt, vielmehr mit sorglichem Bedacht die Daseinspflicht allzeit vor Augen halten und dabei sich heiter und harmlos des sonnigen Tages freuen, rüstig arbeiten, durch keinen Zuruf von außen erweckt, nur im eigenen Denken das Heiligthum des Lebens und seiner Freuden finden — das vermag nur ein Mensch, dem Freiheit und Nothwendigkeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit eins geworden, der in der Weisheit die höchste Spitze des Daseins erstiegen. Denn Weisheit ist die bewußte Einheit mit der Naturbestimmung, die Erfüllung der Pflicht, die zur Erkenntniß und im Gehorsam gegen diese zur Neigung geworden.

Ein solcher Weiser war Spinoza.

In stetiger Gleichmäßigkeit, wie die Sage von den Göttern berichtet, und wie die Natur um uns her unwandelbar sich hält, so lebte Benediktus Spinoza. Was die Erkenntniß errungen, ward ihm zur seligen Gewohnheit, und wie er einst das Leben sich zum Denken geschaffen, so gab er durch sein Denken sich jetzt das Leben.

Epilog.

Es war in einer Nacht, da sah er eine große Erscheinung; ein Mann trat vor ihn hin, der war wunderbar und fremd anzuschauen. Sein Haupt war bedeckt mit einem breiten Hute, dessen Farbe war gelb wie die Farbe der Gerste unter der Sichel, und die Haare seines Hauptes waren weiß und bedeckten seine Schultern; auf seiner Stirne war ein Zeichen von Blut, seine Augen lagen verborgen in ihren Höhlen, umwachsen von struppigen Haaren, zwei Furchen zogen sich von dort bis an die Enden des Mundes, und in ihnen strömten vordem seine Thränen, nun aber waren sie leer, denn ihr Quell war versieget; seine bleichen Lippen waren umwachsen von Haaren, die reichten bis an den Gürtel; ein hären Hemde schlotterte um den magern Leib, und seine Füße waren nackt und zerfetzt; an der rechten Seite hing eine Tasche, dort war auch sein Kleid bedeckt mit einem Fleck von der Farbe seines Hutes; auf dem Herzen trug er in einer eisernen Kapsel eine kleine Rolle, befestigt an einer Schnur, die um seinen Hals hing und einen tiefen Einschnitt in sein Fleisch machte; in der Rechten hielt er einen Stock, der weit bis über seinen Kopf hinausreichte.

Und der Mann beugte sich nieder über ihn, küßte ihn auf die Stirne und sprach: „Kennst du mich wohl, du mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde? Schon mehr denn sechzehnhundert Mal sah ich die Sonne ihren Kreislauf vollenden, seit dem Tage, da das Wehe über mein Haupt gekommen ist. Ich stand unter meiner Thüre, und hatte mein Kind auf dem Arme, da brachten sie den Jesus, Sohn des Joseph und der Maria von Nazareth, der sich unsern Messias nannte; ich haßte ihn, denn wir liebten den Boden und er wies uns an seinen Himmel, wir wollten ein Schwert und er lehrte uns das fremde Joch lieben, er war unser Messias nicht. Als er nun an der Schwelle meines Hauses ausruhen wollte, da trat ich ihn mit meinem Fuße und stieß ihn weg, er aber sprach: komm mit mir, dein Fuß der mich getreten, soll keine Ruhe finden, bis zu dem Tage, da ich wiederkehren und mein Reich auf Erden gründen werde. Das Kind entfiel meinen Händen, ich folgte ihm, ich sah ihn den Kreuzestod sterben; ich sah mein Haus, sah meine Kinder nicht mehr, sie wurden zerstreut wie die Spreu von dem Winde oder wurden von dem Schwerte gefressen. Unstet und flüchtig wie Kain wanderte ich durch Wald und Feld, über Ströme und Berge; die Blume verschloß ihren Kelch vor meinem Auge, das Gras seufzte und wehklagte, wenn mein Fuß sich ihm nahte; die Vögel verstummten in den Lüften, und der ausgehungerte Löwe, der brüllend herbeikam, wich scheu zurück, wenn er mich erblickte. Doch die wilden Thiere sie waren noch barmherzig und liebevoll, so ich die ansah, die meines Geschlechtes sind. Ich wanderte durch Städte und Länder: sie tränkten mich mit Wermuth und sättigten mich mit Galle, sie gossen Gift in meine Wunden und betteten mich auf Dornen, und wenn ich mein Haupt ruhig

niederlegen wollte, machten sie den Boden unter mir erzittern, und wenn ich meine Klagen erheben wollte, verstopften sie mir den Mund mit feurigen Kohlen. An jedem Orte, dahin ich meine Schritte förderte, faßten sie mich bei den Haaren, sammelten Holz auf einen Haufen und schleuderten mich in die Flamme; aber Jehovah, der Gott Israels, dessen ewiges Gesetz ich auf dem Herzen trage, sendete seinen Engel, und ob auch die Flammen ihre gierigen Zungen nach mir ausstreckten, Er errettete mich, und ob sie auch in Strömen mein Blut vergossen, Er erhob mich und belebte mich neu, und ob sie auch in dunkle Nacht mich hüllten, sein Licht leuchtete und Helle ward um mich her, und ob sie auch in Grabesduft und Moder mich versenkten, sein Odem wehete und neues Leben haucht er mir ein. Oft frug ich ihn: wann wird es enden, o Herr! wann wirst du dich mein erbarmen, wann mich wieder freundlich aufnehmen vor deinem Angesichte? Wann wirst du Balsam gießen in meine Wunden, wann lindern meine Qualen, wann mich Ruhe finden lassen? Wann wirst du Haß in Liebe wandeln, daß ich aufhöre zu sein ein Gräuel und das Ziel des Spottes allen Nationen? Was soll mir ein ewiges Sterben ohne Tod, ein ewiger Tod ohne Leben? Siehe, Geschlecht auf Geschlecht sah ich aufgehen und verwelken wie das Gras des Feldes, Königreiche sah ich erstehen und in Staub zerfliegen vor dem Hauche deines Mundes. Alles verwest und gebiert sich neu, nur ich allein hänge wie der Tropfen am Eimer, der im Winde zittert und doch nicht fallen mag. Wo des Eises Bande die Erde ewig gefesselt halten, dort stand ich, und Arabiens heißer Sand brannte mir an der Sohle; und nirgends, nirgends ein Land, wo ich säen und ernten oder ein Grab finden kann. Jerusalem, die herrliche, liegt in Trümmern,

wann wirst du sie auferbauen? wann uns zurückführen? Siehe, ich spreche zum Morgen: o daß es Abend, und zum Abend, o daß es Morgen würde. Siehe, der Kummer ist mein Genosse, Schmach und Elend sind meine Gespielen, ich habe sie lieb gewonnen; gieb mir Thränen, Thränen gieb mir, daß ich weinen kann ob meines Drangsals; willst du es nicht, zieh' deine Hand ab von mir, laß meine Feinde treffen das Herz meiner Seele, laß mich sterben, sterben laß mich. Siehe, ich habe mich in Haß gehüllet, laß mich Rache erleben an meinen Feinden, zehnfach wälze auf ihr Haupt, was sie über mich gesendet; sprich zu dem Donner, daß er sie erzittern mache, befiehl dem Blitze, daß er ihr Mark fresse, oder gieb mir ein Schwert, ein Schwert gieb mir, daß ich mich bade in ihrem Blute — —

Oder soll sie kommen die Zeit, da Lieb' und Treue sich begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, Wahrheit aus der Erde sproßt, Gerechtigkeit vom Himmel schaut?

Siehe mein Sohn, das war meine Klage, das war mein Verzweifeln, das war meine Hoffnung. Du bist gekommen zu werden ein Erlöser der Menschheit, auch mich wirst du erlösen. Die deines Stammes sind, sie haben dich verstoßen, sie haben dir nach dem Leben getrachtet; die nicht deines Stammes sind, sie haben dich betrogen, sie haben dir deine süßesten Gefühle vergällt, du kennest keinen Groll, du lohnest ihnen mit der Wahrheit."

Die Erscheinung beugte sich nochmals über den Schlafenden und küßte ihn; es war ein Kuß des sterbenden Ahasverus, der das Schicksal Israels auf sich trug, welches Jesus Christus an das Kreuz geschlagen.

* * *

Meister Klaas und Frau Gertrui weinten sehr, als Spinoza von ihnen Abschied nahm, der kleine Albert freute sich, daß der verdammte Jude fort ging.

Er aber zog hin nach Rhynsburg und von da nach Voorburg und dem Haag und schrieb den **theologisch-politischen Traktat** und die **Ethik.**

Stereotypen und Druck von C. Adelmann in Frankfurt a. M.



